





STATUE PHILIPPS DES GROSSMÜTHIGEN LANDGRAFEN ZU HESSEN

ERFUNDEN UND IN STEIN AUSGEFÜHRT VON J. B. SCHOLL

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Das Leben Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen.

Erzählt von

Philipp Hoffmeister.

Mit einem Stahlstich.

Kassel, Hameln und Pyrmont.
Verlag der J. Luckhardt'schen Buchhandlung.
1846.



Druck von H. Hotop.

Vorwort.

Wenn ich in diesen Blättern eine ansprechende und gemeinfaßliche Erzählung von dem Leben des Landgrafen Philipps des Großmüthigen von Hessen zu geben versuche, so hat mich dabei die Ansicht geleitet, daß eine solche Schilderung zeitgemäß und wohl auch von demselben Nutzen sein könne, wie eine actenmäßige Geschichte des merkwürdigen Fürsten und seiner so bewegten, mit ihrem Streben, mit ihrem Einfluß bis zu unsern Tagen reichenden Zeit. Sie sollte ein klares umfassendes Bild derselben sein, das sich leichter vor dem Auge entfaltet, tiefer dem Herzen einprägt und durch seine Einzelnheiten stärker fesselt, als es oft die genaueste kritische Darstellung vermag. Sie sollte für den großen Kreis aller Gebildeten sein; manchen zu dem Studium der Quellen ermuntern, in jedem aber das Andenken an die großen Männer erneuern, die auch für uns gerungen und gearbeitet haben. Darum habe ich diese — wo es anging — selbst reden lassen, bin oft wörtlich den Angaben bewährter Schriftsteller gefolgt, wenn ich glaubte, daß ich meinen Zweck dadurch am besten erreichte, und habe

bei wichtigen Ereignissen zuweilen auch das Geringfügige erwähnt; aber Subtilitäten, das Anführen irriger Meinungen und gelehrter Citate wird man hier nicht suchen und hoffentlich auch nicht vermissen.

Dazu hat man eine Menge anderer und vortrefflicher Werke, welche dem, der sie gebrauchen will, nicht unbekannt sind. Doch kann ich es nicht unterlassen, außer der Biographie Philipps des Großmüthigen in 3 Bänden von dem Staatsarchiv-Direktor Chr. v. Rommel, Gießen 1830, noch dessen neueste interessante Abhandlungen: Ueber den dem Landgrafen Philipp von Karl V. und dessen Ministern gespielten Betrug bei der Gefangennehmung rc., sowie die kurze Geschichte der fünfjährigen Gefangenschaft Philipps rc. in den Cottaischen Monatsblättern zur Augsb. Allg. Z. zu nennen. Mir ist es Lohn genug, wenn es sich zeigt, daß ich mich einigermaßen der oben angedeuteten Absicht genähert habe.

Cassel, im März 1846.

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Philipps Geburt und Kindheit.

Im Jahre Eintausend fünfhundert und vier, am 13. November, auf einen Sonnabend, Morgens nach fünf Uhr, wurde dem Landgrafen Wilhelm II. oder Mittleren ein Sohn geboren und somit der Wunsch desselben nach einem Erben seines Stammes und seines Landes erfüllt. Das neugeborne Kind erhielt bei der Taufe, welche wahrscheinlich der Abt von Hersfeld verrichtete und wobei der Graf Philipp von Waldeck und Dietrich von Kleen Gevatter standen, von ersterem den Namen Philipp, und wurde nicht nur durch Einführung der Reformation der merkwürdigste Regent Hessens, sondern war auch durch Beharrlichkeit, Muth und Weisheit einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Zeitalters, welchen die dankbare Mit- und Nachwelt bis heute noch mit Ehrfurcht den Großmüthigen nennt. Marburg, die Stadt, wo Philipp das schönste und bleibendste Denkmal seiner Größe durch Gründung einer Universität sich stiftete, war auch der Ort, wo seine Wiege stand, und in dem Schloß, das Wilhelm der Jüngere nicht lange zuvor hatte vergrößern lassen und dessen altersgraue

Mauern noch jetzt in das anmuthige Thal der Lahn hernieder schauen, erblickte er zuerst das Licht der Welt.

Landgraf Wilhelm, der beglückte Vater, der einen Knaben aus erster Ehe nebst der geliebten Gattin Jolantha, einer Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen, zu früh verloren, hatte sich am 20. October 1500 zum zweitenmal auf das Drängen der Räthe und Stände des Landes vermählt und zwar mit Anna, der Tochter Magnus II., Herzogs von Mecklenburg, die mit einer hervorleuchtenden Schönheit viel Ehrgeiz und einen männlichen Geist besaß, und außer einer früh verstorbenen Tochter, Magdalene, ihren Gemahl mit Elisabeth, der nachherigen Gemahlin Herzogs Johann von Sachsen, geboren am 4. März 1502, beschenkte. — Wie sonderbar das menschliche Geschick oft wechselt; Landgraf Wilhelm, den man als zweiten Sohn Ludwig des Herzhaften († 1471 im 34sten Lebensjahre) zum geistlichen Stande bestimmte, wurde, während sein Bruder Wilhelm I. Niederhessen mit Ziegenhain, und sein Vetter Wilhelm III., ein Sohn Heinrich III., Oberhessen und Nidda besaß, im Jahre 1500 Regent von ganz Hessen, das seit 42 Jahren, seit dem Tode Ludwigs des Friedsamen, unter mancherlei Streitigkeiten getheilt gewesen war. Allein die sorgfältige Erziehung, welche ihm zu dem Ende geworden, brachte ihm und dem Lande, dessen Regierung er später übernahm, deshalb doch keinen Schaden. Sie verschaffte ihm, verbunden mit Muth, Kühnheit und Gegenwart des Geistes, die besondere Gunst seines Erziehers und Oheims mütterlicher Seite, Eberhards des Bärtigen zu Stuttgardt, so daß er denselben auf allen Zügen begleiten mußte, und dieser sogar, wie man glaubte, ihn wegen der verdrießlichen Händel mit Eberhard dem Jüngeren zu seinem Erben

ernennen wollte. Auf der Vermählungsfeier Siegmunds, Erzherzogs von Oesterreich und Tyrol, 1483, wo Wilhelm zum erstenmal die ganze Pracht des geistvollsten und lebenslustigsten Fürsten seines Zeitalters sah, erwarb er sich dadurch Ruhm und Ehre. Denn als Kardinal Raymund, der Legat des Pabstes, die Fürsten mit einer lateinischen Rede begrüßte, trat der junge Landgraf zum Erstaunen aller Anwesenden auf und verdeutschte sie. Sein Erzieher umarmte ihn und die Stadt Ulm schenkte ihm seinen ersten Harnisch und einen silbernen Trinktopf. Wichtiger war noch das Wohlwollen Kaiser Maximilians und die Aufmerksamkeit, womit Wilhelm der Morgenröthe der Wissenschaften entgegensah, die sich damals in allen Ländern und auch in Hessen zeigte, wenn er auch den Lieblingswunsch seines Lebens, eine Hochschule, gleich der zu Tübingen, anzulegen, nicht ausführen konnte.

Begreiflich ist es, daß einem so regen, thatkräftigen Geiste das Dasein in engen Klostermauern nicht zusagen konnte, obgleich die Mutter, Mechtildis von Würtemberg, durch einen hessischen Prediger zu Stuttgardt, Namens Werner, Alles anwandte, ihm die Vortheile und Würden des geistlichen Standes recht angenehm zu schildern, der Erzbischof von Köln ihm die reiche Probstei von Aachen zusicherte, und Mechtildis selbst zuletzt nach Stuttgardt reis'te, um ihren Sohn dem ehrwürdigen Hermann, Kurfürsten von Köln und Bruder ihres verstorbenen Gemahls, zuzuführen. Bald kam Wilhelm zurück, wußte sich durch Uebereinkunft mit seinem Bruder erst die Städte und Schlösser Gudensberg, Niedenstein, Melsungen, Lichtenau und Reichenbach nebst andern Gerechtigkeiten und dann eine gleiche Erbtheilung zu verschaffen, wo er sich in Spangenberg eine zweite Hauptstadt errichtete und noch die Städte und Schlösser an

der Werra, Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Netra, Bilstein und den landgräflichen Antheil an Vach und Schmalkalden erhielt. Beide Brüder lebten dabei in steter Eintracht, und während Wilhelm der Mittlere den römischen König Maximilian auf allen Zügen begleitete und mit seinen tapferen Hessen, einem Kurt von Wallenstein, Konrad von Mansbach, Johannes Holzsadel und Kaspar Schenck von Schweinsberg, die von Maximilian selbst zur Belohnung zu Rittern geschlagen wurden, besonders bei der Einnahme von Stuhlweißenberg und Ofen sich auszeichnete und dem Kaiser Friedrich III., gestorben am 19. August 1493, persönlich in der Stephanskirche zu Wien die letzte Ehre erwies: hatte Wilhelm der Aeltere, gleich seinem Großvater Ludwig, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem angetreten, von der er zwar, nebst mehreren seiner Begleiter, mit der Würde eines Ritters vom heiligen Grabe, vom Pabste Innocentius VIII. mit einem zur Vertheidigung des wahren christlichen Glaubens geweihten und noch jetzt zu Kassel vorhandenen kostbaren Schwerte geschmückt, zurückkehrte, allein so gemüths- und geisteskrank blieb, daß er sich entschloß, seine Regierung niederzulegen und seinem Bruder unwiderruflich abzutreten. Dies geschah am 3. Juni 1493.

Nun hatte Wilhelm der Jüngere zu Marburg sich mit Elisabeth, der Tochter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, 1496 vermählt, doch da die Ehe kinderlos blieb und Wilhelm schon am 17. Februar 1500 nach einem Sturze auf der Jagd bei Rauschenberg sein Leben endete: so fiel auch Oberhessen dem Vater Philipp des Großmüthigen zu und eine Reformirung der ausgearteten Klöster, die Entwerfung eines allgemeinen hessischen Landrechts, sowie mehrere Verordnungen gegen Trinkgelage und Kleiderpracht machten die Hauptsorge

Wilhelms des Mittleren aus. Wegen des ersten hatte er mehrere Verhandlungen mit dem Gesandten des Pabstes Alexander VI., dem Kardinal Raymund Pegerandi, schon 1502 zu Erfurt, wodurch den Aebten von Fulda, Korvei, Breidelar, Arnsburg und Haina, dem Prior von Hirtzenhain, dem Dechanten zu Kassel und andern Prälaten aufgegeben wurde, alle Klöster in Hessen zu untersuchen und ihrem eigentlichen Zwecke näher zu führen, und als der Legat im folgenden Jahre zu Kassel selbst erschien und auf seiner Rückreise Frankenberg berührte: so wurden ihm zum letztenmal vor der großen Kirchenverbesserung alle als Stellvertreter des Pabstes gebührende Ehren erwiesen. Die Bürger, nachdem sie ihre Häuser mit Tüchern geschmückt, die Priester in den festlichen Meßgewändern mit dem Sacrament, die Schüler in Procession, alle mit Kerzen und Fahnen gingen ihm bis zur Edder entgegen und empfingen Segen und Ablaß. Was das zweite betrifft, so forderte Wilhelm von allen seinen Städten über ihre Gewohnheiten und alten Gebräuche einen versiegelten Bericht, allein die Arbeit selbst kam nicht zu Stande, entweder wegen der vielen Schwierigkeiten oder wegen des bösen Willens mancher Doctoren des römischen Rechts selbst. Doch ordnete der Landgraf neben der von ihm selbst geleiteten Kanzlei noch ein Hofgericht über seine Lande in der Stadt Marburg an, welches sich jährlich viermal versammeln und sowohl nach gemeinen kaiserlichen, beschriebenen Rechten, als auch nach des Fürstenthums und der Landschaft Ordnungen und Gewohnheiten zu erkennen und seine Entscheidungen durch die Amtmänner, Schultheißen und Landvoigte auszuführen hatte. Auch empfahl er das Hofgericht noch in seinem letzten Willen als ein Asyl für Arme und ein Kleinod seines Landes und ver-

langte, daß es immer mit den geschicktesten und gelehrtesten Männern besetzt werden sollte. Von den von Wilhelm II. erlassenen Polizei-Verordnungen genügt es hier anzuführen, daß damals zuerst der Gebrauch des Branntweins aufkam. Man bereitete ihn aus Weinhefen und es wurde verordnet, daß Niemand ihn in Schenkhäusern oder vor den Kirchen verkaufen durfte und daß später aller Handel mit diesem gefährlichen Trank verboten und der Vertrieb desselben nur als Arznei und zum Trinken nur für einen oder zwei Heller erlaubt wurde. Zu Hochzeiten, Christmessen und Einsegnungen sollten in den Städten nicht über achtzig, in den Dörfern nicht über vierzig Gäste, zu Kindbetten allenthalben nur zehn Frauen geladen werden. Dabei waren Schmaußereien bei diesen heiligen Handlungen verboten, zum Imbiß durfte nur ein halb Viertel Wein, an Gevattergeschenken für das Kind nur zehn Weißpfennige, für die Lademutter ein Weißpfennig und dem Gesinde sechs Heller gegeben werden. Gestickte, besetzte, bunte Kleider wurden Bürgern und Bauern gleich verboten, die Elle Tuch darf nicht über zehn Weißpfennige kosten. Kein Wirth darf für mehr als zehn Weißpfennige Wein oder Bier borgen, noch den Arbeitern auf dem Lande an Werktagen Zeche gestatten. Allen Handwerkern und Tagelöhnern wurde der Lohn ihrer Arbeit, den Gasthaltern der Preis ihrer Getränke und Speisen bestimmt, Bäcker, Fleischhauer und andere Zünfte unter strenge Aufsicht der Schultheiße, Bürgermeister und Marktmeister gestellt. Der Preis des Rindfleisches war damals in Hessen das Pfund 4 Heller, Schweinefleisch 8 Heller, Kalbfleisch und Hammelfleisch 3 Heller.

Nach diesem kurzen Ueberblick der Regierung Wilhelms des Mittleren schon kann man ermessen, wie ernst

sein Streben für das Wohl des Landes war und wie heilsam sein persönlicher Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes Philipp gewesen sein würde, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen. So aber wurde er gleich nach Beendigung der pfalzbairischen Fehde, wo ihm nebst dem Herzog Ulrich von Würtemberg und dem Herzog Alexander von Zweibrücken vom Kaiser Maximilian die Ausführung der Reichsacht über den Kurfürsten Philipp von der Pfalz und dessen Sohn Ruprecht übertragen worden war, von einer fürchterlichen Krankheit befallen, die damals die ehrwürdigsten Fürsten und Prälaten und den sechsten Theil aller lebenden Menschen in Europa hinraffte. Vergebens sandten ihm die Kurfürsten von Mainz und von Sachsen ihre Leibärzte, Geist und Körper wurden immer mehr zerrüttet, und wenn er auch noch drei Jahre sein Dasein auf eine elende Weise fristete, theils zu Friedewald, theils auf seinem Schlosse zu Kassel, so starb er an letzterem Orte am 11. Juli 1509, im einundvierzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens, und Philipp sah sich in zarter Kindheit der leitenden Hand eines liebevollen, weisen und edelmüthigen Vaters beraubt.

Zweites Kapitel.

Philipps Minderjährigkeit.

Schon längere Zeit vor seinem Tode hatte der Landgraf durch ein Testament den Hofmeister Konrad von Wallenstein, den Marschall Friedrich von Trott und Rudolph von Weiblingen zu seinen Stellvertretern, und neben Ludwig von Boyneburg, Konrad von Mansbach und dem Dechanten Dr. Roland zu Kassel zu Vormündern und Verwesern seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg, seiner beiden Kinder, sowie seines Bruders und dessen Gemahlin Anna von Braunschweig verordnet, und da weder der noch immer geisteskranke Wilhelm der Aeltere zu Spangenberg, noch auch die Landgräfin Anna von Mecklenburg wegen der Lehnsherrlichkeit zur Vormundschaft sich eignete, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, dessen Bruder, Johann den Beständigen, und dessen Vettern, die Herzöge Heinrich und Georg von Sachsen, zu Obervormündern bestellt. Allein es war leicht vorauszusehen, daß hierdurch Streit entstehen würde, indem nicht nur Anna von Mecklenburg eifersüchtig auf die oben genannten Räthe, die Günstlinge Wilhelms des Mittleren, und gestützt auf eine angebliche spätere Willensordnung, wodurch sie selbst zur Vormünderin und Regentin ernannt worden, sondern auch Anna von Braunschweig für ihren angeblich wieder hergestellten Gemahl Wilhelm den Aelteren, sowie endlich der Kurfürst und die Herzoge von Sachsen wegen der Erbverbrüderung Anspruch auf die Regierung während der Minderjährigkeit Philipps machten.

Daher versammelten sich die Prälaten, Ritter und

Abgeordneten der Städte von Hessen zu einem großen Landtage am Spieß, der alten Gränze von Ober- und Niederhessen, und ernannten hier Ludwig von Boyneburg zum Landhofmeister und den Landcommenthur Dietrich von Kleen zu Marburg, Hermann von Schenck, Kaspar von Berlepsch, Georg von Hatzfeld, Herr von Wildenberg, Itel von Löwenstein, Heinrich von Bodenhausen und Jost von Baumbach zu Regenten im Namen der gesammten Landschaft.

Philipp wurde von seiner Mutter getrennt und unter Aufsicht des Landhofmeisters zu Kassel erzogen. Sein Aeußeres und das seiner Schwester Elisabeth, wird als sehr lieblich geschildert, und bei Erwähnung seiner Lehrer, von denen man einen gewissen Geck und einen Dr. Heiderich Gruben, der im pfälzischen Kriege Landgraf Wilhelms Secretair war, nennt, der Ausspruch Cicero's angezogen: daß natürliche Anlagen oft weit mehr ohne Unterricht vermöchten, als die beste Erziehung ohne Naturgaben. Auch zeugt die Antwort, welche er einst bei Lesung der Worte aus dem Prediger Salomo 10, 16: „Wehe dir, Land, deß König ein Kind ist,“ gab, von einer klaren Ansicht über seine künftige Stellung und einem frühen Nachdenken. Und es scheint, wenn wir einem Ausspruch des Euricius Cordus glauben dürfen, auch schon damals eine Abneigung gegen die geisttödtende Möncherei durch seine Erziehung in ihm geweckt worden zu sein.

Später erlangte es Anna durch Beschwerden beim Kaiser und getrieben von mütterlicher Zärtlichkeit, daß es ihr gestattet wurde, ihren Sohn jährlich etliche Mal, doch ohne übermäßige Kosten, zu besuchen, „um, wie es heißt, Ergötzlichkeit mit ihm zu haben,“ und daß sie ihren Wittwensitz von Grünberg und Gießen nach Ro-

tenburg und Felsberg verlegen durfte. Immer aber blieb es ihr Bestreben, die Vormundschaft über ihren Sohn und über das Land an sich zu reißen. Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Es war nämlich zu Mühlhausen beschlossen worden, daß die Erbhuldigung von Hessen in die Hände des Landhofmeisters und der Regenten dem jungen Landgrafen Philipp und seinen Leibeslehns-Erben, in Ermangelung derselben seinem Oheim Wilhelm und dessen Leibeslehns-Erben, und im Fall deren keine da wären, den Fürsten von Sachsen, vermöge der Erbverbrüderung, geschworen werden sollte. Die Städte wurden dazu nach Marburg berufen; allein mehrere, darunter die Abgeordneten von Homberg und Treysa, die unterwegs Trinkgelage hielten, versäumten den Tag zu Marburg, und als die Regenten und Gesandten deshalb nach Homberg kamen, wurden sie vom Volke so stürmisch empfangen, daß sie unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. In Treysa erging es ihnen noch schlimmer, man verweigerte ihnen den gewöhnlichen Imbiß an Brod und Wein, und die Rathsherren erklärten, nur wenn einer der Landgrafen selbst da wäre, wollten sie Antwort geben. Darauf versammelte Ludwig von Boyneburg, Kaspar von Berlepsch und andere Regenten in der Gegend von Kassel 1500 Bürger und Bauern, besonders da man erfahren, daß Wilhelm der Aeltere mit mehreren Reitern auf ergangene Einladung sich mit den Bürgern von Homberg vereinigt habe, und zog vor die Stadt. Wirklich sah man die Bürger mit Büchsen bewaffnet, die Weiber mit Steinen auf den Mauern und die Reiter des Landgrafen an den Stadtpforten. Obgleich der Landhofmeister ihnen drohend zurief: „Glaubt ihr die Bürger von Gent zu sein!“ und sie ernstlich von ihrem Beginnen abmahnte, so zerstreuten doch einige

Kugeln aus der Stadt sein zusammengerafftes Kriegsvolk, so daß es sich bald verlief und in die Lehm- und Sandkaulen verkroch. Nun sahen sich die Regenten nach anderer Hülfe um, berichteten die Sache an die Obervormünder zu Sachsen und erhielten von diesen ein Heer von 1200 Reitern und 3000 Fußgängern, worunter sich die Buchonier durch ihre Wildheit auszeichneten. Als sie damit am 12. Mai 1511 vor Treysa ankamen, waren schon die Haupträdelsführer nach Neustadt und Amöneburg geflohen oder hatten sich in Klöstern versteckt und Rath und Bürgerschaft baten fußfällig um Gnade. Zur Strafe mußte die Stadt 1500 Gulden Kriegskosten zahlen, die Stadtthore ausheben und wurde ihrer Privilegien beraubt. Darauf hielten die Regenten einen feierlichen Einzug und die Bürger leisteten auf dem Markt zuerst dem jungen Landgrafen und dann den erbverbrüderten Fürsten die Huldigung. Ein gleiches Schicksal hatte die Stadt Homberg am 13. Mai. Bürgermeister und Rath waren den Regenten bis zum Spieß entgegen gegangen und boten ihre Unterwerfung an; die durch drei Schüsse aus den halben Schlangenbüchsen erschreckte Bürgerschaft ergab sich, lieferte die noch in der Stadt befindlichen Rädelsführer aus — die meisten waren jedoch nach Fritzlar geflüchtet — übergab ihre Gerechtsame und Schlüssel, zahlte 2000 Gulden Kriegssteuer und leistete die Erbhuldigung. Auch hier wurden die Stadtthore niedergerissen und erst unter der Regierung Anna's wieder aufgerichtet. Am meisten litten die Bürger durch die Plünderung der Landsknechte, und obgleich der Amtmann Philipp Meysenbug, ehe die Truppen entlassen wurden, allen Landsknechten gebot, daß sie ihre Säcke öffnen und das geraubte Gut wieder hergeben mußten, so verlor doch ein einziger Bürger

für 1000 Gulden Habe. Dieser Bürgerkrieg, in welchem viele Hühner erwürgt und erbeutet wurden, erhielt den Namen: die Hühnerfehde, so wie der pfalzbairische Erbfolgekrieg unter Wilhelm dem Mittleren der Fladenkrieg genannt wurde.

Dieser Aufruhr war schnell gedämpft, aber nichts desto weniger dauerte der Zwiespalt im Lande und die Unzufriedenheit über den Landhofmeister fort, so daß dieser oft äußerte, er werde nicht ohne Anfechtung bleiben und wenn er auch die Gaben des heiligen Geistes besäße. Man klagte darüber, daß er zu willkürlich und eigenmächtig verfahre, nicht gehörig Rechnung ablege und die anderen Regenten zu Rathe ziehe; das Ansehen, welches er von den Herzögen zu Sachsen, und die Auszeichnung, die er mit seiner Gemahlin im Schlosse zu Kassel genoß, erregten die Eifersucht der andern Ritter und Stände; und die Landgräfin Anna mit ihrem Anhange, wozu sich auch der Landkommenthur Dietrich von Kleen gesellte, sowie auch Landgraf Wilhelm der Aeltere, dem man erlaubt hatte, sich gegen die Herausgabe von Spangenberg und Melsungen Kassel, Marburg oder eine andere Stadt in Hessen zu seinem Sitz zu wählen, unterließen nichts, diese Unzufriedenheit zu unterhalten und zu vermehren. Namentlich berief sich Anna auf ihre mütterlichen Rechte und zeigte an, ihr Sohn sei durch Verwahrlosung eines Bedienten von einer Bank gefallen und habe Schaden an einem Beine genommen, bei dessen Besichtigung ihr und Boyneburgs Frau die Sinne geschwindelt hätten. Als nun gar zur Aussteuer der Gräfin Catharina von Beichlingen, der Tochter Wilhelms des Aelteren, eine Schatzung ausgeschrieben wurde, berief Anna einen Landtag nach Felsberg, und da hier viele vom Adel nicht erschienen, einen

zweiten nach Treysa, den 9. Februar 1514. Hier beschloß man, daß den Landständen die letzte Entscheidung bei innern Streitigkeiten der Fürsten und die Oberaufsicht über alle Ausgaben und die vormundschaftlichen Rechnungen übertragen, keine Schatzung, Landsteuer oder Beschwerung vorgenommen, auch kein Krieg, Fehde oder Aufgebot ohne Bewilligung gemeiner Landschaft geschehen sollte und wählte einen Ausschuß gesammter Landschaft, bestehend aus dem Landcommenthur Dietrich von Kleen, Hermann von Riedesel, Kraft von Bodenhausen, Wilhelm von Dörnberg und den Bürgermeistern von Marburg und Eschwege. Solchen Bewegungen konnten die sächsischen Fürsten nicht gleichgültig mit zusehen, sie hatten daher einen Tag zu Naumburg ausgeschrieben, wo sie die Beschwerden des obigen Ausschusses vernahmen, dem Landhofmeister die Rechnungsablage befahlen und, wiewohl vergeblich, eine Aussöhnung beider Theile versuchten. Endlich kamen im April die Herzöge Johann der Beständige und Heinrich der Fromme und für den Kurfürsten Friedrich den Weisen, sowie für Herzog Georg Abgeordnete, auch Herzog Philipp von Braunschweig zu Grubenhagen und im Namen der hessischen Ritterschaft nur zwei Prälaten, der Graf Philipp der Aeltere von Waldeck, sechszehn Ritter und die Abgeordneten von Kassel, Homberg, Marburg und Alsfeld nach Kassel, wo Boyneburg „als ob man die Türken erwarte“ das Schloß befestigen und die Stadt mit Geschütz hatte versehen lassen. Bevor Anna mit Riedesel, Balthasar Schrautenbach, dem beredten Pfarrer Dr. Egra aus Steuermark und allen Rittern, die sich mit ihr zu Treysa vereinigt hatten, in Kassel ihren Einzug hielt, hatte sie noch besondere Beschwerden gegen den Landhofmeister über nicht gehaltene Verträge und

Vernachlässigung ihres Sohnes von Felsberg aus an die Versammleten gesandt. Sie wiederholte dieselben nun in Person, Schrautenbach und Dr. Egra erläuterten ihre Rede, Boyneburg dagegen suchte nur mit wenigen Worten, wo er sich auf die Obervormünder berief, sich zu vertheidigen und die Beschwerden zu entkräften. Allein das Volk und die Ritterschaft war nun einmal gegen ihn eingenommen, und obgleich die Fürsten und ihre Gesandten, mit Ausnahme des Herzogs Georg, erklärten, daß zur Entsetzung der Regenten noch kein Grund vorhanden sei, daß Rechnung abgelegt werden solle und besondere Personen sich beim Kaiser über die Obervormünder beschweren könnten; so hatten sich doch schon zu Marburg 4000 Bürger und Bauern bewaffnet, und auf die Nachricht, daß Boyneburg mit auswärtiger Hülfe die Stadt überfallen wolle, das Schloß besetzt. Auch in Kassel griff ein großer Theil der Bürgerschaft zu den Waffen, umzingelte die Häuser der Anhänger Boyneburgs und das Schloß, und nur der Beredtsamkeit des Grafen Philipp von Waldeck, eines hochansehnlichen Greises von einnehmender Gestalt, gelang es durch Sanftmuth und vernünftige Gründe, den Aufruhr für den Augenblick zu stillen. Doch verbreitete sich in der folgenden Nacht plötzlich das Gerücht, man lasse den jungen Landgrafen an einem Stricke vom Schlosse herab, um ihn nach Sachsen zu führen. Die Sturmglocken ertönten, die zusammengelaufenen Bürger, denen der älteste Bürgermeister Schrendeisen mit seinem Gefolge vergebens wehrte, nahmen Bombarden und Geschütz aus dem Zeughaus und stürzten unter dem Geschrei, sie wollten lieber ihr Leben als ihren jungen Fürsten lassen, in den Schloßhof. Noch einmal erschien Graf Philipp, suchte die Aufgeregten von der Thorheit ihres Begin-

nens zu überzeugen und betheuerte vergebens, daß der junge Landgraf sicher und unversehrt im Schlosse sei. Da öffnete sich mit einemmale ein Erker des Schlosses, Fackeln erglänzten und der zehnjährige Prinz erschien unter dem lauten Geschrei der Menge und dankte den nun beruhigten Bürgern für ihre Anhänglichkeit. — Anna, für welche sich unterdessen die meisten Städte erklärt hatten, protestirte gegen den von den versammelten Fürsten gegebenen Bescheid und zog mit ihrem Anhange nach Marburg. Allein noch unterwegs ward sie von Abgeordneten der Stadt Kassel eingeholt und benachrichtigt, daß der Landhofmeister sein Amt niedergelegt, dem Stadtrath den jungen Prinzen, das Schloß, Regal, Register und Kasten übergeben habe und mit den Fürsten aus dem Lande gezogen sei. Darauf kehrte sie zurück, übernahm ihren Sohn, den sie mit seinem Oheim, Landgraf Wilhelm, zwei Edelleuten und vier Bürgern allein traf, und beschied die Stände nach Homberg. Hier wurde ein neuer Ausschuß des Fürstenthums Hessen ernannt, der Stadt Homberg ihre Gerechtsame wieder gegeben und gegen die bisherigen Regenten, wenn sie nicht binnen einer kurzen Zeit vor der Landgräfin und der hessischen Landschaft Rechnung ablegten, und gegen alle, welche zu Kassel nicht auf der Seite der Landgräfin gestanden, mit Strenge verfahren. Sie verloren Aemter und Güter. Ludwig von Boyneburg erhielt erst nach langjährigen Verhandlungen bei Kaiser und Reichsständen und nach vergeblicher Verwendung des fränkischen Adels seine Güter und Einkünfte zurück. Aehnliche Strafe erlitten Jost und Heinrich von Baumbach, Hermann von Schenck, Georg von Hatzfeld und Kaspar von Berlepsch.

Vergebens suchte nun Anna bei dem Kaiser, zu

dem sie im Anfang des Jahres 1515 selbst nach Inspruck und auf den Reichstag nach Augsburg reis'te, eine Ausgleichung ihrer Streitigkeiten mit den sächsischen Fürsten zu erlangen. Dagegen wußte sie sich durch Bündnisse mit Erich I. von Braunschweig-Calenberg und mit dem ihr ganz ergebenen Herzog Georg von Sachsen, dessen Sohn Johann damals zu Kassel mit ihrer einzigen Tochter, Elisabeth, verlobt wurde, in dem Besitz der errungenen Vormundschaft zu sichern. Philipp, den man schon frühe zu ernsten Berathschlagungen gezogen, und der schon im eilften Jahre seines Alters hessischen Vasallen die Belehnung ertheilt hatte, wurde im vierzehnten Jahre, den 16. März 1518, vom Kaiser für volljährig erklärt, worauf ihm am 7. Juni die Grafen Anton und Johann von Holstein und Schaumburg zum erstenmale ihre Schlösser Rodenberg, Hagenburg und Arnsburg mit den dazu gehörenden Dörfern, Leuten, Gerichten, Gütern, Einkünften und Gerechten zu Lehn auftrugen.

Drittes Kapitel.

Philipps Regierungsantritt und Fehde mit Sickingen.

Obwohl Philipp, seit Heinrich dem Kinde der zwölfte Erbe von Hessen, seine Regierung angetreten, so hielt es doch schwer, den unter den seitherigen Unruhen kühner gewordenen Adel in die nöthigen Schranken zurück zu

bringen. Denn es stand damals, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, dergestalt im Lande, daß Niemand eine Meile Weges sicher wandern konnte. So litten die Bürger von Fritzlar besonders von Hermann Schütz und dessen Anhang. Ein anderer Raubritter Wigand von Lüdder hatte am Meisner einige Fuhrleute niedergeworfen und sie gebrandschatzt, ward aber bald darauf von einem hessischen Sälzer gefangen genommen und zu Königshofen enthauptet. Noch grausamer war 1516 der Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand mit dem Grafen Philipp von Waldeck umgegangen. Er hatte sich mit seinen Verbündeten des Grafen zu bemächtigen gewußt und ihn mit verbundenen Augen durch eine große Strecke Hessens, an Haina, Hersfeld und Henneberg vorbei bis zu seinen fränkischen Burgen, geführt, wo er ihm ein Lösegeld von 8000 Goldgulden abpreßte.

Darum mußte Philipp mit allem Ernste verfahren. Und als auf dem ersten Landtage zu Homberg die hessische Ritterschaft sich in zwei Parteien spaltete und dem jungen Landgrafen eine Liste von vierzehn Personen übergab, damit Philipp daraus diejenigen wählen sollte, welche die Gebrechen des Landes untersuchten, so erklärte dieser fest und bestimmt: er lasse sich in dieser Sache nichts vorschreiben, sondern wolle selbst einen Ausschuß bestellen, der mit den sächsischen Gesandten das Wohl Hessens berathe. Einige hatten auch auf Ausschließung Balthasars von Schrautenbach gedrungen, der Anna's besonderes Vertrauen besessen und überhaupt einer der tüchtigsten Räthe war. Auch hierauf entgegnete Philipp, Schrautenbach habe ihm redlich und treu gedient und er hoffe, daß derselbe es auch ferner thun werde. Als endlich dennoch auf diesem Tage ein Be-

schluß gegen den Willen des Landgrafen aufgesetzt wurde, versprach dieser zwar, ein Gutachten seiner Freunde darüber einzuziehen, beschwerte sich aber bald bei dem Kaiser über das eigenmächtige Verfahren seiner Stände.

Nicht genug, daß dadurch im Innern des Landes Mißtrauen entstand, auch von außen her sollte Philipp Bedrängniß erfahren. Der mächtige Ritter Franz von Sickingen trug schon lange Groll gegen Hessen im Herzen, weil sein Vater vom Landgrafen Wilhelm in der Pfalzbaierischen Fehde hart bedrängt und wegen vieler eigenmächtiger und gewaltthätiger Handlungen vom Kaiser zum Tode verurtheilt worden war. Jetzt hatte Franz mit dem Könige von Frankreich sich verbündet und fürchtete, an der Spitze eines großen Heeres, nicht die Drohungen des Kaisers, welcher ihn in die Acht erklärte. Am 8. September 1518 sandte er dem Landgrafen Philipp einen Fehdebrief, angeblich wegen mehrerer seinem Freunde Konrad von Hatstein vorenthaltener Wiesen bei Nordheim am Rhein, und seine Verbündeten, besonders Kaspar von Kronenberg, Götz von Berlichingen, Echter vom Berge, Wilhelm von Henneberg nebst Andern, fingen zu gleicher Zeit die Streitigkeiten an. Kaspar von Kronenberg drang mit einem Theile des Heeres durch die Wetterau gegen Hessen vor, Philipp mußte mit seiner Mutter von Gießen nach Spangenberg fliehen und nur 3000 Bewaffnete unter Eberhard von Bodenhausen konnten dem Feinde in der Eile entgegengestellt werden. Götz von Berlichingen fiel vom Odenwalde her ohne Absagebrief in Umstadt ein, wo ihm nachher noch Echter vom Berge mit der Brandfackel folgte. Vor der Stadt Vach an der Fulda erschien Wilhelm von Henneberg mit 300 Reitern, und nur durch

die Wachsamkeit einiger Weiber und seiner tapfern Bürger wurde sie gerettet.

Sickingen, mit der Hauptmacht von Metz herkommend, hatte sich schnell der Grafschaft Katzenellnbogen bemächtigt, vergebens schrieb der alte Kurt von Wallenstein, welcher mit etwa 6000 Landsknechten bei Rüsselsheim stand, um Geld und Zufuhr nach Cassel; Zwingenberg, Gernsheim und die ganze umliegende Landschaft Gerau wurden geplündert, gebrandschatzt oder niedergebrannt, trostlos lief das Landvolk, welches Wallenstein zusammenziehen wollte, dem Feinde zu; nur die kleine Feste Stein, wo Johann von Gilsa, Kurt Hesse, Tönges Wolf und ein Buttlar befehligten, vertheidigte sich ruhmvoll. Unterdessen hatte der Landgraf Philipp auswärts wohl Hülfe gesucht, aber nur wenige gefunden. Albrecht von Mainz zürnte ihm, weil einige Fehderitter, die im Erzstifte ihre Niederlage hatten, vom Landgrafen mit kaiserlicher Erlaubniß auch da aufgesucht und verfolgt worden waren; bei Flörsheim war es darauf zwischen hessischen und mainzischen Reitern zu einem Gefecht gekommen, wo die Hessen unter Helwig von Lauerbach durch hinzugelaufene Bauern überwältigt und gefangen nach Mainz abgeführt wurden. Die Stadt Frankfurt verkaufte den landgräflichen Abgeordneten nur 300 Malter Korn und verwies sie wegen des Salpeters an einzelne Bürger. Heinrich der Jüngere von Braunschweig verlangte vorerst einige ohnweit Borken angehaltene braunschweigische Waaren zurück; Georg von Sachsen wies in der Eile auf den Kaiser. Dieser hatte, auf inständiges Ansuchen des hessischen Gesandten zu Augsburg, nur ein Stillstandsgebot gegen Sickingen erlassen, allein dieses kam, wie die Hülfe des Markgrafen Kasimir zu Brandenburg, zu spät; denn Sickingen hatte

schon Darmstadt umzingelt. Hier war große Bestürzung und die Blüthe des hessischen Adels, sowie 600 Reisige, welche sich in der Stadt befanden, vermochten einer so großen Uebermacht nicht zu widerstehen. Die Abgeordneten, welche man in der Eile an Herzog Ulrich von Würtemberg gesandt, brachten die Antwort zurück: der Herzog wolle von seinem jungen Vetter selbst um Hülfe angesprochen sein, und der Markgraf Philipp von Baden, zum Vermittler in dieser Bedrängniß angerufen, sandte drei seiner Räthe. Hierdurch, sowie durch den von Rüsselsheim herbeigerufenen Wallenstein, kam am 23. September 1518 ein Vertrag zu Stande, den achtzig hessische Ritter und Räthe unterzeichneten.

Nach diesem Vertrage zahlte Landgraf Philipp 35,000 Gulden in lauter einzelnen Hellern an Franz, und gab ihm die Wiesen bei Nordheim nebst andern Gefällen zurück; allein in Betreff der andern Punkte, wonach Anna von Braunschweig ihr Witthum, die gewesenen Regenten ihre Güter, alle andern Bundesgenossen das ihnen Entzogene oder in Anspruch genommene, und Konrad von Hatstein noch außerdem 1000 Gulden Schadenersatz erhalten sollten, glaubte sich weder Philipp, noch seine Ritter gebunden. Und der Kaiser Maximilian, welcher bald nachher am 12. Januar 1519 starb, erklärte den Vertrag, mit Ausnahme der Sickingen und Hatstein betreffenden Artikel, für ungültig. Sickingen, der unterdeß zur Wahl des neuen Kaisers Karls V. thätig mitgewirkt und kaiserlicher Kämmerer, Rath und Hauptmann geworden war, hatte nichts desto weniger an die Erfüllung derselben gemahnt und Philipp ein gedrucktes Exemplar des Vertrags zugeschickt. Philipp gab abschlägliche Antwort und berief sich vergebens an ein Fürstengericht und den damals noch nicht erwählten

Kaiser: denn Sickingen brach von neuem in das Amt Lichtenberg ein und nöthigte dadurch den Landgrafen zum Beitritt in den Schwäbischen Bund. Diese Vereinigung fast aller Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rhein, sowie auch vieler Fürsten hatte nämlich die Aufrechthaltung des Landfriedens und eine Bestrafung der Friedebrecher zum Zweck, und verbot namentlich die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, daher der gedrohte Angriff vor der Hand unterblieb. Allein Sickingen suchte auf andere Art dem Landgrafen beizukommen und dazu mußte der Kaiser selbst die Hand bieten.

Karl V. schätzte den tapfern Franz von Sickingen sehr und bediente sich seiner, um nicht nur den verwegenen Robert von der Mark zu züchtigen, sondern auch um sich den Weg nach Frankreich zu bahnen. Dabei war der Kurfürst von Trier, Richard von Greifenklau, beiden verhaßt, weil er bei der Kaiserwahl Franz I. von Frankreich begünstigt hatte und mit Strenge gegen die neue Kirchenlehre verfuhr, deren Anhänger bei Sickingen einen sichern Schutz und freundliche Aufnahme empfingen. Unter dem Vorwande der Werbung gegen Frankreich war es daher Sickingen leicht, ein großes Heer zusammen zu bringen und damit in das Gebiet des Kurfürsten einzufallen, dessen Würde und Amt für Sickingen selbst kein zu hoher Preis schien. In diesem Sinne sagte er deshalb zu den, bei der Erstürmung von St. Wendel ihm in die Hände gefallenen, Rittern: „Ihr Edelleute seid gefangen, Pferd und Harnisch verloren; ihr habt aber einen Kurfürsten, der kann und mag euch, wo er anders bleibt, wohl bezahlen; wo ich aber selbst Kurfürst von Trier werde, wie ich wohl kann und will, und nicht allein das, sondern noch ein Mehreres, mag

ich euch wohl ergötzen." — Landgraf Philipp hatte schnell neu geworbene Reiter bei Gudensberg versammelt und dem bedrohten Kurfürsten einige hundert Fußknechte voraus gesandt, welche schon am 8. September 1522, fast zugleich mit einer Schwadron kölnischer Reiter, vor Trier ankamen. Hier waren die Flüchtlinge des platten Landes von Richard mit ihren Lebensmitteln aufgenommen, die Befestigungen von dem Volke, von Mönchen und Nonnen in bessern Stand gesetzt und die aus den Städten des Erzstiftes herbeigeeilte junge Mannschaft, unter dem Befehl des Grafen Gerlach von Isenburg, auf den Wällen und benachbarten Anhöhen vertheilt worden. Sickingen hatte vergebens auf den Haß der Trierschen Bürger gegen die Geistlichkeit gerechnet, und durch Briefe, die er an Pfeilen in die Stadt sandte, erklärt, daß seine Fehde nur den Pfaffen und dem Erzbischof gelte; das Volk blieb seinem neu geleisteten Eide treu und leistete tapfern Widerstand. Schon mangelte Sickingen das Pulver, da erhielt er vom Reichsregiment den Befehl zum Stillstand, aber mehr, als dieses, nöthigte ihn die Nachricht von dem Anzuge der hessischen und Pfälzer Truppen zum Rückzug und zur Aufhebung der Belagerung. Einer Abtheilung von 1500 Mann unter Niklas von Minkwitz, welche von Braunschweig aus dem Solde entlassen, Sickingen zuzogen, hatte Philipp den Durchzug verweigert, den Anführer der Kriegsmasse in Haft genommen, und stand jetzt mit 1000 Reitern, 8000 Fußknechten und 600 Wagen in Limburg an der Lahn, wo er mit dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen eine Zusammenkunft hielt und auf Beendigung des Krieges drang. Sickingen hatte unterdessen Alles vor sich her verheert und war bis zur Ebernburg gekommen, die sein Schwager Hartmuth von Kronenberg

behauptet hatte. Der Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Feste wurde wegen des herannahenden Winters verschoben und vorerst die Bestrafung der nächsten Helfer Sickingens beschlossen. Unter diesen war Frovin von Hutten, Erbherr zu Salmünster in der Wetterau, und Hartmuth von Kronenberg die vornehmsten. Die drei Fürsten, zuerst der Landgraf mit 1500 Reisigen, dann der Pfalzgraf Ludwig, der als Reichsvicarius das Reichswappen vor sich hertragen ließ, mit 600, endlich der Erzbischof mit 400 Pferden, zogen vor Kronenberg, ein altes Städtchen, zwei Meilen von Frankfurt, und der Sitz Hartmuths, in einer fruchtbaren Gegend, am Fuße eines hohen Berges, dessen Schloß mit vielen Thürmen und einer dreifachen Mauerkrone versehen, lange der Schrecken der Stadt Frankfurt gewesen. Schloß und Städtchen wurden fünf Tage lang mit eisernen Kugeln beschossen. Landgraf Philipp, durch dessen Gezelt die feindlichen Kugeln drangen und einige seiner Diener tödteten, leitete, wie man sagt, die Schlangenbüchsen selbst. Hartmuth entkam durch einen geheimen Gang, Schloß und Stadt ergab sich, leistete die Erbhuldigung, und am 16. October bestellten die drei Fürsten einen gemeinsamen Amtmann und Kellner und sechszig Landsknechte. Der Landgraf nahm sodann Salmünster, welches den Erben von Hutten gehörte. Im Rheingau wurden Boos von Waldeck und Brömser von Rüdesheim überzogen und gebrandschatzt, in der Wetterau die Burgmänner von Gelnhausen bestraft.

In Frankfurt versammelten sich sodann die drei Fürsten, verabredeten sich wegen ihrer zukünftigen Unternehmungen, machten ihre Einung zu Trier erblich, verpflichteten sich, gegenseitige Irrungen durch den Dritten unter ihnen zu schlichten, keinen einseitigen Frieden zu

schließen und einstweilen bis zum folgenden Feldzug den Burgen Sickingens die Zufuhr abzuschneiden. Zu diesem Zwecke wurden auf ihre eigne Kosten drei Oerter mit je 100 gerüsteten Pferden besetzt: Kreuznach vom Landgrafen, Sobernheim vom Erzbischof von Trier, Kaiserslautern vom Pfalzgrafen, und zwar die beiden erstern gegen die Ebernburg, die letzte gegen Landstuhl. Auch der Kurfürst Albrecht von Mainz, der sich von den Fürsten nichts Gutes versah, war nach Frankfurt gekommen und wurde hier mit einer Summe von 25,000 Goldgulden gestraft, da man ihm die geheime Theilnahme an Sickingens Umtrieben vorwarf und der Landgraf noch wegen des Ueberfalls bei Flörsheim ihm zürnte.

Sickingen war unterdessen nicht müßig. Gleich nach der Einnahme von Kronenberg hatte er dem Pfalzgrafen einen Fehdebrief zugesandt und das Unternehmen der Fürsten als eine Unterdrückung des ganzen Reichsadels dargestellt. Zu Schweinfurt war der fränkische Adel, zu Ortenberg, in Landau, im Wasgau waren Reisige und Ritter versammelt, bei denen die Fürsten sich wegen ihres Verfahrens förmlich rechtfertigten. Zur Aufregung der Städte und des gemeinen Volkes wurden Freiheitsschriften verbreitet, und Sickingen sandte einen seiner Söhne mit geheimen Aufträgen nach Frankreich, einen andern an den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, und sein dritter Sohn, Hans, wurde auf der Reise von Kaltenfels von den pfalzgräflichen Truppen in Lautern abgeschnitten und gefangen genommen. Zudem hatte er zahlreiche Freunde bei der Reichsversammlung, die damals zu Nürnberg, in Abwesenheit des Kaisers, versammelt war, und es schien keine Aussicht dazu, daß König Ferdinand, der Reichsstatthalter, die Acht über

ihn verhängen würde, wie der Kurfürst von Trier wünschte. Sickingen selbst suchte die Grafschaft, Schloß und Stadt Lützelstein an der elsassischen Gränze in nächtlicher Stille zu überrumpeln, und nur die Wachsamkeit eines Landsknechts rettete dem Reich diese Festung; dieser erinnerte sich nämlich beim Spiele mit seinen Waffengenossen, daß dieser Ort vor Jahren in derselben Nacht überfallen worden sei, lehnte sich lauernd an die Mauer und bemerkte so die schon angelegten Sturmleitern.

Die drei verbündeten Fürsten ließen sich durch dieses Alles nicht in ihrem Vorhaben irre machen und antworteten selbst den zu Heidelberg im Januar 1523 erscheinenden Abgeordneten des Königs Ferdinand und des Reichsraths: „ein solcher Anstand sei kein Weg, die Christenheit gegen die Türken zu stärken; der gebrochene Landsfriede müsse gehandhabt werden, hierzu wären sie durch des Reichsregiments Befehl hinreichend ermächtigt. Es sei bekannt, wie Sickingen gegen Worms, Lothringen, Metz und Hessen verfahren; unter nichtigen und anmaßenden Vorwänden habe er, der sich des Kaisers Rath, Kämmerer und Hauptmann nenne, einen Kurfürsten des Reichs, der ihn niemals beleidigt, befehdet, vor St. Wendel sehr bedenkliche Reden geführt, die Bürger von Trier und anderwärts zum Aufruhr gereizt, in dem Erzstift so gehandelt, daß die Steine unter dem Erdreich sich hätten erbarmen mögen, das Strafgebot des Reichsregiments verachtet, in Schwaben und Franken Bewegungen gemacht und die Reichsgrafschaft Lützelstein angefallen. Ein Anstand mit ihm, dem geächteten Friedebrecher, bei dem kein Aufhören sei, würde nur zur Stärkung seines Muthwillens, seiner Meuterei und der von ihm sogenannten „Destillirung“ dienen. Man müsse endlich die böse Wurzel ausrotten und einen Mann be-

kämpfen, der, zum Spott für's Ausland, dem ganzen Reiche mit zwei oder drei Häusern trotze."

In dem folgenden Frühjahre zog Philipp mit 500 gerüsteten Pferden und 500 Fußknechten heimlich bei Gernsheim über den Rhein und erwartete in Kreuznach, der Abrede gemäß, die mit gleicher Macht still heranziehenden Bundesgenossen. Man erzählt, daß als Anspielung auf die Rede, die Sickingen einst in Betracht der Jugend des Landgrafen gethan: „einen Knaben sühne man mit einem Apfel," sein Pferd über dem Schweife eine Verzierung gleich einem goldenen Apfel getragen. Christian von Hanstein wurde die Statthalterschaft in Kassel übertragen, Georg von Königstein und Hermann von der Malsburg waren seine Kriegsräthe, Sigmund von Boyneburg und Sittich von Ehringshausen seine Hauptleute. Der Landgraf versprach auch dem, der Sickingen gefangen nähme, 600 Gulden, und sandte kurz vor seinem Anzuge, nach Sickingens Beispiele, demselben einen Fehdebrief. Am 18. April 1523 ritt der Pfalzgraf aus Heidelberg mit einer wohlgerüsteten Kriegsmacht und kam am 22. gleichfalls nach Kreuznach, wo auch der Erzbischof von Trier kurz vorher eingetroffen war. Man beschloß, das Gerücht zu verbreiten, man wolle die Ebernburg nehmen, indessen aber sollte der Schenk von Erbach mit einem reisigen Zeuge nebst etlichen Fähnlein Knechten, Karthaunen und Feldschlangen Sickingen in Landstuhl, wo er sich aufhielt, einschließen. Zum obersten Feldhauptmann ernannten die Fürsten Wilhelm von Ronneburg; der Schenk von Erbach ward ihm beigeordnet.

Die Burg Landstuhl oder Nannstuhl lag unter steilen, allenthalben einschneidenden Bergkuppen, welche jeden Sturm unmöglich machten, deshalb beschloß man

eine regelmäßige Einschließung; schaffte die Bombarden und Feldstücke auf die benachbarten Hügel und bezog die Lager. Sickingen schaffte einen Theil der überflüssigen Pferde bei einem versteckten Ausfall durch seinen Sohn Franz Konrad aus der Burg, sandte sie nach Saargemünd und begann eine muthige Vertheidigung. Von dem höchsten Thurme ließ er schießen und zerstörte einen Theil der Werke des feindlichen Heeres. Als die Seinen ihn ermahnten, aus dem Schlosse zu reiten, sagte er: „es würde ihm schimpflich sein, aus einem guten Hause zu reiten und sich nicht erst beschießen zu lassen; er wolle doch noch herauskommen." — Als der Herold des Kurfürsten von der Pfalz zu Sickingen kam, ließ er dem Fürsten sagen: „er hätte neue Mauern, sie neu Geschütz, das wolle er gerne hören. Er selbst habe die Kugeln vor Trier mit Lust abgeschossen und sei mit Unlust wieder abgezogen; er hoffe, es werde ihnen auch so gehen."

Als aber das Geschütz der Fürsten überall aufgestellt war, fielen am ersten Tage 600 Schüsse auf Landstuhl; der große Thurm, obwohl seine Mauern 14 Fuß Dicke hatten, sank in Trümmer und verursachte ein solches Gewölk von Staub, daß man die Feste nicht sehen konnte. Am 2. Mai war ein Stück Mauer von 25 Fuß Länge niedergelegt. Sickingen, dem dies unglaublich vorkam, ließ sich von seinem Büchsenmeister hinausführen, denn er litt seit einiger Zeit an der Fußgicht. Er stand einem Felsen gegenüber, den die Feinde inne hatten, umgeben von Pfählen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren. Da geschah ein Schuß aus einer Nothschlange, der ihm Mauersteine und Pfähle in die linke Seite des Leibes schlug. Zerschmettert und fast erblindet trug man ihn erst in sein Gemach, und weil die Kugeln auch bis dahin drangen, in ein eingehauenes Gewölbe.

Als der Arzt seine Wunden untersuchte, stürzte einer seiner Freunde ohnmächtig zur Erde; er befahl, diesem zuerst zu helfen. Nach einigen Tagen unterschrieb er noch einen Brief an Wilhelm von Fürstenberg, worin er diesem meldete, die Lager der drei Fürsten seien nicht stark und könnten leicht überrumpelt werden: er habe zwar solch unchristlich Schießen sein Tage noch nicht erfahren, dabei aber erst einen Mann verloren und besitze noch ein unverzagt Gesinde. Dieser Brief fiel den Fürsten in die Hände und gab die erste Gewißheit, daß er nicht entgangen sei. Als keine Hülfe kam, schickte Sickingen am 6. Mai einen Trompeter in's Lager und ließ auf eine Zusammenkunft antragen, wozu die Fürsten ihre Feldhauptleute und Sickingen den Herrn von Waldeck sandten. Sickingen erbot sich, Landstuhl zu übergeben gegen freien Abzug für sich und die Seinen. Als dies die Fürsten verwarfen, bot Sickingen endlich an, sich mit den Seinen auf ritterliches Gefängniß, mit Versicherung des Lebens, unverletzter Gesundheit und nicht ewigen Sitzens zu übergeben, so daß gegen seine sonst gemachten Gefangenen Mann gegen Mann erledigt werden sollten. Auf inständige Fürbitte der im Lager befindlichen Grafen und Ritter nahmen die Fürsten dies an.

Des andern Tages kamen die Fürsten in das Gewölbe, wo der Ritter lag, dessen Auge schon von Dunkel umfangen war, und fragte: „welches ist der Landgraf?" Als man ihm diesen zeigte, richtete er sich auf, nahm sein rothes Barettlein ab und sprach: „gnädigster Herr Landgraf." Philipp trat zu ihm und fragte: „Franz, was ist Dir geschehen und bist Du hart troffen?" Sickingen zeigte ihm, wo er verwundet. Als ihn der Landgraf an den Ueberfall in seinen unmündigen Jahren erinnerte, antwortete Sickingen: „Gnädigster Herr, es

fängt Mancher eine Sache an und meinet, sie solle ihm wohl ersprießen, und fehlet ihm dennoch. Wären Ew. Gnaden vor etlichen Tagen gekommen, da war's anders mit mir bestellt. Meine Zeit will's jetzt nicht leiden, viel davon zu reden. Wollt' Gott, sollt' ich leben, ich hab' auf Mittel gedacht, es sollt' Ew. Gnaden doppelt erstattet werden." — Auch die andern Fürsten grüßte er ehrerbietig, dann verließen sie das Gemach und traten in den Schloßhof. Bald darauf meldete ihnen Sickingens Kaplan, daß sein Herr im Sterben begriffen sei. Landgraf Philipp ging zu ihm und bat ihn, daß er sich um Gott bekümmern und beichten möchte. Sickingen sprach eine offene Beichte, dann verschied er vor den Augen seiner Sieger. Sie beteten ein Vater Unser. Sickingens Leichnam wurde in einem Kasten an Seilen von der hohen Mauer hinabgelassen und in einer benachbarten Kapelle beigesetzt.

Nach der Besetzung von Landstuhl sandten die Fürsten ihre Hauptleute vor den Drachenfels im Wasgau, denn noch waren fünf Burgen zu erobern. Dieser ergab sich auf freien Abzug der Besatzung, wurde dann geplündert und verbrannt. Dann zogen die Fürsten in drei Haufen südlich, der Landgraf über Zweibrücken nach Thannstein; der Besitzer bekannte sich als ein Diener des Pfalzgrafen und erbot sich dem Kurfürsten von Trier zu Recht vor den beiden andern Fürsten. Das Schloß selbst wurde seinem Lehnsherrn, dem Bischof von Speier, gegen Urfehde übergeben. Wilhelm von Ronneberg hatte schon am 12. Mai die Feste Hohenburg eingenommen und verbrannt, und nachdem noch Lützelburg, unweit Elsaß-Zabern, eingenommen und zerstört, Weißenburg und andere Städte, welche sich Sickingen verpflichtet hatten, mit dem Pfalzgrafen vertragen worden,

zogen die Fürsten nach Kreuznach zurück, um die Ebern-
burg zu erobern. Aber dem Ehrenhold, der die Burg
aufforderte, gab der Hauptmann Ernst Schenck von
Trautenburg zur Antwort: „Der Bischof von Trier möge
heimziehen und seine Fladen weihen; der Landgraf sei
ein junger trotziger Herr, er möge nach Haus und zu
seiner Jagd reiten, sonst wolle man ihn kriegen lehren;
sie würden hier keine Schelmen finden, die Burg sei den
Söhnen Sickingens verpflichtet.“ — Die Fürsten, welche
drei Lager einnahmen, wollten anfangs die Burg aus-
hungern, allein Landgraf Philipp drang auf Sturm
und ernstlichen Angriff. Die erste hineingeschossene Stück-
kugel brachten die Landsknechte dem Feldprediger Sickin-
gens, Kaspar Aquila, und verlangten, er solle sie tau-
fen, alsdann werde die Feste unüberwindlich sein. Als
Aquila antwortete, er taufe nur Menschen, und bei seiner
Weigerung beharrte, stopften sie ihn in einen großen
mit Pulver gefüllten Mörser; zogen ihn aber, als der
Versuch, ihn in die Luft zu sprengen, mißglückte, an
den Beinen wieder heraus. Nach einem fünftägigen
Bombardement ergab sich endlich die Ebernburg, dieses
Bollwerk der Gerechtigkeit, wie sie Hutten nannte, und
bald darauf der Kaltenfels. Man fand auf der Ebern-
burg einen großen Vorrath an Beute, so daß außer den
Kleinodien und Kleidern, welche meistens der Wittwe
und den Töchtern Sickingens gelassen wurden, jeder
Fürst noch an goldnen und silbernen Gefäßen und Trink-
geschirren, an Harnischen und Geschütz für 4000 Gulden
bekam. Von den Hauptstücken erhielt der Landgraf, der
jedem seiner Knechte bei der Musterung einen Gulden
über den Sold gab, eine Fahne Schweikarts von Sickin-
gen aus Landstuhl, welche nachher in der evangelischen
Kirche zu Marburg aufgehangen wurde, und die Nach-

tigall, eine 70 Centner schwere, 13½ Fuß lange Kanone, worauf die Bilder und Wappen Sickingens und seiner Frau mit den Wappen von acht beiderseitigen Ahnen standen; dazu den Hahn, 11 Schuh lang, mit etlichen Falconetten und 100 Hakenbüchsen. Die Unkosten dieses Kriegs, welche vom Reiche nicht ersetzt wurden, überstiegen jedoch den Werth dieser Beute. Von den Besitzthümern Franzens diesseits des Rheines erhielt der Landgraf Schloß, Stadt und Gebiet von Kronenberg, welches er 1542, noch ehe die Kurfürsten Sickingens Söhne auf Bitten des Kaisers und vieler Reichsstände wieder in die Güter ihres Vaters einsetzten, Hartmuthen und dessen Erben gegen erbliche Oeffnung des Schlosses und unter dem Gelübde der Bewahrung des evangelischen Glaubens zurück gab; damit er endlich einmal (so schrieb er dem vermittelnden Bucer) ruhig beten könne: „Vater vergieb uns unsere Schulden, so wie auch wir vergeben unsern Schuldnern.“

Viertes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms. — Philipps Vermählung.

Es schien eine ausführlichere Schilderung der Sickingenschen Fehde nothwendig, um daraus den Zustand der damaligen Zeit näher kennen zu lernen, die man mit vollem Recht die Morgenröthe eines bessern Tages nennen

kann. Ueberall regte sich ein eifriges Streben, die beengenden Fesseln des Geistes abzustreifen. Das Wort, auf den Flügeln der Buchdruckerkunst schnell in alle Gegenden der Erde getragen, ward mächtiger, als das Schwert jemals gewesen war. Der Geist, so lange theils von roher Gewalt, theils von berechnender Verschmitztheit niedergedrückt, suchte seine angestammte Würde wieder zu gewinnen. Die meisten begriffen einen solchen Fortschritt nicht, viele wurden im ohnmächtigen Kampfe dagegen niedergeworfen und nur wenige erfaßten mit weiser Hand das in die tobende Brandung hineingeschleuderte Schiff und lenkten ruhig und sicher dem Hafen zu. Zu diesen wenigen gehörte Landgraf Philipp. Es gereicht ihm zum ewigen Ruhme und giebt ein herrliches Zeugniß von der Klarheit seines Verstandes und der weisen Einsicht in die Forderungen der Zeit, daß er so schnell begriff, was ihr zum Heile dienen mußte. Wenn Luther recht hatte, zu behaupten, der Religion als solcher könne und wolle durch keines Fürsten Macht oder Ansehen geholfen werden, so hatte Philipp nicht minder recht, daß er einsah, die Einführung und Sicherung des bessern Glaubens könne nur unter dem Schutze mächtiger und begeisterter Fürsten geschehen. Sie sind in Gottes Hand die Werkzeuge gewesen und werden es bleiben bis in alle Ewigkeit, nicht daß die Religion aufgefunden und erhalten werde, sondern daß die an's Licht gezogene nun erstarke und gedeihe und segensreiche Früchte trage. Wollte man damals die junge Pflanze des reinen Evangeliums durch äußere Gewalt und Bosheit wieder ersticken, so mußte auch ein starker weltlicher Arm sich ihrer annehmen und treue, unerschütterliche Kraft mit ihrem Schild sie decken. Dazu war Philipp berufen und dieses immer mehr zur Klarheit ihm ge-

wordene heilige Amt hat er zur großen Aufgabe seines ganzen Lebens gemacht.

Auch Sickingen nannte sich ein Freund der Reformation, allein wie ganz verschieden war sein Bestreben von dem des Landgrafen. Er mischte selbstsüchtige, ehrgeizige Absichten darunter, suchte, indem er den Kurfürsten von Trier, angeblich wegen Unduldsamkeit gegen die Anhänger Luthers, befehdete, sein Gebiet zu vergrößern und sich vielleicht selbst die Würde eines Reichsfürsten zu verschaffen, und wenn er die Ebernburg zu einem Zufluchtsort für Bedrängte Glaubenshelden machte, so sicherte er sich wenigstens Ruhm und wohl auch eine Macht, die, wie sich sein heller Geist nicht verhehlen konnte, über kurz oder lang die Oberhand erhalten müßte. Nichts von allem dem finden wir bei Landgraf Philipp, dessen Standpunkt auch ein ganz anderer war. Sein Eifer ist rein von jeglichem irdischen Beigeschmack und fließt allein aus voller Ueberzeugung, die er durch das Lesen der heiligen Schrift und der Schriften der Reformatoren gewonnen. Vortheil konnte ihm der Beitritt zur evangelischen Lehre nicht gewähren, denn die meisten Fürsten der damaligen Zeit waren ja gerade in dem Wahn befangen, als sei die katholische Kirche die sicherste Stütze ihres Thrones. Aber das sah er ein, daß das Volk glücklicher werde, wenn es das Joch des Pfaffenthums abschüttle und durch ächte Aufklärung vom Aberglauben und der Unwissenheit frei sich mache; daß Zufriedenheit und williger Gehorsam an die Stelle treten werde, wo sonst nur Furcht und Knechtschaft gewohnt hatten, und er wollte lieber über glückliche Bürger regieren, als über Sklaven herrschen. Von Anfang an lag freilich dies schöne Ziel noch nicht so vollkommen entwickelt vor seinen Augen, allein daß er die stillen

Keime in seinem Innern zu nähren und jeden errungenen Sieg des Lichtes über die Finsterniß, jeden Fortschritt zur Wahrheit und zum Rechte zu nutzen und zu befördern wußte; ist das nicht schon unendlich viel und hat er dadurch nicht den Grund gelegt zu der Blüthe von Wohlstand, von Wissenschaften und Künsten, dessen sich Hessen bis jetzt noch erfreut? —

Schon zu den Zeiten von Philipps Vater fingen die Wissenschaften in Hessen an aufzuleben und dazu hatte besonders die Klosterschule zu Wetter mit beigetragen, auf welcher von der Aebtissin Elisabeth von Brück unter den Ritterkindern auch jedesmal drei viel versprechende Bauernknaben erzogen wurden. Hier war es, wo Euricius Cordus, als Arzt und Dichter gleich ausgezeichnet, seinen ersten Unterricht empfing. Eobanus Hessus, den Luther wegen seiner Uebersetzung der Psalmen Davids den Dichter der Könige und den König der Dichter nannte, und der den großen Reformator schon bei seiner Reise zum Wormser Reichstage in begeisterten Versen besungen hatte, war zu Frankenberg, Gemünden und Haina gebildet worden, wo Horläus, Medesius und Diethmar lehrten. Auch Konrad und Johannes Muth (Mutianus), zwei Brüder und Söhne einer edlen Familie zu Homberg, von denen der erste zu Gotha lebte und die Ruhe eines Weltweisen allen ihm in Hessen angebotenen Ehrenstellen vorzog, der andere aber als Kanzler Wilhelms des Mittleren dessen beste Unternehmungen und besonders die Einsetzung des Hofgerichts beförderte. Endlich wird noch eines gelehrten Hessen, Konrad Hensel, zur Zeit Kaiser Maximilians, erwähnt, der aus Kassel gebürtig, sich zu Frankfurt und Erfurt als Prediger und Lehrer der Philosophie und des canonischen Rechts auszeichnete. Der Kanzler

Philipps des Großmüthigen hieß Feige (Ficinus), war von Lichtenau und bekam an Gefällen 140 Gulden jährlich, dazu 3 oder 4 Pferde und Knechte, alle Jahre zweimal die Hofkleidung, Futter und Mahl, Nagel und Eisen, Ersatz für ziemlichen Reisigen Schaden, und wollte oder konnte er das Kanzler-Amt nicht mehr verwalten, so sollte er doch sein Leben lang des Landgrafen Rath bleiben und 50 Goldgulden jährlich genießen. — Ein Goldgulden betrug übrigens 30 Albus und erst seit 1551 fingen die rheinischen Kurfürsten an, sie auch in Silber auszuprägen.

Der Reichstag zu Worms, welcher vom 6. Januar bis zum 26. Mai 1521 dauerte, wurde für Hessen wichtig, nicht blos deßhalb, weil Landgraf Philipp auf demselben von Kaiser Karl V. mit den Regalien und Reichslehen der Landgrafschaft Hessen und über die Erbverbrüderung mit Sachsen belehnt wurde, die Philipp mit den Herzogen zu Sachsen das Jahr vorher zu Nordhausen erneuert hatte und wodurch die im hessischen Hause herkömmliche Ausschließung weiblicher Erben von neuem bestätigt und die Erhaltung des Landes mit allen neuen Erwerbungen gesichert wurde; sondern mehr noch deßhalb, weil die erschütternden Worte, welche der zum Widerspruch seiner Lehren und Schriften gedrungene Luther sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" in des jungen Landgrafen Brust sowohl Theilnahme für den durch einen Machtspruch verdammten Glaubenshelden, als auch Anhänglichkeit und Begeisterung für das Evangelium selbst erweckten. Philipp war an der Spitze von 600 Reisigen, darunter viele graue und erfahrene Helden sich befanden, auf den Reichstag gekommen, worüber ein Zeitgenosse sich folgendermaßen ausspricht: „Oftmals

hat mein Vater seliger erzählt, wie er mit seiner Fürstlichen Gnaden Landgraf Philipp auf dem ersten und großen Reichstag gewesen, den Kaiser Karl V. zu Worms gehalten, und wie er vor einem Kramladen gestanden, indem die Fürsten nach einander, nämlich 6 Kurfürsten, 30 Erzbischöfe und Bischöfe, 24 Herzöge und 8 Markgrafen und auch der Landgraf zu Rath geritten. Da hat die Krämerin zu ihrem Hauswirth gesagt: Was meinst du, das diesen Fürsten ziert und herrlich macht? Der Mann sprach: Er ist ein feiner junger Fürst und von Person von hohem Stamm geboren, dazu reich an Land und Leuten. Wahr ist das, spricht das Weib, aber das ist sein bester Schmuck, daß er so viel graue Bärte, das ist, so viele feine, alte und wohlerfahrene Männer um sich hat." — Deren, die damals den Fürsten begleitet haben, sind nebst dem edlen und wohlgebornen Grafen die edlen, gestrengen und ehrenfesten Räthe Konrad von Waldenstein, Hofmeister von der Werra, Hermann von der Malsburg, Hofmarschall, Helwig von Leibach, Amtmann zu Epstein, Helwig von Rückershausen, Amtmann zu Auerbach, Sittig von Ehringshausen, Amtmann zu Romrod und Melchior von Bodenhausen gewesen.

Zu Worms schloß auch der Landgraf neben andern Verträgen mit Mainz, Pfalz und Hanau einen Vergleich mit Wilhelm von Henneberg, dem Hessen seinen Besitz der Herrschaft Schmalkalden verdankt, da zweiundsechszig Jahre nach Abschluß dieses Vertrages Georg Ernst, der letzte Graf von Henneberg, ohne männliche Nachkommen starb. Sodann war er einer von den würdigen Reichsfürsten, welche aus Unwillen den Vorschlag verwarfen, des Kaisers und des Reiches Geleite an

Luther zu brechen. Philipp besuchte ihn auch in seiner Herberge zu Worms, drückte ihm die Hand und sprach: Habt ihr recht, Herr Doctor, so helfe euch Gott! Mit des Landgrafen sicherem und starkem Geleite reisete Luther von Worms durch Oberhessen, über Grünberg und Friedberg, von wo er den Kaiserlichen Herold mit einem Danksagungsschreiben an den Kaiser und die Stände zurücksandte, kam dann durch Alsfeld, wo schon vorher ein Augustiner Mönch, Tilemann Schnabel, die evangelische Lehre von der Zinne der Stadtmauer gepredigt hatte, und erfreute sich in Hersfeld eines Empfanges durch den Abt Crato Miles und die Stadträthe, welche ihm manche erlittene Kränkung und das Unangenehme der Gefangenschaft, welcher er auf der Wartburg entgegen ging, versüßen konnte. Luther schreibt über seine Aufnahme zu Hersfeld an seinen Freund Spelatin selbst Folgendes: „Ihr könnt nicht glauben, wie freundlich uns der Abt in Hersfeld aufgenommen. Er hat mir den Kanzler und Amtsschöffen eine gute Meile entgegen geschickt. Hernach hat er mich selbst unweit seines Schlosses mit viel Reitern empfangen und in die Stadt begleitet, der Rath hat uns unter den Thoren bewillkommnet. Er (der Abt) hat uns in seinem Kloster herrlich bewirthet und gespeiset, und mich in sein Zimmer einquartirt. Den fünften Morgen haben sie mich gezwungen zu predigen, da ich vergeblich angeführt, er möchte aber seine Regalien verlieren, wenn die Kaiserlichen diese That etwa auslegten, als ob das öffentliche Geleit gebrochen wäre, da sie mir verboten, daß ich auf dem Wege nicht predigen sollte, wiewohl ich nicht darein gewilligt und dawider vorgestellt, daß ich das Wort Gottes nicht könnte binden lassen. Welches auch wahr ist. Des andern Tages hat uns der Abt bis an den Wald geleitet, uns

durch den Kanzler wieder begleiten lassen und in Berka alle gespeiset."

Noch in diesem Jahre erlaubte der Landgraf, daß zu Kassel durch den Prediger Johann Kirchhayn in der Altstadt zum erstenmal die Messe in deutscher Sprache gehalten wurde, obwohl man sich erzählt, das er dem Tilemann Schnabel das Predigen des Evangeliums, als er auf der Jagd zu Romrod davon gehört, verboten habe, was also vor 1521 geschehen sein muß. Und wenn er, wie Luther selbst sagt, auf dem Wormser Reichstage noch nicht für die neue Lehre sich erklärt hatte, so neigte er sich doch immer mehr der Wahrheit zu, und soll besonders durch die Schriften des Urbanus Regius zu Ingolstadt, die er vor allen schätzte, gewonnen worden sein.

Im neunzehnten Jahre seines Alters vermählte sich Philipp mit Christina, der achtzehnjährigen Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, deren Mutter, Barbara, eine Königstochter aus Polen war, und wodurch der Landgraf mit den letzten Jagellonen verwandt wurde. Der alterthümliche, ernste Herzog, nachdem er einen genauen Ehevertrag mit seinem Tochtermanne geschlossen, lies ihm im October 1523 zu Dresden ein Beilager ohne alles Gepränge halten. Die Mitgift von 20,000 Gulden und 5000 Gulden Morgengabe wurde mit einer gleichen Summe zur Widerlage und den Schlössern, Städten und Gerichten Gießen und Grünberg als Witthum versichert. Zu dem Silbergeschirre und den Kleinodien hatte der Herzog noch aus besonderer Liebe 2500 Gulden an goldenen Stücken und schönen großen Perlen gegeben. Dann führte er seine geliebte Tochter, die von ihm die Strenge und Festigkeit des Gemüths, aber nicht den Haß gegen das Lutherthum geerbt hatte,

mit seiner ganzen Familie (seiner Schwester Katharina, Gemahlin Erichs I. von Braunschweig, seinen Söhnen Johannes und Friedrich, seiner Schwiegertochter Elisabeth, Philipps Schwester, und seiner Tochter Magdalena, welche bald nachher an Joachim, Kurprinz von Brandenburg, vermählt wurde) über Merseburg und Mühlhausen nach Kassel. Am 31. Januar 1524 wurde dann daselbst die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und von dem dazu berufenen hessischen Adel Ritterspiele gehalten.

Die Mutter Philipps des Großmüthigen hatte sich 1519 zum zweitenmale mit Otto, dem Grafen von Solms vermählt. Diese Ehe dauerte jedoch nicht lange, da der Graf schon am 14. März 1522 starb. Anna selbst lebte noch bis zum 28. April 1525 und liegt zu Marburg begraben.

Fünftes Kapitel.

Der Bauernkrieg.

Als die erste bittere Frucht der Reformation, oder vielmehr als eine alle Stände durchdringende Aufregung, wodurch die Reformation allein möglich wurde, erscheint der Bauernkrieg. Der Druck des Adels auf der einen Seite und die beengenden Fesseln der Geistlichkeit auf der andern waren allmählich auch dem Geringsten im Volke fühlbar geworden, und Luthers Schriften und Ermahnen zum Abwerfen eines schimpf-

lichen Joches fielen wie der zündende Funken in den brennbaren Stoff. Von Franken und Schwaben her drang der Aufruhr am Rhein hinauf und gewann immer mehr an Ausdehnung und Bedeutsamkeit. Zu spät erkannten die Fürsten und die Geistlichkeit, als schon die Klöster brannten, die Städe und selbst mächtige Edle nothgedrungen sich mit dem Feinde vereinten, das Ernste und Dringende der kaum beachteten Gefahr. Waren auch die Haufen der Bauern ungeordnet, die Bewaffnung und Mannszucht nicht wie man sie im Kriege zu sehen gewohnt war, und hätten sie schwerlich einem gerüsteten Heere widerstehen, noch eine regelmäßige Belagerung einleiten und durchführen können, so waren sie doch furchtbar durch ihre ungeheuere Menge, und im Augenblick fehlte es den Fürsten an schlagfertigen Truppen, um sie nur auf einem Punkte ernstlich zu bekämpfen, während das Feuer der Empörung fast überall und zu gleicher Zeit aufloderte. So brach im Mainzischen der Aufruhr zuerst in Ballenstädt im Odenwalde aus. Unter der Anführung eines Wirthes Georg Metzler nahmen sie das Städtchen Mergentheim; Weinsberg wurde durch Verätherei einiger Bürger im ersten Anlaufe gewonnen und die 70 Edelleute, welche die Regierung von Würtemberg zur Besatzung auf das Schloß geschickt hatte, alle getödtet. Um Ostern 1525 sammelte sich ein großer Haufe in Franken, plünderte und verbrannte Buchart, Seinsheim und andere Schlösser. Von Ochsenfurth zogen sie an 20,000 Mann stark gegen Würzburg, wo sich die Bürger selbst mit ihnen vereinigten. Bei Heilbronn fand eine Zusammenkunft von Abgeordneten aller Haufen Statt und man berathschlagte, ob man fremden Adel in die Vereinigung bringen oder bei auswärtigen Fürsten Hülfe suchen wolle? Es wur-

den auch von den oberländischen Bauern zwölf Artikel aufgesetzt, worin sie ihre Beschwerden zusammenfaßten, deren Inhalt folgender war: Jede Gemeinde solle hinführo Gewalt haben, ihren Pfarrherrn selbst zu wählen und auch ihn wieder abzusetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. Derselbe solle nur das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Lehre und Gebet. Vom Zehnten hieß es: Gott habe denselben zwar im alten Bunde angeordnet und im neuen Alles erfüllt; nichts desto weniger wollten sie den Kornzehnten geben, nicht aber den kleinen Zehnten, denn Gott der Herr habe das Vieh frei für den Menschen erschaffen. Von jenem Kornzehnten sollten die von der Gemeinde bestellten Pfarrer nach Erkenntniß der ganzen Gemeinde ihren Unterhalt haben, was übrig bleibe, sollte armen Dürftigen gegeben und der Rest für gemeine Bedürfnisse zurückgelegt werden, damit man keine Landsteuer den Armen aufzulegen brauche. Dann wurde die Entlassung aus der Leibeigenschaft gefordert, weil Christus Alle, den Niedrigsten wie den Höchsten, erlößt habe. „Darum, sagten sie, findet sich mit der Schrift, daß wir frei sind und wollen es sein. Nicht daß wir gar frei sein und keine Obrigkeit haben wollen, nicht im freien fleischlichen Muthwillen; sondern daß wir auch gern gegen unsere erwählte und von Gott gesetzte Obrigkeit in allen christlichen und ziemlichen Sachen gehorsamen; achten euch ohne Zweifel, ihr werdet uns der Leibeigenschaft als wahre und rechte Christen erlassen, oder uns im Evangelio dessen berichten, daß wir eigen seien.“ — „Daß ferner ein armer Mann nicht Recht habe, Wildpret zu fangen oder Fische im Wasser, scheine ihm ganz unziemlich und unbrüderlich, vielmehr eigenmächtig und dem Worte Gottes nicht gemäß, denn

Gott habe dem Menschen Gewalt über alle Thiere gegeben.“ Die sieben folgenden Artikel betrafen die Holzungen, deren Gebrauch den Gemeinden frei sein sollte mit Vergleichung wegen solchen Holzungen, die erweislich seien erkauft worden; die Dienste, welche nicht gemehrt worden und der Bauer über die Vereinigung, nach welcher eine Herrschaft ihm das Gut verliehen, nicht beschwert werden solle; zu hohen Gülten, welche die Herrschaft nach Besichtigung durch ehrbare Leute ermächtigen solle, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue, da ein jeder Arbeiter seines Lohnes werth; die willkürlichen Strafen, „denn es ist unsere Meinung, uns bei alter geschriebener Strafe zu strafen, demnach die Sache gehandelt ist und nicht nach Gunst;“ Gemeindegründe, welche einige sich zugeeignet und zuletzt den Todtfall, der als eine Beraubung der Wittwen und Waisen, die gegen die Schrift sei und Gott nicht haben wolle, ganz abgeschafft sein solle. Endlich erklärten sie, „wo einer der Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß mit Grund der Schrift erwiesen würde, so wollten sie davon abstehen, und behielten sich auch dagegen vor, ob sich in der Schrift mehr Artikel als solche erfinden, die wider Gott und eine Beschwerung des Menschen wären, diese nachträglich zu fordern.“

Man sieht leicht, daß diese sogenannten zwölf Artikel auf einem Mißverstand der evangelischen Freiheit beruhten, und daß man als den Urheber davon einen schwärmerischen Prediger, Thomas Münzer, betrachten muß, der durch den Bauernkrieg eine traurige Berühmtheit erlangte. Dieser war des Schutzes wegen, den alle Reformatoren unter dem Kurfürsten von Sachsen fanden, nach Altstett, einem Städtchen am Harze, gekom-

men und predigte hier nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen Luther. Jener, sagte er, habe die Gewissen zu hart gebunden mit unbilligen Bürden und Ceremonien; dieser aber lasse sie in fleischlicher Freiheit stecken und führe sie nicht weiter im Geist zu Gott. Darauf stellte er die kirchlichen Ceremonien ab und verkündete dann, Gott habe ihm befohlen, auch das weltliche Regiment zu ändern. Als er deßhalb aus den Landen des Kurfürsten vertrieben wurde und von Nürnberg, wo er sich einige Zeit aufgehalten, auch verjagt worden war: kam er nach Mühlhausen, wo es einige seiner Anhänger zu bewirken wußten, daß die Gemeinde ihn 1524 zu ihrem Prediger annahm. Hier wurde der alte Rath, der ihm zugegen war, auf seine Veranlassung abgesetzt und ein neuer ernannt, die Mönche vertrieben und die Klöster und Stiftsgüter geplündert. Münzer nahm den großen Johanniterhof ein und bestimmte, was nach Gottes Rathe gethan und nicht gethan werden solle, und führte eine Art himmlischen Regiments ein. Willkürlich theilte er die Güter der Reichen aus, predigte Aufruhr und stand mit den Anführern in Schwaben in Verbindung.

Der zu Ulm versammelte schwäbische Bund faßte zuerst kraftvolle Beschlüsse zu Unterdrückung des Aufstandes in Schwaben. Georg Truchseß, als oberster Bundeshauptmann, zog gegen sie, schlug am Charfreitage 1525 bei Wurtzach 7000, am folgenden Tage 8000 und mit dem 20,000 Mann starken Haufen der Allgauer wurde ein Vertrag geschlossen. Landgraf Philipp, der gleichfalls mehrere hundert Reiter zum schwäbischen Bunde gestellt hatte, befand sich damals, um März 1525, in der Grafschaft Katzenellnbogen, um mit einem ausgesuchten Haufen dem Kurfürsten von der Pfalz zu Hülfe

zu eilen, auf dessen Schloß zu Heidelberg der Kurfürst von Trier, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der nunmehrige Deutschmeister Dietrich von Kleen Schutz suchten, als er die Nachricht bekam, der Aufstand sei auch an den Gränzen seines Landes ausgebrochen. Ein Haufen von 5000 Bauern stand bei Aura (zwischen Kissingen und Hamelburg), 7000 bei Bildhausen (unweit Königshofen), 8000 hatten sich Schmalkaldens, Salzungens, Meiningens und Wasungens bemächtigt und beide Klöster Breitungen heimgesucht, 10,000 hätten im Stift Fulda den Coadjutor Johann von Henneberg nebst andern Rittern sich ihnen anzuschließen gezwungen, Bach und Heringen erobert und umlagerten jetzt das nur schwach besetzte Schloß Friedewald, während eine andere Abtheilung ihres Haufens, bei 5000 stark, gegen Hersfeld ziehe. Diesen drohenden Gefahren mußte auf's schleunigste begegnet werden. Er sandte vorerst etliche seiner vornehmsten Räthe, den Amtmann zum Schönstein, Otto Hund, Johann Riedesel und Heinze von Lüdder nach Fulda an den Coadjutor und die Bauern mit dem Auftrage: etwaige Irrungen und Beschwerden anzuhören und zu versuchen, ob die Sache in Güte könne beigelegt werden. Allein den Gesandten ward die Antwort: die Irrungen und Beschwerden hätten sie selbst abgestellt, indem der Coadjutor den geistlichen Stand verlassen und zum Fürsten der Buchen ernannt worden sei. Wolle der Landgraf nun gleichfalls die zwölf Artikel annehmen und seine Regierung danach einrichten, so würden sie ihm desto geneigter sein und Freundschaft mit ihm halten. Dieser Erklärung folgte zugleich die Kunde, daß Hersfeld von den Bauern eingenommen, die Kirchen und Klöster geplündert und an verschiedene Städte als Kassel, Homberg, Treisa, Alsfeld, Rotenburg

und andere eine briefliche Einladung ergangen sei, sich mit den Bauern zu vereinigen, widrigenfalls sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn sie überfallen und geplündert würden.

Obgleich nun mehrere Städte diese Briefe an den Landgraf schickten und ihn ihrer Treue versicherten, so sah derselbe doch ein, daß nicht länger gezögert werden dürfe und berief deßhalb die Ritter und gemeine Landschaft auf Dienstag nach Quasimodogeniti zu einem Landtage nach Alsfeld, wo dann auch der größere Theil ohne Zaudern erschien. An die Versammelten hielt Philipp eine Rede; erinnerte sie vorerst daran, er sei ihr ordentlicher, rechtmäßiger Fürst und Oberherr, er sei überzeugt, daß er mit treuer Fürsorge bisher Land und Leute regiert und wolle auch ferner so handlen, daß sich keiner seiner Unterthanen über Gewalt und Willkür in Wahrheit beklagen könne; übermäßige Steuern habe er ihnen nie aufgelegt, nicht geduldet, daß sie von seinen Dienern und Amtleuten gedrückt würden, sondern sich bemüht, als ein liebreicher, gnädiger und christlicher Fürst zu handeln. Dagegen wolle er sich zu ihnen versehen, daß sie dem in Treue und Gehorsam anhingen und bedächten, wie lange schon sie und ihre Vorfahren sich unter dem Schutze ihrer angestammten Regenten wohl befunden und wie gerade diese unruhigen und gefahrvollen Zeiten es nöthig machten, daß Fürst und Volk auch treuer zusammen hielten. Obwohl er nun in Erfahrung gebracht, daß einige ihre Eide und Pflichten soweit vergessen, daß sie gegen ihre ordentliche Obrigkeit sich empört, so erfordere des Landes Wohlfahrt, daß man diesen Aufrührern mit Ernst begegne, damit nicht auch der Frommen und Gehorsamen Ruhe länger gestört und bedroht werde. Diejenigen nun, welche ihm

zu diesem Werke wollten beistehen, die sollten zwei Finger ihrer Hand aufrichten, und daran wollte er erkennen, wie viel und wer die wären, zu denen er sich einer unzweifelhaften Treue und Gehorsam versehen möchte?

In Folge dieser Aufforderung entstand ein großes Getümmel unter den Versammelten, ein jeder bestrebte sich der erste zu sein, der seine Ergebenheit beweisen wollte und unter lauten Versicherungen und stürmischem Beifall richteten alle ihre Finger empor. Der Landgraf, dadurch zu Thränen gerührt, gelobte seinerseits auch Leib, Gut und Leben für sie als ein wahrer Landesvater einzusetzen, und schon am folgenden Morgen brach man auf, um gegen die Bauern zu ziehen. Der Abt von Hersfeld, Crato Miles, hatte zwar das Schloß zu den Eichen, den Peters- und Johannisberg befestigt, aber zuletzt der Uebermacht weichen müssen und die zwölf Artikel mit dem Vorbehalt unterschrieben, „ob etwa sein gnädiger Verspruchs-Herr (der Landgraf) eine andere christliche Ordnung würde ausgehen lassen." Die Annäherung der Getreuen ließ den Muth der Rebellen bald sinken, da insbesondere die Fuldischen Bauern in großer Eile Hersfeld wieder verlassen hatten. Rotenburg, das auch schon angefangen, ergab sich sogleich, und Hersfeld öffnete reumüthig seine Thore. Die Bürger gingen dem Landgrafen weit heraus entgegen, überreichten die Schlüssel und baten fußfällig um Gnade. Diese ward ihnen auch gewährt und nur die zwei Stadtvorsteher, welche jene Briefe geschrieben, wurden nach Spangenberg gebracht und mit der Verweisung aus Hersfeld gestraft. Zur Sicherung der Kriegskosten behielt Philipp Hersfeld, Berka und das Amt Landeck.

Im Anfang Mai's rüstete man sich darauf zum Zug nach Fulda, wo unterdeß die Aufwiegler vier Kirchen

zerstört und einen Uhrmacher Dalhopf zum obersten Feldhauptmann erwählt hatten, der, auf seine Macht trotzend, es versuchte, durch abgesandte beim Landgrafen das Betragen der Bauern zu rechtfertigen. Philipp ermahnte sie nochmals, zum Gehorsam zurückzukehren. Davon wollten diese aber nichts wissen, sondern waren bemüht, sich durch neue Haufen zu verstärken. Der Landgraf, der gleichfalls Truppen von Kassel zusammengezogen, verwarf die abermaligen Vorschläge des Coadjutors, nahm Raßdorf und Hünfeld und näherte sich immer mehr der Stadt. Als die Bauern, welche sich auf dem Frauenberge gelagert hatten, die Heranziehenden gewahrten, verließen sie ihre Stellung nebst allem Geschütz und Mundvorrath und flohen in Unordnung zur Stadt. Fast gleichzeitig mit ihnen erreichte der Vortrab des Heeres, von dem Hauptmann und Schultheiß Konrad Heß zu Marburg angeführt, das Thor, und obwohl die Bauern und Bürger in der Stadt sich anfangs zur Wehre setzten und einige Soldaten verwundeten, so machten doch einige Schüsse vom Frauenberge herab, wo sich der Landgraf mit dem Hauptheere festgesetzt, dem Wiederstand bald ein Ende. Nach Oeffnung der Thore wurden die Haupträdelsführer, der Uhrmacher Dalhopf, ein Prediger und zwei Andere vor dem Schlosse enthauptet und ihre Köpfe auf lange Spiese gesteckt. Die Bauern im Stadtgraben, wohl fünfzehnhundert an der Zahl, mußten zur Strafe drei Tage ohne Speise und Trank liegen und außerdem von der Stadt 19,000 Gulden an Kriegskosten gezahlt werden, wogegen Fulda verpfändet blieb. Der Coadjutor wurde in seine Rechte wieder eingesetzt, ihm die von den Bauern entrissene Beute mit Ausnahme des Geschützes, zurückgegeben, und er verpflichtete sich dagegen mit dem Capitel, der Ritterschaft und dem ganzen

Lande, dem Landgrafen auf ewige Zeiten gegen Jedermann, außer dem Kaiser, dienstbar zu sein. Nachdem auf diese Weise in Fulda die Ruhe wieder hergestellt war, vertrieb Philipp die Bauern aus Bach und Friedewald und brachte die Stadt Schmalkalden, wo man inzwischen den Plan zu einer freien Verfassung unter dem Schirme des Reichs entworfen, zum Gehorsam zurück. Konnte hierbei nicht jede Gewaltthätigkeit und Blutvergießen verhindert werden, so verfuhr der Landgraf doch immer noch viel milder, als der Erzbischof von Trier, der nach der Schlacht bei Pfedersheim Bauern mit eigner Hand erstach, oder als der Bischof Konrad von Würzburg, welcher mit Scharfrichtern im Lande umherritt, und als der Markgraf Casimir von Brandenburg, der 60 bis 80 Bauern die Augen ausstechen ließ, und dem sein Bruder Georg schrieb: wer sie denn ernähren sollte, wenn er alle Bauern erstäche?

In Thüringen drohte indeß noch größere Gefahr und Landgraf Philipp eilte daher, dem Rufe seines Schwiegervaters Georg von Sachsen um schnellen Beistand gegen die Bauern in Mühlhausen Folge zu leisten. In Buttelstädt vereinigte er sich mit diesem und dem Herzog Heinrich von Braunschweig, so daß sie mit einem Heere von 3500 Mann Fußknechten und 1300 Reitern gegen die auf einem Berge bei der Stadt Frankenhausen vortheilhaft gelagerten und mit Geschütz und einer Wagenburg befestigten Bauern unter Thomas Münzer und einem aus dem Kloster zu Reifenstein entlaufenen Mönch und Geisterseher Namens Pfeifer heranziehen konnten. Vorher wurde Eisenach und Langensalza erobert und in ersterer Stadt einige Rädelsführer hingerichtet. Pfeifer hatte im Eichsfeld eine Menge Schlösser und Klöster geplündert und erobert, zu Langensalza wurde der Erst-

geplündert und erobert, zu Langensalza wurde der Erstgeborne Sittichs von Berlepsch, den die Bauern zum Fenster hinaus werfen wollten, nur durch die List der Amme gerettet welche ihn für ihr eignes Kind ausgab; und er suchte besonders jetzt die Bergvölker im Mansfeldischen zur Empörung zu reizen. Allein Albrecht, Graf von Mansfeld, hatte die Vereinigung seiner Bauern mit dem vor Frankenhausen gelagerten und über 8000 Mann starken Haufen zu verhindern gewußt. Philipp und Herzog Heinrich, welche zuerst ankamen, ließen ihre Truppen ein Lager beziehen und durch Speise und Trank erquicken, was ihnen von Münzer als Feigheit ausgelegt wurde; dann schickten sie Botschaft an die Bauern mit dem Verlangen: sie sollten zum Gehorsam zurückkehren, ihre Hauptleute ausliefern und man würde ihnen Gnade bei ihren Herren verschaffen. Ein Kürschnerknecht brachte die Antwort: Sie wären versammelt, um christliche Gerechtigkeit zu erhalten, nicht um Blut zu vergießen; wären die Fürsten gleicher Gesinnung, so wollten sie Frieden mit ihnen halten. Nach einer zweiten Unterhandlung, wo binnen drei Stunden Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade und besonders die Auslieferung Münzers begehrt wurde, und die Bauern sich dazu nicht zu entschließen vermochten: ließen ihnen die Fürsten sagen, sie wären des Wortstreites müde, die Zeit der Strafe sei gekommen, welche sie jetzt kraft ihres obrigkeitlichen Amtes an ihnen vornehmen wollten. So begann denn am 15. Mai 1525 die Schlacht. Münzer suchte den gesunkenen Muth der Bauern durch folgende Rede zu heben: „Die Tyrannen wären da, welche ihnen Leib und Leben nehmen wollten, aber zu furchtsam zum Angriff, sie in trügerischer Unterhandlung zu entwaffnen suchten. Der Gott, der einst dem Abraham

geboten, seinen Sohn zu opfern und dem man den Ausgang überlassen müsse, würde auch gewiß ihnen heute Hülfe senden. Denn in der Schrift heiße es, Gott wolle den Armen und den Frommen helfen und die Gottlosen ausrotten. Sie wären ja die Armen und Frommen, die nichts begehrten, als das Wort Gottes. Die Fürsten wären die Gottlosen, die in lasterhafter Pracht der Armen Schweiß und Blut verzehrten, sich des Regiments nicht annähmen, dem Morde und Raube nicht wehrten, Wittwen und Waisen nicht vertheidigten, den Armen nicht zu Recht hülfen, Jugendunterricht und Gottesdienst nicht förderten, die ihnen anvertraute Macht zu eignem Trotze brauchten und Land und Leute mit unnöthigen Kriegen verdürben. Sie sollten nicht denken, daß Gott dieses länger dulden werde; wie die Kananiter, so werde er auch diese Fürsten vertilgen, die den falschen Gottesdienst der Mönche und Pfaffen vertheidigen wollten. Darum sollten sie getrost sein und diese untüchtige Obrigkeit niedermachen. Mit ihnen Frieden zu schließen, sei nutzlos. Besser sei es, zehnmal zu sterben, als diese Abgötterei zu dulden. Gott habe ihm mündlich befohlen, daß er alle Stände reformiren solle. Gott gebe auch Wenigen und Ungerüsteten Sieg wider viele Tausende; so hätten Gideon, Jonathan und David durch seine Hülfe gesiegt. Ehe müsse sich Himmel und Erde verändern, ehe sie verlassen werden sollten. Sie möchten nur kühn angreifen und das Geschütz nicht fürchten; denn sie sollten wissen, daß er alle Büchsensteine im Aermel fassen wolle. Ja sie sähen, daß Gott auf ihrer Seite sei, denn er gebe ihnen ein Zeichen am Himmel, an dem Regenbogen, der, ihrem Paniere gleichend, den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe bedeute. Darum sollten sie unerschrocken und der göttlichen Hülfe gewiß

sich zur Wehre stellen; Gott wolle nicht, daß sie Friede mit den gottlosen Fürsten machten."

Landgraf Philipp hielt dagegen auch folgende Rede an die Seinen: „Ihr sehet die Elenden, deren Frevel ihr strafen sollt, und deren wir uns vergebens erbarmt haben. Sie rüsten sich zur Schlacht, und zwingen uns zur Nothwehr. Greifet sie ritterlich an; denn der Teufel hat sie geblendet. Sie klagen wider die Obrigkeit; aber keine Ursache auf Erden ist genugsam, Aufruhr zu predigen wider die Obrigkeit. Denn es ist ein ernstes Gebot Gottes, die Obrigkeit zu ehren und zu fürchten, und nie hat er den Aufruhr ungestraft gelassen. Paulus sagt (Römer 13, 2), wer der Obrigkeit widerstrebt, wird gestraft. Denn da die Obrigkeit von Gott verordnet ist, hält er darüber, daß sie keine Kreatur zerreiße. Wie es Gottes Ordnung ist, daß Tag und Nacht wird, und kein Mensch die Sonne vom Himmel reißen mag, so wird weder der Teufel, noch Münzer, sein Apostel, noch der Münzerische Haufen gegen die Obrigkeit etwas ausrichten. Dies rede ich nicht, weil ich ein Fürst bin und mich schmücken und der Bauern Sache arg machen will, sondern weil es die Wahrheit ist. Ich weiß es, daß wir oft sündigen, denn wir sind Menschen. Aber darum soll man nicht Aufruhr stiften. Denn gerade, weil Gott will die Obrigkeit geehrt haben, soll man sie ehren, wenn sie der Ehre am meisten bedürftig ist und ihre Fehler bedecken, wie Sem Noahs Blöße bedeckte, damit Friede bleibe und Einigkeit. Aber diese Bösewichter machen unsere Fehler noch größer und breiten sie aus. Erlogen ist es, daß wir keinen Landfrieden hielten, keine Gerichte bestellten, Mord und Raub nicht abwehrten. Sie verschweigen unsere Sorgen und Mühen, gegen welche ihre Abgaben und Lasten noch gering sind.

Aber Jedermann denkt nur an seine Beschwerden. Für ihre Abgaben erhalten sie Schutz, damit sie sich ernähren und ihre Kinder erziehen können. Ihrer ist der meiste Nutzen. Wahr ist es, das Regiment der Fürsten kann nicht alles ausrichten, aber dies ist der Welt gemeinsames Unglück, geräth doch das Korn auf dem Felde nicht gleich in jeglichem Jahre. Darum, weil die Ehre der Obrigkeit so oft in Gefahr steht, soll man, wie Gott will, sie achten. Die Aufrührer klagen auch, daß man ihnen daß Evangelium nicht gestatte. Aber auch dies ist keine Ursache zu Aufruhr; Christus selbst verbot Petro zu fechten. Was jeder glaubt, soll auch jeder verantworten, aber nicht mit dem Schwerte. Wer das Schwert nimmt, soll mit dem Schwerte gerichtet werden, sagt Christus, der sich selbst kreuzigen lies. Aber dieser falsche Prophet und sein Anhang will nicht das Evangelium, sondern Raub und Mord gegen Obere und Reiche. Solche Schmach des heiligen Wortes und Mißbrauch des göttlichen Namens läßt Gott nicht ungerochen. Darum, da sie keine billige Ursache haben, Gott und ihre Obrigkeit zu lästern, sollt ihr diese Bauern getrost angreifen als Mörder und Friedensbrecher, allen frommen, ehrbaren Menschen und euch selbst zum Besten. Daran thut ihr Gottes Willen. Denn, obgleich wir, menschlicher Weise zu reden, diesem elenden Haufen stark genug sind, dennoch wollte ich sie nicht angreifen, wenn ich nicht wüßte, daß ich recht thäte. Aber Gott hat mir das Schwert gegeben, dem Morde zu wehren. Deshalb will ich sie strafen mit Gottes Hülfe, der geboten hat, wer Uebel thut, der soll gestraft werden.“ —

Nach einigen Schüssen mit grobem Geschütz auf das Heer der Bauern, wodurch einige getödtet wurden, kam eine große Furcht über sie, und die armen Leute, welche

vorher unbeweglich gestanden und geistliche Lieder gesungen hatten, flohen eilig und erschrocken, die meisten nach der Stadt Frankenhausen, wo sie mit dem Vortrabe des Landgrafen fast zugleich über die Mauern fielen; andere hinter den Hausberg, auf dem sie gelagert gewesen, und wo sie die Hauptmacht der Fürsten erreichte. Nur wenige setzten sich zur Wehre, da an keinen geordneten Widerstand zu denken war, und alle auf der Flucht getödtet wurden. Als die mit Mist zugedämmten Stadtpforten erst von den Reisigen geöffnet worden, da begann in der Stadt selbst ein großes Blutbad, so daß die Straßen mit Leichen bedeckt, und das Wasser, welches durchfließet, vom Blute geröthet war. Auch keiner von denen, die sich in Kirchen und Klöster verkrochen, wurde verschont; und Reiterknaben erstachen manchmal sechs bis acht Bauern. Die Ankunft der Fürsten that endlich diesem Morden Einhalt und sie verboten bei Todesstrafe, noch mehr Leute umzubringen. Doch wurden dreihundert Gefangene vor dem Rathhause hingerichtet. Am folgenden Tage ließ man die Erschlagenen auf Wagen aus der Stadt führen und mit denen, die auf dem Felde lagen, begraben, und man soll an 5000 Leichen gezählt haben. Thomas Münzer aber war nicht darunter, darum die Fürsten eine Belohnung demjenigen versprachen, der ihn finden und ausliefern werde. Ein Reitersknecht entdeckte darauf auf dem obersten Boden seiner Herberge einen Mann, welcher sich krank stellte und auf die Frage, wer er wäre, und wie er dahin gekommen, keine befriedigende Antwort zu geben vermochte. Eine Tasche mit Briefen vom Grafen Mansfeld an Thomas Münzer verrieth diesem jedoch, daß er den Anführer der Rebellen vor sich habe, und er führte ihn vor den Landgrafen und Herzog Georg. Auf ihre Frage,

warum er die armen Leute so jämmerlich verführt und sich selbst so elend gemacht, antwortete er trotzig: er habe daran nicht unrecht gethan, denn er hätte wollen die Fürsten dadurch strafen, weil sie dem Evangelium entgegen wären. Der gefangene Münzer wurde an den Grafen von Mansfeld geschickt, dem er einige Tage vorher drohend geschrieben, und bekannte auf der Folter einen Theil seiner Pläne und Verbrechen.

Einige Tage nach der Schlacht bei Frankenhausen stieß Kurfürst Johann von Sachsen (dessen Bruder, Friedrich der Weise, unterdessen, von Freunden und Feinden geachtet, zu seinen Vätern versammelt und nach der Anordnung Luthers und Melanchthons begraben war) nebst mehreren andern zu den verbündeten Fürsten. Sie zogen über Seebach und Schlotheim nach der reichen und großen Stadt Mühlhausen, wo Pfeifer anfangs den Entschluß gefaßt hatte, sich zur Wehre zu setzen, aber von dem größten Theil der Bürger verlassen, sich mit einigen Hundert seiner Gesellen nach Eisenach flüchten mußte. Der Rath von Mühlhausen suchte sich durch Abgesandte bei den Fürsten zu rechtfertigen, diese aber verlangten unbedingte Unterwerfung. Darauf erschienen über 1000 Weiber und Jungfrauen aus Mühlhausen, welche barfuß, mit Wermuthkränzen in den Haaren, den Fürsten zu Füßen fielen und ihnen ihren eigenen Brief überreichten, worin sie der reuigen Stadt zugesagt, aller Unschuldigen zu schonen. Diese Zusage wurde erneuert, die Abgeordneten mit Brod und Käse gespeiset und freundlich entlassen. An dem Himmelfahrtstage öffneten sich die Thore von Mühlhausen. Alle Mannspersonen traten heraus mit weißen Stäben in der Hand; unbedeckt und dreimal ihre Knie beugend überreichten sie den Fürsten die Stadtschlüssel. Die Stadt mußte 40,000

Gulden gleich zahlen, sich zu einem jährlichen Tribut von 600 Gulden und zu einer ferneren Ersatz-Summe von 80,000 Gulden unter Verpfändung ihrer Dorfschaften verpflichten, alles Geschütz ausliefern und die zerstörten Schlösser und Kirchen wieder herstellen. Pfeifer, der bei Eisenach gefangen und Münzer, welchen man von Heldrungen herbeigeholt, wurden hier vor die Fürsten geführt, um hingerichtet zu werden. Landgraf Philipp tröstete Münzer mit dem göttlichen Mittler, der auch für ihn sein Blut vergossen. Vor seinem Tode bat Münzer, sein eigenes Unrecht bekennend, die Fürsten, den Druck gegen die armen Leute zu mildern und starb voll Reue. Sein Kopf, sowie der Pfeifers wurden nahe bei Mühlhausen auf dem Riesenberge und am Schadenberge auf Pfähle gesteckt.

So endete der Bauernkrieg in Norddeutschland, für dessen glückliche Beilegung der Pabst Clemens VII. dem Landgrafen ein Danksagungsschreiben zusandte, und es hat sich aus demselben noch ein Vers erhalten, den man auch spätherhin in unruhigen Zeiten wiederholt, und der also lautet: Wer im 1523sten Jahre nicht stirbt, im 1524sten nicht im Wasser verdirbt und im 1525sten nicht wird todtgeschlagen, der mag wohl von großem Wunder sagen. Auch wurde der Wallbau wahrscheinlich in Folge dieses Krieges 1525 um die Stadt Kassel angefangen.

Sechstes Kapitel.

Die Synode zu Homberg.

Der Entschluß des Landgrafen, sich öffentlich zum Bekenner des Evangeliums aufzuwerfen und ihm Gut und Blut zu weihen, gedieh nun immer mehr zur Reife. Auch die traurigen Erfahrungen des Bauernkriegs waren nicht ohne heilsamen Einfluß für diesen so wichtigen Schritt, und hatten wenigstens deutlich gelehrt, daß eine Verbesserung nicht von unten herauf geschehen müsse. Die übertriebenen Hoffnungen hatten sich zugleich bedeutend herabgestimmt und der eigentliche Umfang der evangelischen Freiheit war genauer begränzt worden. Denn es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß jeder Schritt zum Irrthum den Menschen dennoch der Wahrheit näher führt. Philipp erkannte selbst in dem wilden Bauernaufruhr nicht das Gute, das man eigentlich wollte, das sieht man aus der Antwort, welche er dem Herzog Georg gab, als dieser den gefangenen Münzer aufforderte, er solle es bereuen, daß er seinen geistlichen Stand verlassen und ein Weib genommen habe. Nein, sprach er, das nicht, sondern nur den Aufruhr! — Es galt also, die Reformation, wo sie noth that, mit Ruhe und Ordnung einzuführen, sich die Freiheit des Gewissens als ein heiliges Kleinod zu sichern, dem unbesonnenen Eifer, der alle gesetzlichen Einrichtungen umzustürzen drohte, Einhalt zu thun, und an die Stelle des Veralteten etwas Neues und wirklich Besseres zu setzen.

So hatte schon Wilhelm der Mittlere wiederholt auf eine Reform in Kirchen und Klöstern gedrungen; in

Hessen brach das Verlangen darnach überall hervor. Gabriel Biel und Wendelin Steinbach zu Butzbach, Johannes Usener, Prediger zu Schotten an der Nidda, Kaspar Wenix und vor allen der Barfüßer Mönch Jacob Limburg zu Marburg, vor und gleichzeitig mit Luther. Die Magister Johann Baum und Johann Heine zu Fritzlar, Gerhardt Eugenius zu Homberg, Justus Winter von Harle zu Marburg, Melchior von Rengershausen; — und selbst Pabst Hadrian ließ ja auf dem Reichstage zu Nürnberg öffentlich erklären, daß die Zerrüttung der Kirche aus den Sünden der Geistlichkeit entstanden und daß eine Reform vom Haupte bis zu den Gliedern nothwendig sei. Darum war Hessen besonders geeignet, mit einer verbesserten Kirche voranzugehen, und als die Bürger von Alsfeld, zum Lohne ihrer im Bauernkriege bewiesenen Treue den Augustiner Tilemann Schnabel, der unterdessen die Mönchskutte abgelegt und auf Luthers Vorschlag Prediger in Leisnig an der Mulda geworden war, als Prediger verlangten, da gewährte der Landgraf ihren Wunsch. Melanchthon, der sanfte Gottesgelehrte, dessen Bekanntschaft der Landgraf auf der Reise nach Heidelberg gemacht hatte, sandte ihm im Jahre 1525 seinen kurzen Inbegriff der erneuten christlichen Lehre zu und rieth ihm, das Evangelium nur nicht zu hindern, nicht gewaltsam und mit plötzlicher Aufhebung aller kirchlichen Gebräuche zu verfahren. Das war denn auch der Weg, den Philipp wandelte, dabei forschte er fleißig in der heiligen Schrift und dem Besten, was Luther, Melanchthon und Urbanus Rhegius an's Licht brachten. Der Guardian der Franciskaner zu Marburg, Nicolaus Ferber von Herborn, übersandte dagegen dem Landgrafen eine von seinem Superioren gebilligte Schrift und schrieb ihm: „Mit Bedauern habe er vernommen,

es nicht, daß ich aber soll Prediger hin und her schicken, das leugne ich gar nicht, ich thue es auch gern, denn es ist mir von Gott befohlen und thut auch noth, daß man allenthalben gute Prediger schicke, auf daß nicht durch ungelehrte Menschen ein Aufruhr werde. Es ist dabei auch meine Meinung gar nicht, daß man sollte Mönch und Nonne das Ihre nehmen, das Evangelium duldet es auch nicht, daß man Jemanden soll das Seine nehmen. Schließlich ist meine freundliche Bitte an E. L., daß mir E. L. wolle zu Gute halten, daß ich E. L. in dem nicht folge; denn ich bin Gott mehr Gehorsam schuldig, als E. L. Aber in den Dingen, die Gott nicht betreffen, will ich gern gehorsam sein. Sodann ist meine freundliche Bitte, daß E. L. wolle das neue und alte Testament ansehen und demselben folgen. Ich will auch E. L. das alte Testament schicken, auch sonst einige Menschenbücher (Schriften der Reformatoren), die betrachte E. L., und wo sie etwas aus der heiligen Schrift anführen, so sehe E. L. in dem neuen und alten Testamente nach; ist es dann richtig, so folge E. L., ist es aber unrichtig, so folge E. L. nicht. Ich will mich auch gegen E. L. und Jedermann erboten haben: kann man mir aus dem Worte Gottes beweisen, daß ich unrecht habe, so will ich gern folgen."

In ähnlicher Weise schrieb er auch an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg, der bekanntlich nicht nur der Sache des Evangeliums abhold, sondern auch ein persönlicher Feind Luthers war. Diese Briefe sind ein herrliches Zeugniß von der unerschütterlichen Standhaftigkeit und dem hohen Muthe des Landgrafen, der einmal erkannten Wahrheit, allen Gefahren und Widerwärtigkeiten zum Trotz, treu zu bleiben. Es kam ihm aus dem Herzen, war seine feste Ueberzeugung und darum

half ihm Gott und segnete sein Wort. Aber eines solchen Bekenners bedurfte auch die gute Sache, der hochherzig und unerschrocken, klug und listig wäre, nach den Umständen kriegerisch und friedfertig, sanft und heftig sein konnte, unerschöpflich an Maßregeln und unermüdet in ihrer Ausführung es verstand, zur rechten Zeit entscheidende Bewegungen zu machen und dadurch allen seinen Handlungen einen besondern, seine eigenen Kräfte bei weitem übersteigenden, Nachdruck zu geben. Der vorsichtig bis zum Mißtrauen, wachsam und thätig bis zur Unruhe, zuversichtlich bis zur Kühnheit, nimmer wankend bei einmal gegebener Zusage, mit Andern gern überlegend, aber für sich entschlossen, zugleich aufrichtig und geheimnißvoll allen seinen Freunden, Dienern und Bundesgenossen dasselbe Selbstvertrauen mittheilte, welches ihn selbst belebte. Der durch keinen kleinlichen Eigensinn gehindert, nichts für sich, Alles für die gemeinsame Angelegenheit verlangend, und wohl bekannt mit den Interessen der Personen, eben so geschickt wäre zur Vermittlung zwischen entzweiten Freunden, als zu zeitgemäßer Vergleichung mit den Feinden. Der in der Reformation ein Bedürfniß der Zeit und eine Staatsangelegenheit nicht blos seines Landes, sondern der ganzen Nation erkenne, in Kenntniß der heiligen Schrift den meisten Papisten, in Unterscheidung des Wesentlichen vom evangelischen Glauben den meisten Gottesgelehrten seiner Partei überlegen und mehr als ein anderer Fürst von ihnen unabhängig, fähig wäre, einen eigenen, regelmäßigen und festen Gang in der Kirchenverbesserung zu gehen.

Zwar hatte man im Lager vor Mühlhausen die Verabredung getroffen, in Sachen des Aufruhrs und der neuen Lehre nur gemeinsame Maßregeln zu neh-

men; allein Herzog Georg von Sachsen versammelte im Juli 1525 seine Freunde Erich und Heinrich von Braunschweig, Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mainz zu Dessau, ohne daß der Landgraf davon in Kenntniß gesetzt worden wäre, um mit ihnen, gegen obige Verabredung, sich wegen Ausrottung der lutherischen Lehre zu berathen. Daher hielt es Philipp nun auch für zweckmäßig, sich mit dem Kurfürsten von Sachsen, Johann, enger zu verbünden. Zuerst trafen sie sich in Treffurt, wo sie dem Herzoge erklärten: „daß sie der lutherischen Sache nur in soweit anhingen, als sie mit dem Evangelium übereinstimme, daß dieses auszurotten ihnen weder gebühre, noch möglich sei, daß es ihnen aber christlich und ehrlich dünke, den ganzen Streit über den Antheil der neuen Lehre an dem Aufruhr und über die kirchlichen Mißbräuche nur durch gelehrte, gottesfürchtige und unparteiische Personen zu schlichten.“ Sodann aber hatte der Landgraf am 7. November eine Unterredung mit dem Kurprinzen Johann Friedrich auf dem Schlosse zu Friedewald in Hessen, wo sie sich an die Spitze der neuen Partei stellten und, weil der Kaiser unterdessen einen neuen Reichstag angekündigt, wo das Wormser Edikt erneuert und die Maßregeln des Herzogs Georg ausgeführt werden sollten, auf ewig verbanden. Alle noch parteilosen Fürsten, die Pfalz, Trier, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Lüneburg, Mecklenburg und Pommern, die Fürsten von Anhalt und Henneberg wurden beschickt; zu Saalfeld verband der Landgraf die mit ihm zusammengekommenen Markgrafen Georg und Kasimir von Brandenburg zu der Erklärung, „von nun an das heilige Evangelium vom Glauben außerhalb der vom Pabst gebotenen Werke und Cermonien zur alleinigen Richtschnur zu

nehmen" und bewirkte es dadurch, daß der Tag zu Augsburg mit der Wiederholung des Nürnberger Abschiedes und des Beschlusses endete, daß eine allgemeine Kirchenversammlung auf deutschem Boden gehalten werden sollte. Und endlich brachte Philipp am 4. Mai 1526 das Torgauer Bündniß zu Stande „zur Aufrechthaltung des heiligen Wortes, zur Abstellung der Mißbräuche des Gottesdienstes, gegen alle Widersacher auf Leib und Gut, Land und Leute." Denn die Zeit der Nothwehr war gekommen. Kaiser Karl hatte an den Herzog Heinrich von Braunschweig und Bischof Wilhelm von Straßburg geheime Briefe gesandt mit dem Auftrag, einen Bund gleichgesinnter und christlichen Fürsten und Prälaten „wider die unevangelische, verdammte, ketzerische Lehre des Martin Luther" noch vor seiner Ankunft in Deutschland zu stiften. Dem Torgauer Bündniß traten bald nachher noch acht gleichgesinnte Herzoge, Fürsten und Grafen, Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Otto, Ernst und Franz von Lüneburg, Heinrich von Mecklenburg, Wolf von Anhalt, Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie auch die mächtige und freie Stadt Magdeburg und, in einem besondern Vertrage mit Kursachsen, der neue Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg, bei.

Am 25. Juni, also kaum einen Monat nach dem Torgauer Bündniß, begann der Reichstag zu Speyer. Der Landgraf begab sich mit ungefähr 200 Pferden dahin, und seine Diener, sowie die des Kurfürsten von Sachsen trugen auf ihren Aermeln die Buchstaben V. D. M. I. AE. (Verbum dei manet in aeternum); was die Papisten erklärten: Und du mußt in's Elend, oder: Verbum dei manet im Aermel, worauf Landgraf Philipp einem Pfaffen sagte, es bedeute verbum diaboli

manet in episcopis. Damit sie sich aber nicht blos durch Reinheit ihres Glaubens vor Andern auszeichneten, sondern auch durch bessere Sitten, so hatte Philipp schon seit der Reise nach Heidelberg seinem Hofe eine strengere Zucht vorgeschrieben, das Fluchen und Schwören und das übermäßige Trinken abgeschafft. Er speis'te auf dem Reichstag mit seiner Umgebung Freitags und Sonnabends Fleisch und hatte einen Prediger, Adam Krafft, bei sich, der, wie sich ein Ohrenzeuge damals ausdrückt: ohne Pochen und Schelten ganz sanftmüthig Christum predigt und lehrt. Auch ermahnte er den Markgrafen Georg noch von Speyer aus und schrieb ihm: „Wir setzen in keinen Zweifel, das theure, immerwährende und ewige Wort Gottes sei bis daher bei E. L. so weit aufgeschlossen, daß E. L. und jedermann unverborgen ist und weiß, daß es unser einziger und höchster Schatz auf Erden, dazu vom Vater in Ewigkeit das rechte gesetzte Ziel ist, nach welchem wir alle unser Leben, Sein, Witz und Gedanken richten; demselben mit Worten und Werken beständig anhangen, dazu den eingebornen Sohn Jesum Christum, unsern Erlöser und Seligmacher, daraus kennen lernen müssen, und daß alle andern Nebenwege, Beschlüsse und Gebräuche außer der göttlichen Schrift aus Vermessenheit aufgerichtet, erfunden und erdacht, irrig, aufrührerisch, auch in sich selbst schädlich sind. Er möge also in Erleuchtung und Erkenntniß göttlichen Wortes beharren und beständig bleiben, auch darum Gott um Gnade anrufen, und bei seinem Bruder anregen und fördern, sich vom Wege der Wahrheit nicht abschrecken und verführen zu lassen." In diesem Sinne ließ er sich auch durch keine Drohung und Gefahr abschrecken; als König Ferdinand die öffentlichen Kirchen hatte schließen lassen, predigte Adam Krafft

von Fulda in der Herberge jeden Tages unter dem Zulaufe unzähliger Menschen, und als die kaiserlichen Kommissarien wiederholt auf die Ausführung des Wormser Edikts drangen, drohte der Landgraf, mit dem Kurfürsten abzureisen. Diese entschlossene Haltung und neue Gefahren in Ungarn und Italien bewogen endlich König Ferdinand am 27. August, den Beschluß der Mehrzahl zu unterschreiben: „daß zur Vergleichung der Religion binnen Jahresfrist eine freie, allgemeine oder wenigstens nationale Kirchenversammlung auf deutschem Boden gehalten und einstweilen sich jeder Reichsstand so verhalten solle, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten gedächte.

Dieser Endbeschluß des berühmten Reichstages zu Speyer war wenig oder nichts in den Augen derer, die sich im Wahne auf übernatürliche Hülfe hingaben, aber er war Alles in den Händen eines so redlich gesinnten, festen und weisen Fürsten, wie Landgraf Philipp war. Darum säumte er auch nicht, den schönsten Plan seines Lebens auszuführen, und ging dabei mit einer Vorsicht, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zu Werke, welche die Bewunderung aller Zeiten verdient. Alles geschah durch vertragmäßige Uebereinkunft, Niemand wurde dabei in seiner religiösen Freiheit oder an seinen Rechten gefährdet, und so das Ganze auf einen festen, sichern Grund gebaut, der sich dann auch im Laufe der Zeiten als der einzig wahre bewiesen hat.

Wenige Wochen nach dem Reichstage zu Speyer verkündigte Philipp den geistlichen und weltlichen Ständen, daß er zu Homberg über den Zwiespalt in der Religion ein Gespräch halten wolle, und lud dazu auf den 21. October alle Prälaten, Aebte, Prioren, Patres und Confessores der Mönch- und Nonnenklöster, sowie

alle Dechanten, Domherren, Pfarrer und Priester ein. Desgleichen auch die Ritterschaft, die Abgeordneten der Städte des Fürstenthums Hessen und der dazu gehörigen Grafschaften, um zu vernehmen, was dabei verhandelt werde. An die Augustiner zu Eschwege lautet z. B. das Einladungsschreiben so: „Philipp v. G. G. L. zu H. G. zu Catz. 2c. Geistlichen lieben Andächtigen, wir haben vor, in unserm Fürstenthume mit unsern Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes uns in Sachen, unsern Glauben und christliche Religion belangend, so viel uns von Gott verliehen, zu vergleichen, und auf nächsten Samstag nach Galli (21. October) zu Homberg in Hessen deshalb ein freundlich und christlich Gespräch zu halten. Darum wir mit Gnaden an euch begehren, daß ihr zwei der gelehrtesten aus euerm Convent zu solchem Tage verordnet, daß dieselben auf den Freitag zuvor gegen Abend zu Homberg ankommen, und folgenden Samstag, ob sie wollen ihren Grund unseres christlichen Glaubens anzeigen. Deß thun wir uns also mit Gnaden versehen. Gegeben am 10. October 2c."

Zu den Werkzeugen, die dieses wichtige Geschäft leiten und ordnen sollten, hatte der Landgraf den alten Balthasar Schrautenbach von Weitelshausen, seinen Kanzler Feige von Lichtenau, der vom Kaiser Maximilian in den Adelstand erhoben, unter Philipp die schwierigsten Unterhandlungen mit Glück und Treue beendigt und sich besonders um die Universität Marburg die größten Verdienste erworben, den berühmten Lambert von Avignon, geboren daselbst 1487 und als erster theologischer Professor zu Marburg 1530 an der Pest gestorben, und endlich Adam Krafft (Crato, auch Vegetius genannt), gebürtig von Fulda, erst Hofpre-

diger, hernach Visitator, Superintendent und Professor zu Marburg.

An dem bestimmten Tage erschienen die Geladenen und versammelten sich Morgens um sieben Uhr in der Hauptkirche zu Homberg, der Landesvater in der Mitte und Notarien und Geschwindschreiber in seiner Nähe, um die Verhandlung aufzuzeichnen. Zuerst sprach der Kanzler Feige im Namen des Landgrafen über Zweck und Absicht der Versammlung. Sie alle wüßten, bemerkte er unter Anderem, wie in deutscher Nation wegen der christlichen Lehre ein Zwiespalt entstanden, weil einige nicht allein sich an das Evangelium gehalten, sondern noch menschliche Satzungen und Gebote hinzugefügt und so das Christenthum verfälscht hätten; die andern aber nicht zugeben wollten, daß solche Irrthümer entstanden, vielmehr fest an ihnen beharrten. Da nun hierdurch viele schwache Gewissen geärgert, weil nicht jeder einsehen könne, welcher Partei sie anhängen sollten, so wäre es des Fürsten Wunsch, durch Berufung der Gottesgelehrten, wie ja auch in alten Zeiten bei ähnlichem Zwiespalte geschehen, die Menschen wieder zu einträchtiger Lehre und Verstand zu bringen. Zudem habe der Abschied des Reichstages zu Speyer die Fürsten ermächtigt, bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, es mit ihren Unterthanen also zu ordnen, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät verantworten könnten, und deßhalb seien die Geistlichen hier versammelt, um zu berathen, wie solches mit den Kirchen des hessischen Landes am besten geschehen könne? Der ehrwürdige und hochgelahrte Franz von Avignon habe auf Befehl des Landgrafen die Hauptpunkte aufgezeichnet, auch seien solche an die Kirchenthüren zu Jedermanns Einsicht angeschlagen; und hoffe er mit gutem Grunde, daß diese

Sätze mit dem göttlichen Worte übereinstimmend und dem Evangelium gemäß erfunden würden. Wo aber Jemand aus heiliger Schrift beweisen könne, daß einer oder der andere dieser Punkte ihrem Inhalte nach nicht in der Schrift begründet wären: so möchte er ohne Schmähung und Bitterkeit, vielmehr mit christlichen, freundlichen und bescheidenen Worten es anzeigen, daß es alle Zuhörer deutlich vernehmen könnten. Dies sollte jedem unter Zusicherung eines freien und sicheren Geleites gestattet sein.

Sodann trat Lambert von Avignon auf, las jene Sätze vor, erläuterte sie und erklärte sich bereit, sich nach dem Worte Gottes weisen zu lassen. Diese Vorlesung dauerte mehrere Stunden. Am Nachmittage verdeutschte Adam Krafft nochmals alle Hauptpunkte, zeigte deren Uebereinstimmung mit der Bibel und forderte Jedermann auf, was ihm mit dem Evangelium nicht zuträglich scheine, anzudeuten, da er sowohl als Lambert überzeugt seien, daß in diesen Punkten der ganzen christlichen Kirche einhelliger Verstand und Meinung liege, so daß kein Christ anders glauben könne oder möge.

Alle schwiegen hierauf still; nur der Guardian der Franziskaner, Nikolaus Ferber, stand auf und bat mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagenen Augen den Landgrafen, daß es ihm gestattet sein möchte, am folgenden Tage seine Meinung vorzubringen. Als ihm dies gestattet und am andern Morgen Alle sich wieder in der Pfarrkirche versammelt hatten, wiederholte Lambert seine Sätze und forderte den Guardian insbesondere auf, seine Einwürfe vorzutragen, wie sich derselbe denn auch zuvor bei vielen Prälaten und Aebten gerühmt hatte, die Artikel aus dem Augustinus und den Schriften anderer Kirchenväter genugsam widerlegen zu wollen.

Lamberts Sätze waren nämlich in 25 Titel abgetheilt und enthielten insbesondere Folgendes: „Alles müsse allein nach dem (geschriebenen) Worte Gottes reformirt werden. Die Diener dieses Wortes, deren Exemtionen und Privilegien aber vom Teufel seien, müßten von den Fürsten gehört und ihre Beschlüsse vollzogen werden. Melchisedechs und Arons Priesterthum sei zwar das Wort des Priesterthums Christi gewesen, des christlichen Priesterthums seien aber alle wahren Gläubiger beiderlei Geschlechts theilhaftig; nämlich durch die Abtödtung und Kreuzigung des alten Menschen, um in Christo erneuert zu werden, welches einzig reine, immerwährende Opfer seit Jahrhunderten von einer Partei der Antichristen geraubt worden. Das Abendmahl enthalte eine dankbare Erinnerung des Opfers, welches Christus durch sich selbst brachte, welcher als gegenwärtig nach seinem Willen und Wort, nicht aber in Folge menschlicher Beschwörung, verehrt werden solle. Verwerflicher Mißbrauch sei der Gebrauch einer fremden Sprache, Darbringung der Messe für Lebende oder Todte, Aufbewahrung der heiligen Hostie 2c. Die Bilder in den Kirchen seien zwar erlaubt, wo sie aber verehrt würden, müsse die Obrigkeit, wie Josias, diese Abgötterei abschaffen. Der Glaube allein rechtfertige und sei immer wirksam, daß der Glaubende von selbst das Wort Gottes halte 2c." Allein anstatt auf diese Sätze zu antworten, behauptete Ferber, daß hier nicht Zeit und Ort sei, von Sachen der Kirche zu verhandeln. Nur dem römischen Stuhle komme es zu, Kirchenversammlungen zu halten und Einrichtungen in der Kirche zu machen und nur den Ordensobern und nicht der weltlichen Macht, Klöster zu reformiren. Der Landgraf möge das Wormser Edikt und die späteren Befehle des Kaisers wider Luthers Lehre bedenken, welche

letztere sowohl vom Pabst als von den Universitäten Paris, Cöln und Löwen verdammt worden; er möge, dem Beispiel seiner Vorfahren getreu, nicht vom apostolischen Stuhle sich trennen und bis zu dem vom Pabste gehaltenen Concilium nichts in der rechtgläubigen Kirche ändern. — Lamberts Sätze seien unkirchlich und unchristlich, er wolle andere aufstellen und sie mit Gottes Wort erhärten." — Darauf citirte der Kanzler einige Kirchenbeschlüsse, daß auch gute Einrichtungen, wenn sie verderblich seien, abgeändert werden sollten, daß die Obrigkeit nach Isidorus verantwortlich sei für das, was Gottes Ehre betreffe; diese Versammlung sei von dem Landgrafen nach seinem Gewissen und Pflicht berufen, um nach der Schrift zu reformiren, was zu reformiren sei, es sei also für einen Jeden Ort und Zeit, seine Meinung zu sagen. Der Guardian wiederholte aber seinen Widerspruch mit weniger Schonung des Landgrafen.

Hierauf hielt Philipp selbst eine Rede und sprach: „Herr Nicolaus, ihr wisset, daß wir euch zuvor mehrmals zu uns haben bescheiden lassen und unser Gemüth euch oft entdeckt. Nämlich, daß wir von Herzen geneigt wären, die reine und wahre Lehre zu fördern, welches Gottlob auch jetzt noch unsere Absicht ist. Erkennen uns auch schuldig, auf welche Weise wir immer könnten, dazu zu helfen, daß unrechter Gottesdienst abgestellt, wir und unsere getreuen Unterthanen zu einhelligem Verstand göttlichen Willens möchten gebracht werden. Dagegen untersteht ihr euch, uns Dinge zu bezüchtigen, die uns nie in den Sinn gekommen, und hätten uns zu euch vielmehr eines andern versehen, als denn neben eurem ganzen Convent von uns und unserer Frau Mutter löblicher und seliger Gedächtniß gar viele große Wohlthaten erzeigt sind. Des täglichen Schutzes und Schirmes zu

geschweigen, darum ihr unsere Person billig solltet mit solchen unwahren Beschuldigungen verschont haben. Denn trügen wir Lust oder Wohlgefallen an Spaltung und Zwietracht, so würden wir es zu diesem Gespräch nicht haben kommen lassen. Darum, wo ihr nicht aus Gottes Wort beibringen und beweisen könnt, daß angeregte Sätze, so unser lieber andächtiger und getreuer Franz Lambert gemacht, den heiligen göttlichen prophetischen und apostolischen Schriften zuwider sind so wollt solches nochmals versuchen, wie ihr denn solches eurem Amte nach vor Gott und danach auch vor uns, als eurer ordentlichen Obrigkeit, zu thun schuldig seid, bei Verlust eurer eignen Seligkeit."

Allein der Guardian wollte darauf nicht antworten, sondern las vielmehr einen lateinischen Aufsatz ab, worin er Lambert als einen Abtrünnigen und Ketzer und als Leugner der Gottheit Christi darstellte. Lambert antwortete ihm in ungemein heftiger Weise und warf ihm vor, daß seine Sätze auf menschlichen Erdichtungen beruhten, daß seine Lehre von Klostergelübden, wie diese selbst, gottlos sei, daß er Christum und das Evangelium mit Füßen trete, sich an seinem Fürsten und der gegenwärtigen Versammlung, ja, als Verfechter des Reichs des Antichrists, an der ganzen Kirche versündige. Die Kirche bitte für ihn, als einen Blinden und Verstockten; aber wenn nichts seinen Sinn ändere, werde die Hand des Herrn über ihn kommen. Er, Lambert, mit einer bloßen Schleuder, dem Worte Gottes, versehen, fürchte weder ihn, noch den gerüsteten Troß seiner Anhänger. So endete diese Sitzung.

Nachmittags wollte Lambert seinen Gegner zur Beweisführung seiner Sätze oder zum Widerruf zwingen; dieser beschwor aber beim Blute Christi und beim

künftigen Weltgericht den Landgrafen, ihn nicht wider sein Gewissen zu einer weiteren Antwort treiben zu lassen. Vergebens rief ihm Lambert zu, er habe die Kirche geärgert und könne sich nicht mehr zurückziehen. Vergebens erklärte der Kanzler mit lauter Stimme: „Es ist nicht der Wille des Fürsten, daß Jemand gezwungen werde, sondern er wünscht, daß man untersuche, was zu einer guten Kirchenverfassung gehört.“ Selbst der Landgraf drang noch einmal in ihn, erklärend, die Kirche sehne sich nach voller Wahrheit. Dennoch wollte Ferber nicht weiter reden, vielleicht weil er sah, daß bei der vorherrschenden Stimmung die Gegner nur glauben würden, sich einen um so vollständigeren Triumph beilegen zu können. Es schwiegen auch die andern Mönche.

Als sodann der Landgraf noch dreimal alle Anwesenden zum Widerspruch aufgefordert hatte, sprach er ein Dankgebet und endete mit den Worten des Priesters Zacharias (Luk. 1, 68): Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk. Bei der letzten Sitzung, in welcher diejenigen Männer erwählt wurden, die nach den Beschlüssen der Versammlung die neue Kirchenordnung aufstellen sollten, trat unerwartet noch ein alter Magister von der Leipziger Universität, der Prediger in der Waldau bei Kassel, Johannes Sperber, auf und sprach mit stammelnder Zunge für die Maria als Mittlerin. Die Anrede des Engels (Luk. 1, 28), sagte er, sei doch ein Gebet und kein Gruß. Als man ihm aber ein wenig einredete von der Gnade, welche Maria bei Gott gefunden, und daß Christus nach dem Ausspruch der Schrift der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen sei, verstummte auch er.

Siebentes Kapitel.

Folgen der Synode zu Homberg.

Wenn gleich das gehaltene Religionsgespräch nur zu sehr die Schwäche der Gegner beurkundet hatte, so begnügte sich Landgraf Philipp nicht mit diesem einen Versuch, sondern er versammelte am 23. Januar 1527 die Vornehmsten der Ordensgeistlichen noch einmal zu Marburg, damit sie sich nicht über zu schnelle Verurtheilung beklagen könnten. Nicolaus Ferber hatte sich nach Cöln geflüchtet und gab hier mehrere Schriften heraus, die aber Lambert in einem Gegenbericht, „worin er den ganzen Act der Synode zu Homberg wiederholte und des Guardians Lügen und Bubenstücke nach der Länge männiglich zu erkennen gab," trefflich widerlegte. Statt seiner trat zu Marburg nun der Prior der Franziskaner mit derselben Erklärung auf, daß hier weder Zeit noch Ort zu solchen Entscheidungen sei, führte dennoch aber in einem Vortrage Zeugnisse aus dem Augustinus und andern Kirchenvätern an, daß das Abendmahl ein Opfer sei; worauf Lambert ihm aus eben denselben das Gegentheil bewies und die andern Mönche nichts zu erwidern wußten. So wurde die Untersuchung geschlossen und Philipp verordnete die inzwischen von den Abgeordneten der Homberger Synode entworfene Kirchenordnung.

Hierdurch wurden deutsche Lieder statt der lateinischen Gesänge, Morgen- und Abendandachten an die Stelle der gewöhnlichen Messen, und Regeln für die Predigt, für das sonntägliche Abendmahl und das Kir-

chengebet vorgeschrieben; Kirchenkasten errichtet, darin alle Zünfte und Gülthen, Zinsen und Renten gelegt wurden, wovon man den Hausarmen, Kranken und unerzogenen Kindern nach eines Jeden Nothdurft wöchentlich zweimal Brod, Geld und andere Unterstützung gab. Aus den Einkünften der Klöster wurden Knaben- und Mädchenschulen und die Universität gegründet und Visitatoren ernannt, aus denen 1531 die sechs Superintendenten wurden. Alles, was nicht mit der Schrift übereinstimmte, wurde verworfen, wie die Gelübde des Mönchthums, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Verehrung der Heiligen, die zahlreichen Festtage, die Bilder und Reliquien, die Lehre vom Fegfeuer, die Ohrenbeichte und die bisherigen Begräbnißceremonien. Die Oberherrschaft des Pabstes wurde nicht mehr anerkannt; vielmehr trat an die Spitze der Kirche, wie in den ersten Zeiten des Evangeliums, Christus selbst. Die Gemeinden versammelten sich wöchentlich, und jährlich wurde eine Provinzialsynode nach Marburg berufen, wo alle Pfarrherren des Landes, die Abgeordneten der Kirchen und der Landesfürst mit seinen vornehmsten Ständen, Grafen und Edelleuten zusammenkamen. Dreizehn Deputirte bildeten hier den Ausschuß. Uebrigens hatten die Visitatoren und Superintendenten, welche sich bald Unteraufsichter oder die jetzigen Metropolitane wählten, die Befugniß, wenigstens jährlich einmal jede Kirche ihres Bezirkes zu untersuchen; sich über Lehre, Lebenswandel und Amtsverwaltung der Prediger, über den Glauben und die Fortschritte der Pfarrkinder, sowie auch über zweckmäßige Verwendung der Kirchengüter genaue Kenntniß zu verschaffen. Und weil die Sittlichkeit des Volkes nicht mit einem Male umgeändert und alle Vorurtheile ausgerottet werden konnten, so hatten

sie die Gewalt und Mittel in den Händen, die Kirchenzucht zu handhaben, Prediger abzusetzen und den Bann über ganze Gemeinden zu verhängen. Wobei freilich immer noch manche Ueberreste, wenn auch unter anderer Bedeutung, bis auf den heutigen Tag fortdauern, wie dies namentlich mit den Kirchmessen der Fall ist, welche Erinnerungsfeste an die Einweihung der Kirchen waren.

Merkwürdig bleibt es, daß der Bischof von Mainz, welcher bisher, mit Ausnahme weniger Districte, wie des niedern Lahngau's bis nach Wetzlar und Gießen, der unter dem Erzbischof von Trier, und eines Theils links der Diemel und Waldeck, das unter dem Bischof von Paderborn stand, die kirchliche Obergewalt über ganz Hessen besessen hatte, sich die Entziehung dieser Rechte so ruhig gefallen ließ, und daß der Vertrag, welchen Landgraf Philipp mit dem Bischof Albrecht von Mainz 1528 aufstellte, auch wieder von dessen Nachfolger, Sebastian von Heusenstamm, bestätigt wurde. Ordenspersonen, welche ihren Stand nicht verlassen wollten, wurden hiernach noch eine Zeit lang geduldet, sollten aber die Predigt des Evangeliums hören und das Lesen der Messe, das Austheilen der Sacramente, die Processionen mit dem Kreuz und die feierlichen Begräbnisse unterlassen. Austretende empfingen ihr Mitgebrachtes wieder zurück; junge Mönche wurden zu Handarbeiten oder gelehrten Beschäftigungen, junge Nonnen zu der Bestimmung ihres Geschlechts erzogen und bis zu ihrer Verheirathung unterhalten. Von den funfzig Klöstern mit tausend Mönchen und Nonnen, die damals etwa in Hessen waren, hatten schon vor der Synode zu Homberg die Karmeliter zu Kassel ihr von Heinrich dem Kinde gestiftetes Kloster dem Landgrafen freiwillig übergeben, weil es

sich aus Mangel an Almosen nicht mehr erhalten konnte. Die Einkünfte desselben, sowie des Martinsstiftes, der Augustiner im Ahneberger Kloster, der Kugelherren zum Weißenhofe bei Kassel und der Mönche der Karthause bei Felsberg wurden zu den Besoldungen der Prediger und der neuen Schule zu Kassel verwandt. Denn das Hauptaugenmerk des Landgrafen war auf tüchtige und aufgeklärte Prediger gerichtet, die er überall aufsuchte, besoldete und reich beschenkte. Besonders sollte die hohe Schule zu Marburg dazu dienen, um neue Gottesgelehrten heranzubilden, welche dann dahin gesandt wurden, wo es am nöthigsten war. Deshalb übergaben zuerst die Kugelherren zum Löwenbach in Marburg den Gottesgelehrten der neuen evangelischen Universität ihre Kirche, ihr Haus und ihre Büchersammlung, die ansehnlichen Gebäude der Prediger-Mönche erhielt das Pädagoium und die Rechtsgelehrten der hohen Schule. Die Güter der Barfüßer-Mönche zu Marburg, der Antoniter zu Grünberg, der Dominikaner zu Treisa, der Augustiner zu Alsfeld wurden ebenfalls der Universität einverleibt. Diese sollte überhaupt ein Freistaat der Gelehrten, ein neues Reich der Wahrheit für alle Wissenschaften werden, und so war Philipp der Großmüthige von Hessen der erste auch unter allen evangelischen Fürsten seit der Reformation, der eine solche Anstalt gründete, um sowohl den Vorwurf von sich abzulehnen, als ob man um des Studiums der evangelischen Wahrheit willen alle andern Wissenschaften hintansetze, als auch, weil er den Nachtheil des Verfalls aller Studien für die Zukunft wohl erwog. Nach dem letzten Gespräch mit den Mönchen am 1. April 1527 zu Marburg erschienen daselbst die ersten Professoren, für die Theologie Lambert von Avignon, Adam Krafft von Fulda, Erhard

Schnepf von Heilbronn; für die Rechtsgelehrtheit Johann Eisermann von Amöneburg, genannt Ferrarius Montanus; für die Arzneiwissenschaft Heinrich Urban (Euricius Cordus) aus Simtshausen, im Amte Wetter; für die Sprachen und freie Künste Hermann von Busch aus Westphalen, Sebastian Nouzen aus Flandern, Johannes Lonicerus aus Eisleben, Nicolaus Asclepius Barbatus aus Kassel, Reinhard Lorichius aus Hadamar, Thomas Zager aus Kleve. Am 30. Mai eröffnete der vom Landgrafen ernannte Rector Ferrarius die neue Universität, indem er die ersten akademischen Bürger derselben verpflichtete, hundert und vier an der Zahl, darunter außer den Professoren selbst mehrere Prediger und Beamte, unter den Adeligen den Philipp Schenk von Schweinsberg, nachmaligen Abt von Fulda, unter den Ausländern Patrik Hamilton, den Märtyrer des Evangeliums in Schottland. Die Einweihung geschah durch den Kanzler des Fürstenthums und der Akademie, Johann Feige. Zwei Jahre nach ihrer Eröffnung erhielt die Universität zugleich mit ihren Gesetzen und Statuten ihre Privilegien und Vergünstigungen, für die Professoren nämlich das Wahlrecht ihres Oberhauptes, eigene Gerichtsbarkeit, die Freiheit von allen bürgerlichen und persönlichen Abgaben und Beschwerden, späterhin auch für die von ihnen zu vertretenden Klöster den Stand der Prälaten auf den Landtagen; für die Studenten freien Unterricht in allen Facultäten, freie oder sehr wohlfeile Wohnung und Speisung in den Collegien, zahlreiche Beneficien und öffentliche Ehrenbelobungen. Hierfür verlangte Philipp nichts als Gehorsam gegen die Landes-Gesetze und das eidliche Versprechen, „keine Neuerung, Faction oder Secten, besonders dem christlichen Wort und Glauben entgegen, oder sonstige Auf-

regung wider christliche Einigkeit und gemeinen Frieden zu machen.“

Mit dem Kloster zu Arolsen belehnte der Landgraf seinen Pathen, den jungen Grafen Philipp V. von Waldeck. Die Augustiner zu Schmalkalden behaupteten sich noch 20 Jahre unter dem Schirme des Grafen von Henneberg und des Diözesan-Bischofs von Würzburg. Die Augustinerinnen zu Weißenstein verließen ihr Kloster, woselbst Philipp für sich und seine Nachkommen eine Sommer-Residenz bereitete. Auch vier allgemeine Landeshospitäler für Gebrechliche und Kranke beiderlei Geschlechts zu Haina und Merrhausen 1532, dann in Hofheim unweit Darmstadt und zehn Jahre später in Gronau entstanden aus den ehemaligen Klöstern. Besonders reich war Haina, diese alte Stiftung des Grafen von Ziegenhain; denn es besaß außer zahlreichen Triften und Viehweiden und dem von den Kaisern vormals bewilligten Betrieb benachbarter Bergwerke, eine große Menge Zehnten und Gefälle in der Herrschaft Itter und Waldeck, in Oberhessen und der Wetterau, und eigene Höfe oder Voigteien in den Städten Wildungen, Frankenberg, Fritzlar, Treisa, Gemünden, Wetter, Marburg, Gelnhausen, Bergen und Frankfurt. Als Landgraf Philipp hier das Evangelium predigen ließ, folgten zwar die Meisten, allein der Abt Diethmar ritt in Begleitung einiger Ordensbrüder zu seinem Obern, dem Abt Andreas von Oldenburg, im Gebiet der Herzogin Maria von Berg und Jülich, und dann nach Mainz. Vergebens verlangte sowohl Abt Andreas als die Herzogin die Wiederherstellung der Abtei. Auf Betrieb des Kurfürsten von Mainz erschien sodann ein kaiserliches Mandat gegen den Landgrafen wegen Einziehung der Güter von Haina, Gelnhausen, Bergen und der Graf-

schaft Isenburg. Nach dem Tode Diethmars in Mainz wählten die zu Cöln versammelten Cisterzienser den gewesenen Prior von Gladenbach, Johannes Falkenberg, zu seinem Nachfolger, welcher einige in Haina gewesene Mönche an sich zog und beim Reichs-Kammergericht ein neues geschärftes Mandat gegen den Landgrafen herausbrachte. Der Landgraf schrieb dem Kaiser, da das Kloster nach der Predigt des Evangeliums und der Abfindung der meisten Mönche von dem Abt und seinen Anhängern verlassen worden, so habe er darin auf eine christliche und dem Kaiser gewiß gefällige Weise arme, elende, wahnsinnige Kranke und Gebrechliche aller Art darin aufgenommen und verpflegt. Und als endlich selbst kaiserliche Kommissarien anlangten, ließ Heinze von Lüdder, der edle Vorsteher dieser Anstalt, die Unglücklichen alle in einer langen Reihe vortreten und sprach zu den Abgesandten: ob sie es vor Gott und an jenem Tage verantworten könnten, wenn sie diese Unglücklichen von Neuem in's Elend stoßen und faule, zanksüchtige Mönche an ihrer Stelle wieder einsetzen wollten? Betroffen antworteten die Abgesandten, sie wollten ihrem Herrn, was sie gesehen, treulich berichten.

In Marburg hatte der deutsche Orden ebenfalls Widerstand geleistet, und obgleich die Hauptkirche gleich anfangs reformirt wurde, so dauerte doch in der Elisabetherkirche der katholische Gottesdienst noch fort. Erst zwölf Jahre später ging Philipp in Begleitung des Herzogs Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, zweien Grafen von Isenburg und vieler Herren von Adel, sodann mit den Vorstehern der Universität, dem Stadtrath und fast 2000 Bürgern in die Elisabether Kirche, und nachdem der Hofprediger Adam Krafft eine Rede gehalten, begab er sich mit dem Zuge unter wiederholten

Protestationen des Komthurs Wolfgang Schutzpar in die Küsterei, ließ, weil der Schlüssel verweigert wurde, durch Hülfe eines Goldschmieds das Grab der heiligen Elisabeth und den Wandschrank aufschließen, worin ihr Haupt aufbewahrt wurde, und nahm die Gebeine, die seit vielen Jahrhunderten ein Gegenstand der Verehrung gewesen waren, heraus, um, wie einst Bonifacius die heilige Eiche abhauen ließ, den Gegenstand selbst zu entfernen, der an die alten Irrthümer erinnern könnte. Doch wurden sie später dem Deutschmeister auf Befehl des Kaisers wieder zugestellt, sowie auch die goldne von Kaiser Friedrich geschenkte Krone. Gleich anfangs hatte es der Landgraf durchgesetzt, daß der deutsche Orden zu Marburg einen evangelischen Kaplan, acht Stipendiaten bei der neuen Universität und einige abgefallene Ordenspersonen unterhalten mußte; auch setzte er dem Land-Kommenthur einen Mitverwalter der Stiftsgüter, ungeachtet der Klagen des Hochmeisters bei dem Kammergericht, Reichsregiment und schwäbischen Bund. Später, als der Land-Kommenthur Wolfgang Schutzpar Deutschmeister wurde, nahm Philipp alle Ordensgüter der Abtei Hessen in vorläufige Verwaltung und verweigerte dem neuen Land-Kommenthur Johann von Rehen bis auf weiteren Vergleich den Einzug in Marburg. Kaiserliche Kommissarien und der vermittelnde Kurfürst von der Pfalz verlangten Zurückgabe. Philipp brachte die Klage vor, daß das Hospital des Ordens zu Marburg statt sechzig Kranke, die es verpflegen sollte, nur zwanzig verpflege, und verlangte stiftsmäßige Anwendung der Güter (die Stiftungsurkunde war abhanden gekommen); er sei zum Nachgeben bereit, „sobald der Orden sich wirklich reformire, das gottlose und doch nicht gehaltene Gelübde der Keuschheit entweder abthue, oder die

Ordensleute, so es brächen, ernstlich strafe. Die Mißbräuche der Messe abstelle, die Ehe, die Predigt des Evangeliums und das Abendmahl in beiderlei Gestalt zulasse, der Armen warte, Spitäler, Pfarreien und Schulen versehe, und endlich wider die Türken, als die wahren Ungläubigen, auf eigne Kosten (nicht aus anderer Leute Seckel) zöge." Dem Kaiser schlug er vor, alle Ordensgüter im Reich an sich zu nehmen, und davon, nach vorheriger Ausstattung der vom Orden abhängenden Spitäler, Schulen und Pfarreien, ein stehendes Heer gegen die Feinde der Christenheit zu unterhalten. Wenn das die Ritter eingingen, so wolle er die Güter der Ballei Hessen bereitwillig herausgeben. Endlich verglich sich Philipp, „dem Kaiser und nicht dem Deutschmeister zu Gefallen," den er schon damals für seinen unversöhnlichsten Feind hielt, und stellte die Güter ungefähr unter den anfänglich der Marburger Commende auferlegten Bedingungen zurück.

Achtes Kapitel.

Die Pack'schen Händel.

Philipp hatte mit so großer Umsicht und Weisheit die Sache des Evangeliums in Hessen geordnet, es war so ruhig und geschickt jedem Widerstande begegnet und das Gebäude so vorsorglich nach allen Seiten hin beachtet worden, daß sein kräftiger Erbauer mit Stolz und freudiger Zuversicht, aber auch nicht ohne Angst darauf

blicken mußte, wenn er daran dachte, wie leicht es zertrümmert, wie bald ihm gerade durch zu große Sorglosigkeit Schaden von hinterlistigen Feinden zugefügt werden könne. Je lieber ihm sein Werk wurde, je herrlicher es sich unter seinem Schutze entfaltete, um so mehr wuchs auch die Sorgfalt für dessen Erhaltung. Schrecken nicht die Seele, welche einen kostbaren Schatz behütet, schon bloße Träume von Gefahren aus dem ruhigen Schlummer; wirkt nicht bei zärtlicher Liebe oft der bloße Gedanke so stark wie die That? Wer will es dem Landgrafen Philipp verargen, wenn er die höchste Vorsicht für nöthig hielt unter Menschen, zu denen er sich Alles versehen mußte. Hatte man nicht evangelische Geistliche und Glaubensgenossen in Baiern, in Schlesien, in Köln und in den Niederlanden hingerichtet, war nicht ein hallischer Prediger unweit Aschaffenburg ermordet worden; hatte nicht der Herzog Georg ihm einen Pfarrer zu Bursla gefangen weggeführt, und predigten nicht in Erfurt und in Sachsen Eiferer öffentlich von den Kanzeln, man möge nur eine kleine Weile bis zum folgenden Sommer sich gedulden, die lutherische Sache werde bald eine andere Gestalt gewinnen, die Axt sei schon an den Baum geschlagen! —

Schon bei Gelegenheit des Torgauer Bündnisses hatte der Landgraf erklärt, die Zeit der Nothwehr sei gekommen, denn die Absichten ihrer Gegner wären nun klar, und beschwor daher den Kurfürsten und dessen Sohn, wenn ihm die Sache Gottes, ihr Glaube und das Wohl des Landes theuer sei, so sollten sie das einzige ihnen als Menschen und freien Fürsten des Reichs offen stehende Rettungsmittel ergreifen; er für seine Person sei nicht willens, so lange zu warten, bis er um des Evangeliums willen verjagt und an den Bettelstab

gebracht würde, wohl aber bereit, dafür zu sterben, wenn er von ihnen verlassen, durch die Uebermacht seiner Feinde unterdrückt würde. — Und der Zweck jenes Bündnisses war ja zunächst eine Vertheidigung gegen die Reichsbeschlüsse, wodurch es sich von den früheren Bündnissen, welche mehr oder weniger eine Verstärkung der Reichsgesetze bezweckten, unterschied, und sich der Reichsgewalt als eifersüchtig zu bewachende Feindin gegenüber stellte. Namentlich wurde diese Bestimmung noch bei dem Zutritt der Stadt Magdeburg dahin ergänzt, daß, „nachdem Gott der Allmächtige aus besonderer Vorsehung und Gnade sein heiliges, ewiges und reines Wort, als den einzigen Trost der Seelen und höchsten Schatz auf Erden, den Menschen wieder habe erscheinen lassen, so sei doch leider öffentlich am Tage, wie viele und mancher Hand Practiken eine Zeit her, sonderlich von den Geistlichen und ihren Anhängern im heiligen Reich gesucht und vorgenommen worden seien, um das göttliche Wort wiederum zu vertilgen, und es, wo das möglich wäre, gänzlich aus der Menschen Herzen und Gewissen zu reißen. Und wiewohl sie durch ihre hinterlistigen Anschläge weiter nichts erwirkt hätten, als die größere Aufnahme der christlichen Versammlung und Erweiterung des göttlichen Wortes, wiewohl man ferner ganz und unzweifelhaft versichert sein könne, daß der Allmächtige den Widerwärtigen seines Wortes ihr Vorhaben noch weiter, wie bisher geschehen, verhindern und wider sie sich als einen gewaltigen und mächtigen Gott erzeigen werde, damit sie nicht zu sagen haben: wo ist nun ihr göttlich Wort und Evangelium, davon sie so viel gehalten haben? — so seien sie doch berichtet, daß die Geistlichen und Andern, so ihnen anhängig, den Reichstag zu Speier, auf welchem man sich der Religion

wegen christlicher Gleichheit zu vereinigen hoffe, nicht abwarten wollten, sondern emsigen Fleiß anwendeten, Bündnisse aufrichteten und Geld erlegen wollten, um ihre alten und beschwerlichen Mißbräuche im Schwange zu erhalten, die Wahrheit Gottes und seines heiligen Wortes zu unterdrücken, und zu verlangen, daß jene Fürsten, welche die Verkündigung des Wortes Gottes in ihren Landen gestatteten, durch Practik und Anstiftung und von ihres Geldes wegen sollten überzogen und Land und Leute verderbt werden. Nachdem es nun beschwerlich, auch allen Christenherzen erschwerlich und erbärmlich wäre, daß die Wahrheit unterdrückt und die Unwahrheit Statt haben sollte, und nachdem sie auch von Amtswegen den Ihrigen schuldig seien, sie vor unbilliger Gewalt zu schützen, und Vorsehung zu thun, daß dieselben mit dem Worte Gottes versehen werden und dabei bleiben, so hätten sie diese Einung geschlossen, um sich für unbillige, unverursachte Kriege, thätlicher und ungöttlicher Beschwerung zu schützen, und bei dem Worte unbeleidigt zu bleiben."

Dieses Mißtrauen lag also immer in des Landgrafen Seele, ein unvorhergesehenes Ereigniß flammte es zur festen Gewißheit an und riß Philipp 1528 so weit fort, daß er den Frieden des Reichs durch einen raschen Feldzug störte. Philipp hatte nämlich an dem Hofe seines eifrig katholischen Schwiegervaters, des Herzogs Georg, dessen Vicekanzler Otto von Pack kennen gelernt, dieser war ein in allen Geschäften gewandter, aber mit seiner Lage unzufriedener Mann, und dem Landgrafen als Rathgeber in einer Streitsache mit Nassau, durch Vermittlung der Herzogin Elisabeth zu Rochlitz, der Schwester Philipps, auf einige Zeit überlassen worden. Pack hatte außerdem als eifriger An-

hänger des Evangeliums sich des Landgrafen Gunst zu erwerben gewußt, und während einer vertraulichen Stunde eröffnete ihm Philipp, daß es ihm vorkomme, als ob geheime Anschläge gegen ihn und den Kurfürsten von Sachsen im Werke seien. Worauf Pack stille schwieg und nur große Betrübniß zeigte. Als der Landgraf tiefer in ihn drang und ihm versprach, nichts gegen den Herzog zu thun, so eröffnete Pack ihm endlich insgeheim: es sei im vergangenen Jahre, Mittwochen nach Jubilate, zu Breslau ein geheimes Bündniß mehrerer katholischen Fürsten zur Unterdrückung des Evangeliums und zu seinem und des Kurfürsten Verderben geschlossen worden. Dies geschah zu Cassel im Februar 1528, der nähere Beweis wurde auf eine Zusammenkunft in Dresden verspart. Hier zeigte er dem Landgrafen eine mit dem Petschaft des Herzogs versiegelte Copie jenes angeblichen Vertrags, nicht zur Abwehr, sondern zum Angriff und zur plötzlichen Verderbung des Kurfürsten und Philipps, welche Copie der Herzog mit sich geführt, um mehrere Theilnehmer zu erhalten, und welche er zu Leipzig dem Herzoge Heinrich von Braunschweig vorgelesen haben sollte. Der Landgraf las, nahm eine Abschrift und versprach, die Sache vor der Hand geheim zu halten; drang aber einige Wochen später, da diejenigen, welchen der Landgraf diese Nachricht mittheilte, ihm besonders riethen, nach dem Original zu trachten, in Otto von Pack, dieses ihm zu verschaffen, und ließ ihm in seiner Wohnung eine Summe von 10,000 Gulden als Erstattung anbieten, wenn er durch Auslieferung des Originals um das Seine kommen würde. Der Inhalt des Bündnisses war erschreckend. König Ferdinand, Kurfürst Joachim und Herzog Georg in Person, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge von Baiern, die

Bischöfe von Würzburg und Bamberg durch Bevollmächtigte, machten sich zuerst anheischig, Ferdinand zu dem Königreich Ungarn zu verhelfen, alsdann sollte nach einem aus Spanien zu erhaltenden kaiserlichen Befehle dem Kurfürsten von Sachsen geboten werden, Luther, den Erzketzer, sammt den übrigen Ketzern und abtrünnigen Kloster-Personen auszuliefern, den alten Gottesdienst sammt allen eingezogenen Klöstern und Kirchen wieder herzustellen, im Weigerungsfall sein Land überfallen, erobert, vertheilt, er selbst sammt seinen Kindern auf ewige Zeiten entsetzt werden. Landgraf Philipp, wenn er auf nochmalige Aufforderung in der Ketzerei verharren solle, auf gleiche Weise bestraft und sein Land dem Herzog übergeben werden. Doch wolle man dem Landgrafen, hinsichtlich seiner Jugend und seiner Gemahlin, Zeit lassen, zum Gehorsam der Kirche zurückzukehren, und in diesem Falle ihm sein Land zurückstellen. — Nun war das Wormser Edikt seinem eigentlichen Inhalte nach nicht im mindesten vom Kaiser aufgehoben, sondern selbst auf dem Reichstage zu Speier noch der Antrag gestellt worden: Mittel zu finden, das Wormser Edikt in Ausführung zu bringen; auch war es eine bekannte alte Regel des Staats, daß man eine von der Kirche als ketzerisch verworfene Lehre und getrennte Partei selbst mit Waffengewalt zur Einheit der Kirche zurückzuführen suchte. Und überdem ließe sich annehmen, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen als die beharrlichsten Anhänger Luthers vom Pabst in den Bann gethan und dessen Ausführung dem Reich übertragen werden konnte. Georg, Joachim und König Ferdinand waren auch an jenem Tage wirklich zu Breslau gewesen, was die ersten beiden nachher zugestanden, hierzu kam noch der besondere Umstand, daß zur

Zeit jener Versammlung Kurfürst Joachim aus Ferdinands Gemach eine große mit vielen Siegeln versehene Urkunde getragen, und daß auf der Hochzeit des sächsischen Kurprinzen mit Sybille von Cleve zu Torgau (am 2. Juni 1527) der Herzog Heinrich von Braunschweig, dessen Reise zum Kaiser man als zusammenhängend mit jenem Bündnisse ansah, dem Landgrafen vertraulich eröffnete: „König Ferdinand werde wegen der Aufnahme, die er seinem Vetter, dem geächteten Ulrich von Würtemberg, gewährt, nichts wider ihn vornehmen; aber wegen anderer Sachen wisse er ihn nicht frei zu sagen, er möge sich in Acht nehmen.“ Ja, daß endlich eben zu Torgau der Kanzler Herzogs Georg, Simon Pistoris, der eben von Breslau kam, gegen einige Lutherische geäußert haben sollte: „sie sollten zusehen, was sie machten, ihre Sache werde nicht lange währen.“

Nimmt man dies Alles zusammen und erwägt, daß unterm 8. April 1528 wirklich ein kaiserlicher Befehl ausgestellt wurde des Inhalts, daß auf den Fall, daß Landgraf Philipp in die Acht erklärt, mit Heeresmacht überzogen und seiner Länder entsetzt werde, dieses dem Grafen von Nassau wegen seiner Ansprüche eines Theils von Oberhessen mit der Grafschaft Katzenellnbogen nicht nachtheilig sein sollte ꝛc., was Philipp freilich damals nicht wissen konnte; so ist leicht einzusehen, wie Philipp der Sache vollen Glauben schenkte, obgleich Otto von Pack das Original jenes Vertrags noch immer nicht herbeizuschaffen wußte. Philipp war gereizt durch das Betragen seines Schwiegervaters, und sah überhaupt in einem raschen Angriff nur Heil und Rettung für die evangelische Sache: sonst hätte er bei reiferer Ueberlegung nicht vergessen, wie unwahrscheinlich ein solches gewaltsames und heimliches Verfahren des Kaisers in

der großen Angelegenheit der streitigen Religion ohne vorherige Verhandlungen auf dem Reichstage gewesen wäre; wie ein plötzlicher Ueberzug, Bekämpfung der Lehre mit dem Schwerte, ohne alle die großen in der Mitte liegenden Maaßregeln, ohne vorherige Ermahnung und Bedrohung, ohne das vom Reich geforderte Concilium ganz mit dem bisherigen natürlichen Gange im Widerspruch ständen; wie außerdem eigennützige Theilungsverträge im Voraus gegen alles Fürstenrecht und Uebung; und die Bestimmung, daß weder der Kurfürst von Sachsen, noch jemals seine Nachkommen, in seine Lande wieder eingesetzt werden solle, ein sehr gewaltthätiges Vorgreifen gewesen sei.

Der Landgraf, ohne sich durch diese Unwahrscheinlichkeiten irre machen zu lassen, eilte nach jener Entdeckung von Dresden nach Weimar. Hier zeigte er dem Kurfürsten und dessen Sohne die mitgenommene Abschrift jener Urkunde, und verhieß das Original. Seine Ueberredungsgabe, die Größe der Gefahr und die auch dem Kurfürsten bekannt gewordenen Anzeigen eines feindseligen Bundes bestimmten diesen sonst so bedächtigen Fürsten zu einem augenblicklichen Beschluß. Beide Fürsten sagten darin: „da Gott ihnen das Schwert gegeben, so erkennten sie sich dermalen um so viel mehr verbunden, einander zu schützen, da Gott ihnen das Evangelium gegeben; sie wollten auch eher Leib, Ehre, Würde, Land und Leute daran setzen, als zugeben, daß durch bösen Rath der Widersacher dieser Schatz ihnen wieder entzogen würde." Ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern sollte den stillen, ermüdenden Streit gegen List und Verschlagenheit in einen offenen Kampf verwandeln, und den nun entlarvten, unversöhnlichen Feind durch augenblickliche Besetzung seiner Länder un-

schädlich machen. Man wollte die nach so vielen Jahrhunderten wiedergewonnene christliche Freiheit behaupten und durch einen christlichen Frieden sichern. Schon hatte Preußen und Dänemark Hülfe versprochen, mehrere Städte, Magdeburg, Ulm, und selbst der vertriebene König Johann Zapolya Beistand zugesagt, als Luther und Melanchthon dem Kurfürsten schrieben: „Die Anzeichen seien noch nicht hinreichend, man müsse den Angriff abwarten, den Kaiser, das Regiment, den Reichstag anrufen, die verdächtigen Fürsten beschicken, allenthalben erst die Güte versuchen; dem Landgrafen Einhalt thun, eher mit ihm brechen, als durch einen so übereilten Angriff dem Evangelium solche Schande bereiten; sie selbst würden eher des Kurfürsten Land, wiewohl ungern, verlassen; Krieg gewinne wenig, verliere viel und wage Alles; Sanftmuth verliere nichts, wage wenig und gewinne Alles. Menschliche Hülfe (wiewohl hier nicht hinreichend) und vorläufige Rüstung könne bereitet, doch müsse jeder Schein des Eigennutzes vermieden werden.“ Vergebens stellte der Landgraf vor: „nicht sie, sondern die Gegner seien der angreifende Theil, Zeitverlust sei gefährlich, unklug den Argwohn und den Haß zu reizen, und nicht die schädliche Kraft zu brechen, den Krieg erst zu drohen und dann geflissentlich zu verzögern, sich öffentlich zu rüsten und in der Stille den Angriff zu erwarten. Gott helfe; aber nicht dem Sorglosen.“ Der Kurfürst mäßigte am 23. April einige Punkte des Bundesentwurfs, sandte den Kurprinzen nach Cassel, um den Landgrafen zurückzuhalten, und erklärte wiederholt: „er verlange um dieser Sache willen sich nicht weiter zu rüsten, wolle auch um der Hitze des Landgrafen willen seine Lande nicht gern in Gefahr setzen.“ Allein dieser hatte schon am 22. Mai eine

Kriegserklärung nebst Veröffentlichung jenes angeblichen Bündnisses ergehen lassen, worin er sagte: „Es sei Verläumdung, daß man ihm Schuld gebe, er wolle Frankfurt belagern und römischer König werden, oder als wollte er sich in des Königs von Frankreich Dienste begeben, oder den gemeinen Mann zu neuem Aufruhr bewegen, oder Herzog Ulrich wieder zu seinem Lande verhelfen. Die Ursache sei blos jenes aufgerichtete Bündniß. Etliche Bischöfe und Mönche hätten mit ihren Practiken zu Wege gebracht, daß mehrere große Fürsten sich mit ihnen wider das lebendige, gnadenreiche Wort Gottes zusammengeschworen und verbrieft haben, wie Jedermann im Druck erbärmlich sehe; man müsse sich des Backenschlags und der Verjagung von Land und Leuten täglich erwarten, es könne ihm also Niemand verargen, daß er in Zeiten sich wider unchristliche Gewalt zu seiner Gegenwehr rüste."

Mit einem Heere von 4000 Reitern und 14,000 Mann Fußvolk unternahm Philipp nun den Zug gegen die benachbarten fränkischen Stifter Würzburg und Bamberg, und erwartete in seinem Lager zu Herrenbreitungen an der Werra die Hülfe des Kurfürsten, nachdem er den vormaligen Landhofmeister von Boyneburg zum Statthalter für Hessen ernannt hatte. Dem Herzog Georg, welcher ihn wegen der Kriegsrüstungen befragt hatte, antwortete er: „es sei, Gott wisse das, ihm das allerleidest, daß Seine Liebden auch in solchem Bündniß sei, und sie Andern für solche böse Ketzer halte; es sei ihm leid, daß Gott vielleicht S. L. nicht zu seiner Erkenntniß erleuchten wolle. Weil er aber nun in der Gefahr und Backenschlag (Philipp meint hiermit wahrscheinlich den Bann und die Achtserklärung) stehen müsse, so daß er entweder Gottes Wort verläugnen und dem Teufelsdienst

anhangen, oder sich von Land und Leute verjagen lassen sollte, so könne er nicht still sitzen und warten, bis man ihn überziehe, sonst habe er die Metten verschlafen; sondern er müsse die Andern dahin bringen, daß sie von ihrem unchristlichen Vornehmen abstünden." Er forderte ihn auf, sich dieses Bündnisses zu entschlagen und gegen den Kurfürsten und ihn nicht zu handeln, „so wolle auch der Kurfürst und er ihm und den Seinen nichts Leids oder Unguts thun; auch nicht ein Huhn, wie man spreche, kreischen. Was hülfe es E. L. (schrieb er), wenn uns schon E. L. verjagte, wiewohl es noch fehlen konnte, ob Gott will, dann, daß E. L. euer eigen Fleisch und Blut (weil Philipps Gemahlin des Herzogs Tochter war) und gute Freunde verjagt; so kann E. L. wohl bedenken, so wenig als E. L. von ihrem Glauben abweicht, so viel weniger werden wir von unserm Glauben abweichen, dazu wird E. L. für uns und wir für Sie nicht Rechenschaft geben." — Dagegen erwiderte der Herzog: „das Bündniß sei erlogen, er müsse sich nicht wenig wundern, daß der Landgraf den Glauben hege und sich durch solche ungegründete unwahrhaftige Lügenmährchen verführen und in Aufruhr bringen lassen, woraus für sein Weib und Kind, Land und Leute Verderben und Ungedeihen erwachsen möchte. Wiewohl ich einfältig und unwissend bin — schrieb er mit Kraft — so soll mich doch E. L. des Stolzes vermerken, wo etwas Wahres in der Sache geschehen oder ergangen, ich wollt' es vor E. L. und einem größeren, da ich billig mehr Furcht vor hätte, denn vor euch, nicht läugnen. Sag und schreib noch, daß wer E. L. gesagt, der solch Original gesehen, daran mein Handzeichen und Siegel ist, der dieses Original gelesen oder gehört hat, daß der ein verzweifelter, ehrloser, meineidiger Bösewicht ist, darum will ich vor

Jedermann still stehen; E. L. wolle mir auch den verlogenen Mann anzeigen, daß ich mich und manniglich sich vor ihm zu hüten habe, dann, wo es von E. L. nicht geschähe, möcht' ich beursacht werden zu denken, E. L. erdicht' es selber, und woll' also Ursache nehmen, euren unfreundlichen Willen gegen mich armen alten Mann zu beginnen."

Der Kurfürst von Mainz erklärte in einer öffentlichen Schrift vom 27. Mai, „daß ihm jenes Bündniß zu hören fremd und seltsam, und er desselben gar kein Wissen trage, mit Niemanden deswegen je gehandelt, und sich daher wohl versehen hätte, daß der Landgraf vor aller Rüstung, freundschaftlicher Meinung, wie es ihm angestanden, sich des wahren Grundes erkundigt hätte. — Was die Religion betreffe, so sei es sein, als eines christlichen Kürfürsten, höchster Sinn und Gedanke, das göttliche Wort, und was immer zur Ehre Gottes, auch zur Förderung der Liebe des Nächsten dienen möchte, nach aller Einsicht und Vermögen zu pflanzen, zu mehren und zu fördern. Wo es auch dazu komme, daß Ordnung und Reformation in christlicher Religion vorgenommen würde, so solle an ihm kein Mangel erfunden werden, sondern sein rechtes Gemüth, Wille und Wohlmeinung sich in den Werken erweisen." —

Der Erzbischof von Salzburg erklärte die Falschheit jenes angeblichen Bündnisses in einem Schreiben vom 1. Juni 1528 und führt unter andern an, „daß Niemand, welcher seine und seines Stiftes Gelegenheit, und sonderlich das große Verderben kenne, worin dasselbe durch die zwei vorhergegangenen Aufstände ganz unverschuldet gebracht worden sei, so unverständig sein könne, ihm eine so unfreundliche Beschuldigung zuzumuthen, außerdem daß er nichts lieberes, denn Frieden und Einig-

keit im heiligen Reich und der ganzen Christenheit begehre.“ — König Ferdinand selbst erklärte in einem offenen Ausschreiben, „daß er eine solche oder ähnliche Vereinigung niemals gedacht, geschweige dieselbe wirklich abgeschlossen habe, und daß man ihn immer eines aufrechten, ehrbaren Gemüthes befinden und dahin erkennen sollte, daß er, ob Gott will, in dem rechten Wege nach dem Lobe Gottes wandeln und seine Sache am Licht und nicht verborgen handele, und sich zu etwas verpflichten wolle, das zur Untertilgung des wahren Wortes Gottes und wider den kaiserlichen Landfrieden, wider den schwäbischen Bund und die Reichsabschiede wär.“ — Auf ähnliche Weise schrieb auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg an den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen, sowie der Herzog Wilhelm von Baiern.

Noch blieben die fränkischen Bischöfe zurück. Der Bischof von Würzburg, Konrad von Thüngen, hatte in der Eile fremde Truppen verschrieben und seine Hauptstadt besetzt, der Landgraf von Hessen hatte ihm in seinem und des Kurfürsten Namen eine Botschaft mit der Meldung zugeschickt: „es habe zwar den beiden Fürsten wohl gebühret, ohne weiteres Ansagen jenes Bündnisses wegen, Gewalt mit Gewalt aufzuhalten und Gegenwehr vorzunehmen, zur Verhütung von Kriegsaufstand im Reich aber, dann des Kaisers wegen und zum Beweise ihrer Geneigtheit zum Frieden, haben sie zuvor durch diese Gesandtschaft den Bischof auffordern lassen wollen, von jenem Bündniß und Vornehmen abzustehen, in welchem Falle man sich begnügen wolle, mit dem Ersatz des Schadens, worin der Kurfürst und der Landgraf mit Zurichtung und Rüstung zu der Gegenwehr gebracht worden sei.“ Der Bischof erklärte jenes Bündniß für unwahr und fügte hinzu, zu den Kriegskosten habe er

keine Ursache gegeben, auch seien die Rüstungen unnöthig gewesen. Bald aber änderte er diese Sprache, durch die Nähe des Landgrafen und die unruhige Sehnsucht unterdrückter evangelischer Unterthanen bedrängt, und erbot sich, der schiedsrichterlichen Entscheidung durch den Kaiser, oder durch die Kurfürsten von Trier und Pfalz sich zu unterwerfen. Darum erschienen denn auch die beiden Kurfürsten persönlich. Der Marschall des Kurfürsten von der Pfalz, Wilhelm von Habern, welcher vorausgesandt worden war, traf den Landgrafen mit seinem Heere unweit Schmalkalden und trug auf einen Waffenstillstand an. Der Landgraf antwortete: „es sei ihm ein Waffenstillstand beschwerlich, weil sich seine Gegner unterdessen stärken möchten, und sein Kriegsvolk dem Lande zur Last falle; er wolle denselben jedoch annehmen, wenn der Kurfürst Ludwig in eigner Person bis zum Pfingstfest in Schmalkalden erscheinen wolle." Dies geschah. Am Pfingstfeste erschienen beide Kurfürsten und wurden vom Landgrafen feierlich eingeholt. Auf dem Rathhause zu Schmalkalden geschahen die Verhandlungen. Der triersche Kanzler, Forster, führte das Wort zur Vermittlung in Gegenwart und im Namen der Kurfürsten. — Philipp antwortete: „Die Entschuldigung von Würzburg und Mainz lasse er auf sich beruhen. Er habe sichere Kunde, daß man ihn mit Gewalt vom Worte Gottes dringen wolle. Den Mann, welcher ihm eine Abschrift des Bündnisses mitgetheilt, und der noch darauf bestände, könne er vorstellen. Ertheilten ihm die Bischöfe eine hinreichende Friedensversicherung nebst Erstattung der Kriegskosten, so wolle er abstehen, wo nicht, auch mit Gefahr seines Lebens die Sache Gott befehlen." — Der Kurfürst von Trier ritt sodann selbst nach Meiningen, wohin der Bischof von Würzburg und Gesandte

von Mainz und Bamberg in der Eile geladen worden. Indessen war auch der Kurfürst von Sachsen mit seinem Sohne nach Schmalkalden gekommen, und erklärte in einer abermaligen Unterredung, weder er noch der Landgraf hätten das Bündniß erdichtet; dieser, an welchen die Sache zuerst gelangt, habe viele und gute Gründe gehabt; der Kriegskosten halber wolle er sich nach ihm richten und sonst mit der vorgeschlagenen Versicherung sich begnügen. Endlich kam am 5. Juni, den Freitag nach Pfingsten, folgender Vertrag zu Stande: „die Kriegsfürsten sollten wegen des vermeintlichen Bündnisses zufrieden stehen, und mit ihren Truppen ohne Schaden der Bischöfe von Würzburg und Bamberg abziehen, diese sammt ihren Kapiteln Versicherung geben, nichts gegen Sachsen und Hessen vorzunehmen, noch sie und die Ihrigen vom Worte Gottes zu drängen; Würzburg dem Landgrafen 40,000, Bamberg 20,000 Gulden für die Kriegskosten zahlen, beide auf jede Wiedervergeltung verzichten.“

Philipp rückte darauf mit seinem Kriegsvolke nach Gelnhausen und hier kam am 14. Juni mit dem Kurfürsten von Mainz und dem Statthalter des Königs Ferdinand zu Würtemberg ein Vertrag zu Stande, wonach Mainz gleichfalls 40,000 Gulden zahlte, und bis zu einem Religionsfrieden auf die geistliche Gerichtsbarkeit in Sachsen und Hessen, jedoch mit Vorbehalt der Zehnten und Zinsen in diesen Ländern, verzichtete. Hatte nun der Landgraf hierdurch sich auf's neue den Frieden gesichert, so fühlte sich der schwäbische Bund durch die abgedrungenen Geldzahlungen beleidigt und verlangte, daß man dem Landgrafen die Bundesverwandtschaft aufsage, und daß dieser den frevelhaften Angeber des erdichteten Bündnisses in zweier Bundes-

glieder, oder in der vermittelnden Kurfürsten Hände stelle. — Jener Streit wurde zwar endlich durch den Kurfürsten von der Pfalz wieder beigelegt, allein zu diesem glaubte sich Philipp nicht verbunden. Daß Otto Pack der Angeber gewesen, konnte zwar nicht länger verheimlicht bleiben, und Philipp, unter dessen Schutz und Gewahrsam sich dieser begeben, mußte es zugeben, daß ein Verhör von besonders dazu nach Cassel gesandten Kommissarien mit Pack angestellt wurde. Hier erklärte der Kanzler Pistoris, als Abgesandter des Herzogs Georg, ihn für einen ehrlosen und meineidigen Bösewicht und bestand darauf, daß Pack durch die Folter zu einem Bekenntniß gezwungen werde. Dieser blieb dagegen bei seiner obigen Angabe, behauptete, daß er ohne sicheres Geleit an die gehörigen Orte nichts sagen wolle, auch deshalb das Original nicht beischaffen könne, und erklärte sich endlich bereit, selbst die Folter zu leiden, wenn der Kanzler Pistoris, der allein außer ihm Wissenschaft von der Sache habe und ihn jetzt bezüchtige, sie vor und neben ihm leiden wollte. Der Landgraf bestand jedoch darauf, daß er ein solches Verfahren als Reichsfürst und wegen der Otto Pack gegebenen Zusage, ihn über Recht nicht beschweren zu lassen, nicht zugeben könne; ob Pack der Fälschung und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, möge ein hessisches, von aller Verpflichtung wider ihn zu entbindendes Gericht, nöthigenfalls mit Beisitzern der Kurfürsten von Pfalz und Trier und der Städte Straßburg und Nürnberg entscheiden. Ein Gutachten der Rechtsgelehrten der Universität Wittenberg erklärte die Tortur in diesem Falle für ungerichtlich oder voreilig, die Auslieferung für unbillig, wenn sie gleich zugeben, daß Pack, selbst wenn das Bündniß wahr gewesen, er sowohl wegen seiner Dienst-

pflicht, als weil die Ausführung desselben auf einen noch zu erwartenden Befehl des Kaisers gestellt sei, noch nicht die Befugniß gehabt, es zu offenbaren. So endigte die Sache. Pack blieb noch ein Jahr in Cassel in Gewahrsam; dann seiner Haft unter der Verpflichtung entlassen, sich erforderlichen Falls gerichtlich zu stellen, irrte er flüchtig und elend umher, und wurde zuletzt als ein Opfer der unermüdlichen Rache des Herzogs Georg in den Niederlanden hingerichtet, ohne daß selbst sein letztes Verhör das Dunkel, welches noch immer über dieser Sache schwebt, aufgehellt hätte.

Neuntes Kapitel.

Reichstag zu Speier. Marburger Religionsgespräch.

Ferdinand hatte im Namen des Kaisers, der noch immer verhindert wurde, selbst nach Deutschland zu kommen, für den März des Jahres 1528 einen Reichstag ausgeschrieben; allein da wegen des angeblichen Packschen Bündnisses auch hier ein Krieg auszubrechen drohte, so wurde das Ausschreiben zurückgenommen und auf den Februar des folgenden Jahres ein Tag zu Speier angekündigt, für die zwei großen Hauptgegenstände der Türkenhülfe und der Religion. Zugleich wurden die Ursachen angegeben, welche auch diesmal das persönliche Erscheinen des Kaisers im Reich verzögerten und zu seinen Stellvertretern für den Reichstag König Ferdi-



nand, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Wilhelm von Baiern und die Bischöfe von Trient und Hildesheim ernannt. Dieser merkwürdige Reichstag begann am 15. März; der Landgraf Philipp von Hessen erschien am 18. mit 200 Reitern und mehreren Predigern, zu deren Vorträgen in den Herbergen am nächsten Sonntage sich, trotz des Verbots, über 8000 Menschen versammelten. König Ferdinand stellte persönlich die Größe der Gefahr wegen der Türken vor und es scheint, als wenn er dadurch die Aufmerksamkeit von der Religion hätte ablenken wollen. Aber die Stände erinnerten, daß der Artikel vom Glauben, als die Seele betreffend, der wichtigste wäre, ohne dessen einmüthiger Vergleichung aller andern Punkte halber nichts Ersprießliches beschlossen werden möge und der also zuvörderst vorgenommen werden müsse. Man erwählte zu dem Ende einen Ausschuß, bestehend aus den Kurfürsten von Trier und Sachsen, nebst einem Rath für jeden der andern Kurfürsten, den Bischöfen von Salzburg und Augsburg, Herzog Ludwig von Baiern und Markgraf Philipp von Baden nebst Botschaften von Würzburg, Constanz und Braunschweig, dem Abte von Weingarten, Doctor Eck und dem Grafen von Solms-Geroldsbrück, endlich für die Städte: Sturm von Straßburg und Fetzel von Nürnberg. Nach Genehmigung dieses Ausschusses wurde beschlossen, beide Hauptfragen zu gleicher Zeit vorzunehmen, und am 13. und 15. April übergab derselbe eine Antwort an den Kaiser, worin sie vorerst baten, daß der Kaiser wegen der bedrängten Lage Deutschlands das freie allgemeine Concil doch ehestens und längstens binnen einem Jahre ausschreiben möge. Da aber der Artikel des Reichstags von 1526 bei vielen in einen großen Mißverstand und zu Entschuldigung von allerlei erschrecklichen neuen Lehren

gezogen und ausgelegt worden, so hätten sich die Stände entschlossen, daß jene, welche bei dem Edikt von Worms seither geblieben wären, dabei auch bis zum Concilium verharren sollten; bei den andern Ständen aber, bei welchen die andern Lehren entstanden und zum Theil ohne merklichen Aufruhr und Gefahr nicht abgewendet werden könnten, solle doch hinfüro alle weitere Neuerung, bis zu künftigem Concil, so viel möglich und menschlich, verhütet werden. Insbesondere sollten etliche Lehren und Sekten, soviel die dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi entgegen, nirgend gestattet, desgleichen die Aemter der heiligen Messe nicht abgethan, auch Niemand an den Orten, da die andere Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verhindert, noch davon gedrungen werden. Die Prediger sollten Alles vermeiden, was zur Bewegung des gemeinen Mannes wider die Obrigkeit oder die Christen in Irrthum zu führen Ursache geben möge. Ferner sollten die Obrigkeiten darauf sehen, daß in den Druckereien nichts Neues und sonderlich keine Schmähschriften gedruckt und verkauft würden.

Hieraus war nun deutlich zu sehen, daß König Ferdinand und die Mehrheit der Reichsstände einen einstweiligen Stillstand der Neuerungen zu bewirken suchten, wie auch Ferdinand den Gesandten mehrerer Städte harte Vorwürfe darüber ertheilte, daß sie dem Befehl des Kaisers zuwider so große Neuerungen gemacht hätten. Worauf diese vorstellten, durch den Beschluß von 1526 sei vielmehr überall der Frieden erhalten worden, so daß sich seitdem keine Empörung und Aufruhr des Glaubens wegen im Reich zugetragen. Sollte aber obige Bestimmung aufgehoben werden, so werde daraus Zertrennung und unerzählbare Beschwerung erfolgen. Solche Aende-

rung des vorigen Abschieds werde auch in den Städten schwer sein, bei den Unterthanen zu erhalten, sondern in diesen gefährlichen Zeiten eher Unruhe und Zerrüttung, als Frieden und Einigkeit daraus erwachsen. Der Prediger und Druckerei halber wollten sie sich den Entwurf gefallen lassen.

Philipp, welcher den ersten Buchdrucker nach Marburg aus Erfurt berufen, und dem überhaupt die Geschichte das Zeugniß giebt, daß er sich besonders zu Speier als einen klugen und einsichtsvollen Fürsten bewährte, brachte es nebst Sachsen und den übrigen Ständen der Glaubensspaltung dahin, daß eine Gegenvorstellung der Evangelischen, bei deren Ueberreichung er selbst das Wort führte, in folgendem Sinne abgefaßt wurde: „Die Ursachen des Zwiespaltes in der Religion seien klar und schon zu Nürnberg vorgelegt; den Irrungen und Mißbräuchen der Kirche könne nur durch ein freies, christliches Concil, nicht durch einen solchen gebotenen Abstand geholfen werden; in die einseitige Aufhebung eines einhellig beschlossenen Reichsabschiedes, der doch einigermaßen ersprießlich gewesen und dessen etwaigen Mißbrauch durch eine neue Erläuterung zu heben der erklärten Absicht des Kaisers gemäßer, und zu einem christlichen Frieden dienlicher wäre, könnten sie Gewissens halber nicht einwilligen; wo das Seelenheil Aller in Betracht komme, könnten die Stimmen Einzelner, wenn gleich des größeren Theils, nicht entscheiden. Wie man ihnen noch vor der Religionsvergleichung auflegen könne, sich selbst durch einen solchen Schluß, wodurch der frühere Speierische Abschied gänzlich aufgehoben und abgethan werde, zu verurtheilen? Sie selbst sollten die Erklärung, daß man ihre Lehre nur aus Noth dulde, die strenge Absonderung von ihren Anhängern, die Verfol-

gung und Bestrafung derselben noch billigen und bekräftigen? Die Erneuerung des Wormser Edikts sei die Einleitung zu neuen verderblichen Irrungen; schrecklich die Zusammenstellung des alten und neuen Gottesdienstes. Die Beibehaltung der papistischen Messe, die Verdammung der Sacramentslehre seien nicht einmal durch die kaiserliche Instruction gebotene Zusätze. Wiewohl es offenbar sei, wie sie in dem letzteren Glaubensartikel sich hielten, dennoch achteten sie es für unverantwortlich, die anders Denkenden unaufgefordert und ungehört schon jetzt zu verdammen."

Diese Gegenvorstellung wurde verworfen, das Gutachten des Ausschusses zum Reichstagsabschied erhoben, und in einer öffentlichen Sitzung den Evangelischen aufgegeben, sich der Mehrzahl zu fügen. Worauf König Ferdinand und die Kommissarien plötzlich aufstanden und, aller Bitten ungeachtet, die Versammlung verließen. Nun erst, am 19. April 1529, setzten die evangelischen Fürsten, der Landgraf von Hessen, Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, Ernst und Franz von Lüneburg und 14 Reichsstädte jene berühmte Protestation und die Grundlage evangelischer Freiheit auf, worin sie vor Gott und den Menschen erklärten, daß sie das angefangene Werk der Reformation fortsetzen und sich ferner nach dem früheren einhelligen Beschluß bis zu einer allgemeinen freien Kirchenversammlung so halten wollten, wie sie es vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten, wobei sie zugleich gegen einen durch einseitige Stimmen-Mehrheit errungenen Abschied und alle daraus entspringende Handlungen protestirten.

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen zur Vermittlung erklärten die Protestirenden, diesen ihren Beschluß öffentlich bekannt zu machen und errichteten noch vor

ihrer Abreise eine feierliche Appellation an den Kaiser und an eine künftige Kirchenversammlung, worin sie den Hergang der Sache, ihre vergeblichen Bemühungen und die eingelegte Protestation actenmäßig erzählten. Diese Schrift wurde dem Kaiser durch eine besondere Gesandtschaft, wozu man den Bürgermeister von Memmingen, Ehinger, dessen Bruder kaiserlicher Rath war, den Sekretair des Markgrafen Georg, Alexis Frauentraut und den gelehrten, vielgereiseten Syndikus von Nürnberg, Meister Michael von Kaden, wählte, überbracht. Sie trafen den Kaiser zu Piacenza, der unterdeß schon zu Barcelona sich mit dem Pabst zu geistlicher und weltlicher Bekämpfung der Lutheraner verbunden und bei ernstlicher Strafe die Annahme und Befolgung des Speierschen Reichstags befohlen hatte, und von dem sich nach diesen Umständen nicht viel Gutes erwarten ließ. Die Antwort lautete dann auch folgendermaßen: „Der Abschied zu Speier sei zur Verhütung aller Neuerung und Sitten geschehen, mit Mißfallen habe der Kaiser die Trennung erfahren; beide Theile könnten mit gleichem Recht sich auf ihr Gewissen berufen; alle verlangten ein Concilium, welches doch unnöthig wäre, wenn von den Reichsständen die Beschlüsse zu Worms und nachher gehalten worden; die Stimmen-Mehrheit müsse entscheiden; er habe schon für diejenigen, welche dem Abschiede nicht folgen wollten, eine Warnung bei Strafe des Ungehorsams ergehen lassen; dies befehle er nochmals um so dringender, weil wegen der Türken Deutschland, die ganze Christenheit in Gefahr, Beistand dem Könige von Ungarn und Einigkeit von Nöthen sei; sobald er sich mit dem Pabst besprochen und Italiens Angelegenheiten geordnet, wolle er sich erheben, zuerst gegen die Türken, dann um in Deutschland Alles zu einem christlichen

Wesen zu bringen.“ Zu Parma ward den Gesandten endlich die Heimkehr erlaubt, Michael Kaden aber, der vom Landgrafen noch besonders ein Religions-Büchlein für den Kaiser erhalten hatte, sollte bei Todesstrafe bleiben und schätzte sich glücklich, in einer eiligen Flucht sein Leben zu retten.

So endete die Gesandtschaft, worin die Protestanten zum erstenmal als politische Gegenmacht, als getrennte Partei im Reich auftraten und sich von ihren Gegnern lossagten, wenn sie auch die Hoffnung auf Vereinigung noch nicht aufgaben. Der Landgraf, als er Kadens Schicksal hörte, bekannte sich in einem ehrerbietigen Schreiben an den Kaiser zu dem Büchlein, welches, seines Wissens gerechten, guten und ernstlichen Inhalts, nur von Unverständigen oder Widerwärtigen getadelt werden könne, und bat, diese Handlung Kaden, der ein armer Diener sei und viele kleine Kinder habe, nicht entgelten zu lassen. An den Kurfürsten schrieb er: es sei eine Gnade von Gott, daß der Kaiser sein Gemüth so offen gezeigt; viel besser, als wenn er einen halben gnädigen Bescheid gegeben, und Böseres im Sinne hätte.

Es war natürlich, daß die Protestanten, nachdem sie einmal den entscheidenden Schritt gethan, an eine engere Verbrüderung unter einander und an Berathung gemeinsamer Maaßregeln denken mußten. Deshalb war auf Betrieb des Landgrafen und der Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg gleich nach dem Speierschen Reichstage zu Rotach, im Gebiet von Koburg, eine Versammlung gehalten worden, worin man über die Bedingungen eines Bündnisses berathen hatte, welches alle protestirende Stände gegen Jedermann, mit Ausnahme des Kaisers und des Reichs, der sie der Lehre oder des Speierschen Abschiedes wegen angreifen würde, vereinigen

sollte. Siegmund von Boyneburg, Amtmann von Schmalkalden, hatte hier im Namen des Landgrafen unterschrieben, und die Städte wurden zum Abschluß des Bundes auf einen Tag nach Schwabach, unweit Nürnberg, eingeladen. Allein unvermuthet zögerte der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, diesem Bündniß beizutreten, weil sie in der Lehre vom Abendmahl nicht gleiche Meinung hegten. Der Landgraf machte dagegen dem Kurfürsten die eindringlichsten Vorstellungen. „Es sei schimpflich besonders für ihn — schrieb er — der die Unterhandlung geleitet, erst jetzt um eines einzigen Punktes willen, von dem weder der Glaube, noch die Seligkeit abhange, und der noch, wie er hoffe, verglichen werden könne, sich des Bündnisses so mächtiger Städte entreißen zu wollen; die Sicherheit und Erhaltung der ganzen evangelischen Sache um eines vielleicht oft wiederkehrenden Streites der Gelehrten willen, die auch irren könnten, auf's Spiel zu setzen. Wenn wir uns darüber hätten sollen von einander trennen lassen, so unsere Gelehrten zweihellig würden, wie oft hätten dann E. L. und wir uns von einander thun müssen?" Der Kurfürst bestand auf der Wichtigkeit jenes Unterschiedes in der Lehre und wünschte wiederholt eine Zusammenkunft mit dem Landgrafen, welche dieser auch acht Tage vor dem Convent zu Schwabach bewilligte. Vorher schrieb er dem Kurfürsten noch eigenhändig: „Ich habe mehr denn einmal E. L. geschrieben, daß mir solch glaubliche Mahnung gekommen, daß kaiserliche Majestät, nachdem sie ihre Sachen nunmehr zum Vertrag gebracht hat, die Lutherischen zum Gehorsam päbstlicher Kirche bringen wollen. — Ich kriege solche glaubhafte Warnung von Kurfürsten, Fürsten, Städten, Grafen und Edeln, daß ich's nicht zu verachten weiß. —

Will sich E. L. nun gegen den Kaiser wehren, so er uns davon bringen will, so schreib mir's E. L. und was ich mich zu E. L. vertrösten soll, so ich überzogen würde; wollt ihr euch nicht wehren und leiden, oder davon abfallen, als ich zu Gott nicht hoffe, so schreib mir's E. L. auch. — Soll nichts helfen, und wollen wir alle so verzagt werden, daß wir uns nicht wollen wehren und uns einander verlassen, so erbarme sich Gott, so ist's nichts, denn eine Plage von Gott über uns verzagte Deutsche." Doch blieben alle diese Vorstellungen vergebens. Luther hatte strenge Glaubensartikel aufgesetzt, welche von allen Ständen, ehe sie sich vereinigten, unterschrieben werden sollten, und die Städte weigerten sich deß, weil sie hierzu keine Vollmacht hätten.

Nun suchte der Landgraf, welcher schon auf dem Reichstage mit Betrübniß die Uneinigkeit wegen der Lehre vom Abendmahl unter den Evangelischen und die Bemühungen der Gegner bemerkt hatte, diesen Zwiespalt noch zu vergrößern, durch ein freundliches und undisputirliches Religionsgespräch die Eintracht wieder herzustellen und so ein kräftiges Zusammenwirken hervorzubringen. Ueberhaupt konnte sein nach Wahrheit dürstendes Herz und seinen edeln, umsichtigen Geist kein härterer Schlag treffen, der dem Feinde mehr Anlaß zu Schmähungen und den Anhängern des Evangeliums neue Blößen gegeben hätte, als Trennung unter ihnen selbst. Darum führte er jetzt sein Vorhaben aus, noch ehe die Versammlung zu Schwabach beendigt, und hatte Marburg dazu erwählt. Einladungen zu dem Gespräch wurden an Luther, Melanchthon, Jonas, Zwingli, Decolampedius, Bucer, Hedio, Franz Osiander, Agricola und andere erlassen, welche sie auf das Michaelisfest beschieden. Als Luther auf seiner Reise nach Marburg

zu Alsfeld mit großen Ehren empfangen wurde, sprach er zu den auf dem Markte versammelten Schülern: Gott habe zwar diese Stadt erleuchtet, daß sie zuerst unter allen Städten Hessens das wahre Evangelium angenommen, aber er habe große Sorge, Gott werde, wenn sie ihm undankbar würden, dieses Kleinod wieder von ihnen nehmen. Zwingli ward durch Jacob von Taubenheim im Namen des Landgrafen mit mehreren hundert Reisigen an der Grenze in Empfang genommen und nach Marburg geleitet. Hier erhielten die vornehmsten Gottesgelehrten auf dem Schlosse ihre Wohnung und wurden alle köstlich bewirthet. Da Philipp den unbeugsamen Sinn Luthers fürchtete, so hatte er die Einrichtung getroffen, daß zuerst Oecolampadius mit diesem und Melanchthon mit Zwingli insgeheim sich unterredeten, damit ohne Störung persönlicher Eintracht der Stoff zum Hauptgespräch bereitet werde. Dieses geschah nun vom 1. bis 3. October in dem Schloßsaale in Gegenwart des Landgrafen, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, der Gesandten des Kurfürsten von Sachsen, der Theologen der Universität und anderer vornehmer Personen. Zuerst sprach der Kanzler Johann Feige von den Nachtheilen des durch die verschiedene Meinung einiger Gottesgelehrten entstandenen Zwiespaltes und von der Absicht des Landgrafen, indem er ihnen die Maßregeln zur Vergleichung gänzlich überlasse, mit Hintansetzung alles Grolls durch eine aufrichtige Forschung göttlicher Wahrheit die Einigkeit zu Stande zu bringen. Luther schrieb darauf auf lateinisch die Worte: dies ist mein Leib! an eine Tafel, erklärte sie für göttliche Worte und eine geheimnißvolle Offenbarung und forderte die Gegner auf, ihre Einwürfe vorzubringen. Zwingli und Oecolampadius zeigten das Willkührliche

dieser buchstäblichen Erklärung aus mehreren andern Stellen der Schrift, beriefen sich auf mehrere Kirchenväter und den Widerspruch der Vernunft gegen die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi, schilderten die Bedeutung der Sacramente als heiliger, aber bildlicher Handlungen, und bemerkten endlich, daß Luther den Satz, den er beweisen solle, schon als bewiesen voraussetze. Allein dieser blieb unerschütterlich bei den Worten, schlug jeden Ausspruch des gesunden Menschenverstandes mit der Unbegreiflichkeit der göttlichen Macht darnieder, und ward immer mehr gegen Zwingli und dessen Widerwillen gegen jedes Unerklärliche eingenommen. Umsonst erklärte zuletzt Zwingli, mit weinenden Augen vor dem Landgrafen stehend, daß ihm nichts lieber auf Erden sei, als wenn Luther und die Wittenberger ihn und die Seinigen, da sie mit ihnen Christum im Nachtmahl annähmen, für ihre Brüder in Christo erkennten. Umsonst drang auch der Landgraf, hierin mit Zwingli übereinstimmend, auf eine christliche Vereinigung und soll am Ende des Gesprächs ausgerufen haben: „Nun will ich den einfachen Worten Christi lieber glauben, als den scharfsinnigsten Gedanken der Menschen!" — Luther verhieß nur christliche Liebe, die man auch dem Feinde schuldig sei, und unterschrieb mit allen sächsischen und schweizerischen Gelehrten nach vierzehn einstimmig gebilligten Glaubensartikeln folgende Worte: „Zum funfzehnten glauben und halten wir von dem Nachtmahle unseres lieben Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung Christi brauchen solle, daß auch das Sacrament des Altars Christi und die geistliche Genießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeden Christen vornehmlich von nöthen, desgleichen der Gebrauch des Sacraments wie das Wort von Gott dem

Allmächtigen gegeben und geordnet sei, damit die schwachen Gewissen zum Glauben zu bewegen durch den heiligen Geist, und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brode und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, so sehr jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle, Amen." — Zwingli hielt noch vor den Fürsten und Gelehrten eine Predigt von der Vorsehung Gottes; und nachdem der Landgraf Alle noch zu einem Gastmahle versammelt, reichten sie sich die Hände und schieden einander segnend von dannen.

So erfolglos wie das Marburger Religionsgespräch in Hinsicht seines eigentlichen Zweckes war, so kam auch weder zu Schwabach, noch zu Schmalkalden in der Mitte Novembers, noch endlich zu Nürnberg im Anfange des Jahres 1530 ein ordentliches Bündniß zu Stande, und der Punkt, worüber man sich zuletzt noch in Nürnberg vereinigt hatte, eine besondere Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, unterblieb, weil der Landgraf und die Nürnberger das Unnütze derselben bei der bevorstehenden Ankunft des Kaisers in Deutschland gezeigt hatten.

Im Jahre 1529, das einen warmen und gelinden Frühling, aber einen feuchten und nassen Sommer brachte, wurde Deutschland, die Niederlande und England von einer pestartigen Krankheit heimgesucht, welche man den englischen Schweiß nannte und die besonders das mittlere Lebensalter angriff, indem Greise sowohl als Kinder frei davon blieben. Wen die Krankheit ergriff, dem brach ein schrecklicher Angstschweiß aus und

er wurde davon so ermattet, daß er sich des Schlafes nicht erwehren konnte; gemeiniglich tödtete sie innerhalb 24 Stunden, wer aber diesen Zeitraum überlebte, ward wieder gesund. Die Aerzte wußten nicht zu helfen. Einige riethen, daß man sich 24 Stunden lang des Schlafs enthalten müsse, weil Viele, welche einschliefen, nicht wieder erwachten. Andere glaubten, man müsse 24 Stunden nach einander schwitzen und mittlerweile keine Luft an sich gehen lassen. Dadurch kam aber Mancher um das Leben; denn so wie Jemand sich nur ein wenig klagte, der wurde gleich zu Bett gebracht, mit Pelzen, Decken, oder was man sonst fand, verhüllt, dabei noch warm eingeheizt, alle Thüren und Fenster versperrt und auf's sorgsamste verwahrt, damit nur kein Lüftchen an den Kranken kommen konnte. Und damit dieser nicht etwa die Decken von sich abwerfen möchte, so legten sich bisweilen die Andern, so gesund waren, oben darüber her und beschwerten ihn dermaßen, daß er weder Arm noch Bein rühren konnte. Die Meisten sind aber durch diese Mittel nicht hergestellt, sondern, wie leicht vorauszusehen war, auf eine elende Weise gestorben. Zu Zwickau war ein Doctor, der von Haus zu Haus ging und jedem Kranken, den er so zugedeckt fand, die Betten hinwegriß, weil der Mensch dadurch nur unnöthig gemartert werde, und Mancher, der seinem Rathe folgte, ist errettet worden. Oft sind bei Tisch gute Freunde zusammen gewesen und haben sich wohl gefühlt, aber wenn man nur mit zwei Worten dieser Krankheit gedachte, so hat einer nach dem andern aus Furcht sie bekommen, ist aufgestanden, nach Hause gegangen und schon am andern Tage todt gewesen. Darüber haben denn Andere sich so entsetzt, daß sie gleichfalls daran gestorben sind. Zu Antwerpen starben in

drei Tagen über 400 Menschen. Damals wurden hierdurch die leidenschaftlichen Bewegungen in Ansehung der Religion einigermaßen gestillt; auch das Marburger Religionsgespräch wurde aus Furcht vor dieser Seuche abgekürzt.

Zehntes Kapitel.

Der Reichstag zu Augsburg.

Auf der im vorigen Abschnitt erwähnten Versammlung zu Nürnberg kam auch die Frage vor, ob man sich dem Kaiser zur Wehre stellen dürfe, wenn derselbe einen Stand der Religion wegen ergriffe? Luther, den man darüber befragte, erklärte, wie schon öfterer, daß die Fürsten in keinem Falle als Unterthanen des Kaisers wider diesen die Waffen führen dürften, und schrieb unter andern: „Ich bitte und ermahne unterthäniglich Ew. Kurfürstl. Gnaden seien getrost und unerschrocken in solcher Gefahr; wir wollen, ob Gott will, mit Bitten und Flehen gegen Gott mehr ausrichten, denn sie mit allem ihren Trotzen. Allein daß wir unsre Hände rein von Blut und Frevel behalten, und wo es dazu käme, als ich nicht meine, daß der Kaiser fortdränge und mich oder die andern forderte, so wollen wir von uns selbst mit Gottes Hülfe erscheinen, wie ich vormals auch oft Eurer königlichen Gnaden Bruder angezeigt. — Indeß verläuft viel Wasser und wird Gott wohl Rath finden, daß nicht so gehen wird, wie sie gedenken.“ Wirklich hatten die Protestanten nicht leicht damals einen Angriff

des Kaisers zu befürchten: wohl aber hätten sie sich durch zuvorkommenden Angriff in das nachtheiligste Licht gebracht, und es hätte leicht der Erfolg sein können, da der Pabst damals mit dem Kaiser aufrichtig ausgesöhnt, Frankreich wohl auch einiger Ruhe bedürftig und die Türken entfernt waren, daß der Kaiser sie schnell überwunden und den Fortgang der Reformation gewaltsam durch seine Uebermacht vernichtet hätte. Uebrigens unterhandelte der Landgraf fortgesetzt wegen einer näheren Vereinigung zwischen ihm und den protestirenden Städten der Schweiz, sowie des bairischen Oberlandes. Von den ersten hingen Luzern und die vier Waldstädte streng an der altkatholischen Lehre und hatten ein Bündniß mit König Ferdinand geschlossen; die übrigen waren eifrige Anhänger Zwingli's, zu dessen Ansicht der Landgraf seit dem Marburger Religionsgespräch sich immer mehr hinneigte und mit dem er auch einen eifrigen Briefwechsel unterhielt. Doch kam es zwischen den getrennten Parteien in der Schweiz, so kriegerisch auch die Aussichten schienen, vor der Hand noch zu keinem Angriff.

Alle Aufmerksamkeit wendete sich jetzt dem Kaiser zu, welcher auf den 8. April von Bologna aus, wo er vom Pabst zuerst mit der lombardischen und dann mit der Kaiserkrone feierlich gekrönt worden war, einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. In dem Ausschreiben führte er an, daß ihn seit dem Tage von Worms immer die Unternehmungen seiner Feinde abgehalten hätten, sich zu den Ständen des heiligen Reichs zu begeben, weil aber durch Alles, was er aus der Ferne für die Ruhe des Reichs gethan, nichts erreicht, vielmehr immer ärger und ärger geworden, so habe er nach einem endlich geschlossenen Frieden seine spanischen Königreiche und seine Familie verlassen, um in Person

in Deutschland die Meinung eines Jeden selbst zu vernehmen, auf daß jede Ungleichheit mit gemeinem Rathe abgethan und das, was dem Recht und der Ehre gemäß, durch des Pabstes Auctorität und seine kaiserliche Macht gewährt werde. Mit dem Pabste habe er wegen der Einigkeit des Reichs deutscher Nation gehandelt, und er habe bei demselben die mildeste und freundlichste Aufnahme und denselben in Ansehung dieses letzteren Gegenstandes über sein Erwarten bereitwillig gefunden.

So milde und freundlich diese Worte lauteten, so wurde doch das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe mit dem Pabst ein Bündniß zur Unterdrückung der Abtrünnigen mit Waffenmacht geschlossen, und Manche riethen damals sogar, die protestirenden Fürsten sollten dem Kaiser mit einem raschen Angriffe zuvorkommen und noch ehe er über die Alpen gelangt wäre, die Waffen wider ihn ergreifen. Solche gewaltsame Maßregeln wurden zwar zurückgewiesen, aber doch bereiteten sich die Fürsten vor, in Betreff der Lehre wenigstens dem Kaiser wohlgefaßt zu begegnen. Und damit die getrennte Lehre durch ein öffentliches gemeinsames Bekenntniß größere Festigkeit erhalte, so wurde Luther veranlaßt, in siebzehn faßlichen Artikeln die Hauptsumme derselben aufzuzeichnen, welche dann von Melanchthon der Schrift, welche auf dem Reichstage dem Kaiser unter dem Namen der hernach so berühmt gewordenen Augsburger Confession wirklich übergeben ward, zu Grunde gelegt wurden. Kurfürst Johann von Sachsen kam zugleich mit seinem Sohne Johann Friedrich, den Herzögen Franz von Lüneburg und Wolfgang von Anhalt gegen die Erwartung Vieler noch vor allen Uebrigen am 2. Mai nach Augsburg, und mit ihm die Theologen Justus Jonas, Melanchthon, Spalatin und Agricola.

Luther selbst blieb auf der Feste Coburg, weil man des Kaisers Mißfallen fürchtete. Am 12. Mai langte Landgraf Philipp an, gefolgt von 120 bewaffneten Reisigen und mit ihm der Kanzler Feige, und als Prediger Erhard Schnepf. Dieser hielt auch die erste Predigt in der Morizkirche. Den Landgrafen drückte eine neue Besorgniß, wie er sich der bevorstehenden Religionserklärung der Lutherischen anschließen könnte, ohne die Anhänger Zwingli's, deren einziger Vertheidiger er war, zu verlassen. Er hatte ausführliche Unterredungen wegen des Abendmahls mit Urbanus Rhegius und benutzte die Abwesenheit Luthers, um bei Melanchthon und Brenzius durch alle Gründe, welche das Christenthum und die nahe Gefahr der gänzlichen Ausschließung ihrer evangelischen Brüder in den Oberländern ihm eingab, mildere Gesinnungen hervorzurufen. Allein die beiden Theologen antworteten ihm: Christen, welche irrten, jedoch ihren Irrthum nicht vertheidigten, könne man wohl als Brüder dulden, wie es der Erlöser selbst mit seinen Jüngern gethan habe, nicht aber Diejenigen, welche ungegründete Lehren vertheidigten, weil man sonst in diese willigen und durch eine solche Duldung alle Gewißheit im Glauben verlieren würde; auch wäre die Lehre von den Sakramenten nicht gering, denn weil die ganze Kirche damit umgehe, entstehe sehr großes Aergerniß daraus, wenn man in derselben irre; der Landgraf möge sich nicht von den Worten Christi auf bildliche Deutung ableiten lassen. Darauf schrieb ihnen Philipp: „Es halten die, welche ihr irrend nennt, Gottes Wort in allem wahr, nur allein sind sie des Verstandes in solchen Worten des Nachtmahls anderer Meinung, denn ihr. Darum dünket mich, dieweil sie mit euch in allem eins seien, auch bekennen den Christum dermaßen, wie

ihr ihn bekennet, auch daß man Christum im Nachtmahl durch den Glauben esse, welches Essen zur Seligkeit vonnöthen, da Christus nicht wohl anders gegessen werden kann, denn von Gläubigen und durch den Glauben, darum däucht mich, solche Meinung wäre ohne noth, hoffe auch noch zu Gott dem Allmächtigen, ihr werdet euch eines Bessern bedenken. Denn ob ihr's schon um der Lehren willen nicht thun wollt, so werdet ihr doch die andern bedenken, die in solchen Städten sitzen, und so sie irreten, doch solches Irrthums nicht Vertheidiger sein; dazu daß viele Leute noch in solchen Ländern und Städten sind, die eurer Meinung sein. So nun ein Land verdammt und in Strafe fallen sollte, so müßte alles ohne Unterschied leiden. So hoffe ich, ihr seid des Geistes Kinder, davon Christus spricht: des Menschen Sohn ist nicht gekommen zu verderben, sondern selig zu machen; da seine Jünger wollten lassen das Feuer vom Himmel fallen, wie Elias. Ihr dürft sie auch in solcher Meinung nicht vertheidigen, sondern sie tragen und unterweisen und anmahnen, zu rechter Zeit oder zur Unzeit, wie Paulus schreibt. Das seid ihr aber schuldig, daß ihr sie helft vertheidigen bei der Lehre, die ihr selbst für recht haltet, nicht mit dem Schwerdt meine ich, eurer Person halber, sondern mit mündlicher Rede und Beistand." Auf ihre Bitte, sich nicht vom wahren Verstand des Sakraments abwenden zu lassen, antwortet er: „er wolle Gottes Zusage trauen, und seinem Worte Glauben geben; aber ihrer Meinung könne er auch nicht gewiß gemacht werden, aus den klaren Worten der Schrift; unterdessen wolle er sie von Herzen gern sämmtlich hören und seine Vernunft unter den wahrhaftigen Verstand gefangen nehmen, doch mit Gottes Worte." Zuletzt ermahnt er sie, sich friedlich zu betragen und nicht etwa

zu verursachen, daß der Kaiser und die Fürsten über die Anhänger Zwingli's herfielen und dadurch viel unschuldig Blut vergossen würde. — Melanchthon und Brenz blieben nichts destoweniger bei ihrer vorigen Meinung, schrieben aber unter anderem dem Landgrafen: „Und wir halten, daß Fürsten und Städte, Lutherische und Zwinglische, recht und christlich thäten, so sie uns, die wir lehren, unsere Lehre verantworten ließen, und nicht vornähmen uns, sonderlich wider kaiserliche Majestät, zu schützen; wie Herzog Friedrich, löblichen Gedächtniß, den Luther in seinem Abentheuer selbst stehen ließ, wollte ihn nicht wider kaiserliche Majestät schützen. So die Fürsten dermaßen gesinnet wären, hätten wir arme Gesellen weniger Sorge und wollten fröhlich leiden, und hätten die Fürsten und andere Obrigkeit mehr Ruhe.“ Ueberzeugte sich nun wohl der Landgraf, daß die Theologen für ihre Partei bereit wären, alles zu dulden, so kam er dadurch um keinen Schritt seinem Ziele näher, und sah sich endlich genöthigt, seine weiteren Absichten zu verbergen.

Am 15. Juni hielt denn der Kaiser, nachdem ihm Ferdinand bis Inspruck entgegengeeilt war, seinen feierlichen Einzug in Augsburg. Ueberall hatte man ihn mit kriegerischen Schauspielen und kriegerischem Gepränge begrüßt, allein für diese Stadt, deren Treue eben nicht sicher war und zu welcher er nur, wie sich der Kaiser selbst ausdrückte, zu Werken des Friedens gekommen, hatte er alle Rüstung verboten. An der Lechbrücke wurde Karl von den Fürsten empfangen, stieg, ihrer Bitten ungeachtet, vom Pferde und dankte durch Händedruck für die Anrede des Erzbischofs von Mainz. Der Cardinal Campeggio, vom Pabste selbst zu dieser Begleitung erwählt, ertheilte darauf allen Anwesenden den aposto-

lischen Segen, der Kaiser und alle katholischen Fürsten verneigten sich tief, nur der Kurfürst und der Landgraf blieben aufrecht. Dann begab sich der Zug nebst zweitausend schön geschmückten Augsburger Bürgern zur Stadt in die mit Blumen bestreute Domkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward; auch hier nahmen die beiden Fürsten an den kirchlichen Ceremonien keinen Theil. Angelangt im kaiserlichen Palast wurden die evangelischen Fürsten besonders vor Karl beschieden und von ihnen verlangt, daß sie ihre Predigten einstellen und des andern Tags, als dem Frohnleichnamsfeste, der Procession beiwohnen sollten. Als der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg nichts darauf zu erwidern wagten, so sagte Philipp: Seine Majestät möchte dies nicht begehren, ihre Prediger lehrten weder etwas Böses, noch etwas Neues, sondern was die alten Kirchenväter längst ausgelegt und geschrieben. Der Kaiser möchte verordnen, daß sich seine Prediger selbst davon überzeugten. In Ansehung der Frohnleichnamsprocession erklärten die Protestirenden: Sie erkennten zwar die Gegenwart Christi im Sakramente, könnten sich aber einer Handlung nicht theilhaftig machen, wobei das Sakrament getheilt und nur unter einer Gestalt gezeigt werde, noch weniger an einem solchen pomphaften Umhertragen. Und so geschah denn die Procession ohne den Beitritt der evangelischen Fürsten, auch von den Augsburger Bürgern folgten nur wenige. Wegen des Predigens verglich man sich dahin, daß auch die Gegenpartei sich dessen enthielte. Am 18. Juni wurde der Reichstag eröffnet mit einem Hochamte, die Rede hielt der Erzbischof von Rossano, Vincentius Pimpinella, worin er unter anderem sagte: „und ihr, o Deutschen, vertraut auf Sieg und Ueberwindung der Feinde, wäh-

rend ihr abschafft die wahrhaftigen Opfer, läugnet die Sakramente Christi, und indem ihr die Priester ihres Ansehens beraubt, gegen den Willen dessen, der sich nennt den Herrn der Heerschaaren, stark und mächtig im Streite?" —

Am 25. Juni nun ward endlich die Augsburger Confession und zwar besonders auf den Betrieb des Landgrafen nicht blos schriftlich übergeben, sondern fein laut und deutlich verlesen. Dies geschah in Gegenwart des Kaisers und zweihundert Reichsgliedern in der Kapelle der bischöflichen Pfalz, auf ausdrückliches Bitten des Kurfürsten in deutscher Sprache durch dessen Kanzler Bayer mit so starker erhobener Stimme, daß seine Worte selbst dem im Hofe versammelten Volke vernehmlich wurden. Der Kanzler Brück, einer der besten Rathgeber des Kurfürsten, stand neben Bayer mit dem lateinischen Exemplar, welches der Kaiser nachher in seine Hände nahm. Sechs Fürsten erklärten hier, vom Drange nach Wahrheit und Gottesfurcht getrieben, wie Luther vor neun Jahren, sich für Verfechter des reinen Evangeliums, Kurfürst Johann der Beständige, der von seinen ängstlichen Gottesgelehrten ausdrücklich verlangt hatte, daß sie weder ihn noch sein Land ansehen sollten, Philipp der Großmüthige, dessen Selbstverläugnung und Heldenmuth diesmal sowohl die Anhänger Luthers als Zwingli's anerkannten, Markgraf Georg von Brandenburg, der sein Leben für nichts achtete, wenn er nur bei der erkannten Wahrheit bleiben durfte, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der, ein regierender Herr, sich zum Diener des Kurfürsten angeboten hatte, um die Kosten dieser Reise bestreiten zu können, Franz, sein gleichgesinnter Bruder, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, welcher einst öffentlich erklärte, lieber mit einem Stecken

in der Hand sein Land zu verlassen und die niedrigsten Dienste zu verrichten, als einer andern Glaubenslehre zu huldigen. Die ganze erhebende Begebenheit, sowie der Inhalt des Glaubensbekenntnisses selbst, das hernach bald in allen Ländern mit Begierde gelesen wurde, machte auf den Kaiser einen tiefen Eindruck, so daß er nach einer schlaflosen Nacht beinahe die Hauptpunkte desselben, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Ehe der Priester und die Freiheit der Fasten zugestanden hätte; allein nach einigen Tagen, wo er sich mit den Kurfürsten und dem Cardinal Campeggio berathen, fiel seine Antwort dahin, daß er zu wissen verlangte, ob die Protestirenden wollten, daß kaiserliche Majestät in der Sache Richter sei, und in so fern sie das bewilligten, ob sie noch mehr Neues einführen wollten, damit alles auf einmal ausgerichtet werden könne? Wo aber der Kaiser nicht als Richter bewilligt würde, so sei ihnen als letztes und äußerstes Mittel das Generalconcilium zuzusagen, damit man sie durch gegründete Ursachen desto besser möge sättigen; doch nur so, daß dieselben, was sie von Neuerungen wider den heiligen Glauben und die Kirche vorgenommen, mittlerweile verlassen, und zum wenigsten dem Edikt von Worms gänzlich und wirklich nachkommen sollten. Jedenfalls werde nöthig sein, daß sich die Fürsten zu einem dieser zwei Mittel entschlössen; die Disputation des Glaubens mit ihnen müsse man vermeiden, wenn auch die Confessionsschrift durch weise und gelehrte Personen fleißig sollte untersucht werden, damit man ihnen gründlich anzeigen könnte, worin sie fehlten.

In Folge dieses kaiserlichen Bescheides erhielten dann auch die zu Augsburg anwesenden katholischen Theologen Faber, Bischof von Wien, Eck, Cochläus, Collin und

andere den Auftrag, mit Vermeidung aller zu heftigen Ausdrücke, die übergebenen Artikel zu widerlegen. Diese Schrift wurde dann auch am 3. August ebenfalls in kaiserlicher Wohnung den versammelten Fürsten mit folgender Erklärung des Kaisers vorgelesen: „da er nicht zweifle, die protestirenden Fürsten und Städte (Nürnberg und Reutlingen) hätten genugsam vernommen und verstanden, daß ihrer Prediger Lehre dem Evangelium und heiliger Schrift zum Theil nicht gemäß, auch zum Theil vor viel hundert Jahren schon verdammt worden, so wolle sich seine Majestät als oberster Vogt und Beschirmer des christlichen Glaubens und Religion zu ihnen versehen, sie würden solches bei sich bedenken und Gott dem Allmächtigen zu Ehren und um ihrer und ihrer Unterthanen Seligkeit willen, von solcher gefaßten Meinung gütig abweichen, bei der Gemeinschaft der heiligen Kirche bleiben und sich in dem mit Ihrer Majestät und den übrigen Ständen des Reichs vergleichen." Auch bekannte der Kaiser noch öffentlich und frei, daß er dieser Glaubenslehre, welche zuletzt vorgelesen worden, bleiben wolle, und eröffnete dringend den Wunsch, daß die protestirenden Fürsten dieselbe ebenfalls annehmen möchten.

Als der Kaiser die Abschrift der Widerlegungsschrift den Fürsten nur unter der Bedingung erlauben wollte, daß sie dieselbe in Händen behielten und nicht weiter kommen lassen wollten, so verzichteten sie lieber darauf und gaben ihre Antwort nach dem, was bei der Ablesung von einigen aufgezeichnet worden. Auf Anrathen der Stände erwählten die katholischen einen Ausschuß, bestehend aus den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, den Bischöfen von Salzburg, Speier, Straßburg, den Herzogen Georg von Sachsen, Heinrich von Braun=

schweig, Albrecht von Mecklenburg, den Gesandten von Trier, Cöln und Pfalz, und beschieden die Protestirenden zu einem gütlichen Vergleich auf Sonntag den 9. August in das Capitelhaus des Domstiftes. Nach vielem Drängen in den Schooß der Kirche wieder zurückzukehren, indem man sich billig darüber sollte ein Gewissen machen, daß man sich wider Ordnung der heiligen christlichen Kirche und wider das Recht von der christlichen Religion sondern, und die Prediger eigne Schrift und Gesetz machten, daß man von Gemeiner Versammlung abtrete und denen zufalle, die wider die heilige Schrift lehrten ꝛc., vereinigte man sich endlich dahin, einen neuen Ausschuß von beiden Theilen in gleicher, doch geringerer, Anzahl zu erwählen und besonders zu Friede und Einigkeit geneigte Personen dazu nehmen, um von den streitigen Artikeln sich in Liebe zu unterreden. Während man sich dadurch unbedeutend näherte, hatte Landgraf Philipp unvermuthet und heimlich den Reichstag verlassen, ersparte sich dadurch drei Monate eines kostspieligen Aufenthaltes „in der Hölle", wie Luther die seinem geduldigen Herrn zu Augsburg widerfahrene Behandlung nannte, und setzte sich in den Stand, jene Maßregeln zu bereiten, die nachher seine Partei so furchtbar machten.

Der Kaiser hatte nämlich gleich Anfangs erkannt, wie der Landgraf, der unerschrocken bei einer öffentlichen Versammlung zu den Bischöfen sagte: „Ihr Herren, macht Friede, wir begehren's; thut ihr's nicht und ich muß hinunter, so will ich gewiß einen oder zwei von den Eurigen mitnehmen!" der mächtigste und gefürchtetste Gegner sei. Durch geheime Freunde erfuhr Philipp, daß der Kaiser ihn beschicken werde, um ihn wegen früherer Unbilden zur Rechtfertigung zu ziehen. Eilig stieg er zu Pferd und meldete sich selbst Auf das Ver-

langen, in was Artikeln Seine Majestät Beschwerung gegen ihn hätte? antwortete der Kaiser durch seinen Vicekanzler. Er habe Beschwerniß gegen den Landgrafen über vier Punkte: wegen des Wormser Ediktes, gegen welches er vor anderen Fürsten und Städten freventlich gehandelt; wegen des Artikels vom Sakrament, von welchem er nichts halten solle; wegen der Empörung und auswärtigen Bündnisse, welche der Landgraf in seiner Abwesenheit angefangen; und wegen eines ihm in Italien zugesandten Religionsbüchleins, das seine Hoheit angreife. Der Landgraf entschuldigte sich aus dem Stegreif. Zur Zeit des Wormser Edikts, das auf den folgenden Reichstagen gemildert worden, sei er noch sehr jung gewesen. Falls er gleich andern Fürsten und Ständen dagegen gehandelt, sei es nicht zur Verachtung kaiserlicher Majestät geschehen. Das Sacrament achte er hoch, und glaube, daß wer dasselbe recht empfange, und den Glauben habe, den Leib und das Blut Christi empfange, ganz der heiligen Schrift gemäß; mit derselben wolle er sich gern überwinden lassen, aber der Kaiser werde nicht verlangen, daß er in dieser Sache gegen sein Gewissen handle. Der ihm angeschuldigten Empörung halber erzählte der Landgraf, was er im Handel mit Franz von Sickingen und im Bauernkriege beides zur Nothwehr und zur Stillung der Unruhen gethan. Ein Gleiches habe er beabsichtigt, als etliche Bischöfe und Andere wider ihn Böses im Schilde geführt, und die Gegenwehr ohne Jemandes Beschädigung von selbst eingestellt. Das dem Kaiser nach Italien in französischer, ihm nicht ganz geläufiger, Sprache überantwortete Büchlein habe er in guter Meinung zugestellt, damit der Kaiser sich über den Zwiespalt in der Religion unterrichte; dem Kaiser den Gehorsam zu entziehen, sei er nimmer ge-

neigt gewesen. Nach dieser Erklärung ermahnte ihn Carl, er möge seiner bevorstehenden Entscheidung folgen, alsdann würde er an ihm einen gnädigen Kaiser haben, und ließ ihm auch die Erfüllung der beiden Hauptwünsche, nämlich die Wiedereinsetzung seines vertriebenen Vetters, Herzogs Ulrich von Würtemberg, und die Beilegung seines Prozesses mit Nassau, zusagen. Worauf Philipp in Gegenwart des Kaisers die denkwürdigen Worte sprach: „In den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor.“ —

Auch sah Philipp den trostlosen Ausgang des Reichstages voraus. Ausgeschlossen von jeder besonderen Handlung desselben, kränkender Zumuthungen, trügerischer Lockungen, auch leerer Formen müde, ward ihm der Aufenthalt zu Augsburg verhaßt, und so bat er den Kaiser um eine Audienz. Als er diese nicht gleich erhielt, trug er dem Pfalzgrafen Friedrich als Vorsitzendem des Reichstages seine Bitte um Entlassung vor, und gab die Krankheit seiner Gemahlin als Grund davon an. Die Antwort blieb auch hierauf aus, und da dies seinen Verdacht erweckte, oder er den Kaiser nach wirklicher Versagung des Urlaubs durch seine Abreise noch mehr zu reizen fürchtete, so ritt er am 6. August Abends acht Uhr von wenigen Dienern begleitet durch eine geheime Pforte, und ließ vier Bevollmächtigte, seinen Kanzler Feige und Erhard Schnepf nebst einem Schreiben an den Kurfürsten zurück, worin er seine Gründe diesem anzeigte, und ihn beschwor, weder durch Versprechungen noch durch Drohungen sich vom Worte Gottes abbringen zu lassen.

Die plötzliche Abreise des Landgrafen erregte auf

dem Reichstage eine allgemeine Bestürzung; der Kaiser glaubte es handle sich um einen verabredeten Plan der ganzen evangelischen Partei, ließ die Stadtthore besetzen, jene geheime Pforte verschließen, und erst als die Fürsten betheuerten, von der Abreise des Landgrafen nichts gewußt zu haben, und bis zum Ende des Reichstages ausharren zu wollen, nahm er die Maßregel wieder zurück. Von Kassel aus überschickte Philipp ein Entschuldigungsschreiben an den Kardinal von Trient, wo er nochmals seine Gründe auseinandersetzte und sich dem Wohlwollen des Kaisers empfahl.

Die Berathschlagungen sowohl als eine nochmalige Ermahnung des Kaisers an die Protestirenden in seiner eignen Wohnung am 7. September blieben ohne Erfolg; daher erging endlich der Beschluß, sie sollten sich bis zum 15. April des nächsten Jahres schriftlich erklären, ob sie ihre Sekte verlassen und sich wieder mit der christlichen Kirche vereinigen wollten? auch Sorge zu tragen, daß bis dahin in Sachen des Glaubens nichts Neues gedruckt und verkauft würde, und Niemand zu sich und ihrer Sekte zu ziehen. Gegen diesen Beschluß, und besonders darüber, daß man ihre Religion eine Sekte genannt habe, verwahrten sich die Protestirenden durch Uebergabe der sogenannten Apologie, die aber vom Kaiser nicht angenommen wurde. Vielmehr ließ der Kaiser den Beschluß aufs Neue vortragen und einschärfen, worauf auch der Kurfürst von Sachsen mit den Seinigen am 24. September abreisete. So wurde denn endlich in dem Reichsschluß vom 19. November bestimmt, daß die katholische Lehre bis zum Concil unverbrüchlich gehalten, Neuerungen bei Strafe Leibes, Lebens oder Gutes vermieden, und was dawider gehandelt, abgestellt werden solle. Es sollten auch keine Prediger zugelassen werden,

ohne von den Bischöfen geprüft und gutgeheißen zu sein; die geistlichen Stifter und Klöster sollten überall Denen, welchen sie von Recht gehörten, zurückgegeben, und die bestehenden ruhig, bei Strafe der Acht, in ihrer Religion und bei ihren Gütern erhalten werden. Die Priester, so sich verehelicht, sollten ihrer Pfründen sofort entsetzt, doch wenn sie die Weiber entlassen wollten durch päpstliche Vollmacht wieder eingesetzt werden. Diejenigen Unterthanen der Protestirenden, welche dem alten Glauben treu geblieben, sollten in des Reichs besonderem Schutz und Vertheidigung stehen, und ihnen freie Auswanderung ohne alle Nachsteuer und Abzug ihrer Güter von Rechtswegen gewährt sein. Geistliche und Weltliche sollten in Bezug ihrer Renten, Gülten, Zinsen, Zehnten und Gerechtigkeit ungestört bleiben, bei Strafe des Landfriedens; auch die hier und da gemachten Verordnungen über Ablösbarkeit erblicher Zinsen, als Störungen der Privatrechte aufgehoben sein."

Eilftes Kapitel.

Der Schmalkaldische Bund.

Der ungünstige Ausgang des Reichstages veranlaßte Philipp mit Zürich, Bern, Basel und Straßburg ein Bündniß zu Förderung göttlicher freier Lehre und eines christlichen einhelligen Wesens und zum gegenseitigen Schutz der Unterthanen gegen Gewalt und Verführung zu schließen, und zwar auf sechs Jahre, zu

dessen näheren Verabredung er schon vor dem Reichstage Siegmund von Boyneburg und Georg von Kollmatsch nach Basel gesandt hatte. Die gleiche Zerstörung seiner Hoffnungen machten den Kurfürsten jetzt geneigter wie früher sich mit den Schweizern zu vereinen, und so kamen denn schon im December 1530 nicht nur der Kurfürst, der Landgraf und mehrere Fürsten, sondern auch Bevollmächtigte von Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen, und die Städte des Augsburger Bekenntnisses, Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Windsheim, Weißenburg, nebst Yßni, Biberach, Magdeburg, und zum erstenmal Bremen, nach Schmalkalden zu einem Konvent zusammen. Hier beschloß man die Anfertigung einer einhelligen Kirchenordnung durch die einsichtsvollsten Theologen und Rechtsgelehrten, die Absendung einer bündigen Vertheidigungsschrift ihres Bekenntnisses und ihrer bisherigen Handlungen an die Könige von Frankreich und England zum besseren Unterricht, und einer Appellation von den Handlungen des Augsburger Reichstags an den Kaiser, das Kammergericht und alle Fürsten Europa's. Zugleich sollten mehrere norddeutsche Städte, wie Hamburg, Lübeck, Stettin, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Eimbeck, Göttingen und Münden, sowie die vom Kaiser zurückgesetzte Wahlstadt Frankfurt am Main zu diesem Bunde eingeladen werden. Während die zu Schmalkalden versammelten Fürsten dem Kaiser aber noch eine ehrerbietige Vorstellung gegen Ferdinands Erhebung zum römischen König zusandten, ward derselbe einseitig und übereilt zu Köln gewählt und zu Aachen gekrönt.

Dieses Ereigniß war nicht nur gegen die von Karl V. bestätigte goldne Bulle, wonach man nur ein Oberhaupt des Reichs erkannte, und keine andere recht-

mäßige Wahl als die nach dessen Tode; und zwar mußte sie in Frankfurt innerhalb eines bestimmten Zeitraums angekündigt und geschehen sein. Sondern weit mehr noch stritt es gegen die bei Karls Wahlcapitulation durch einige vorhergegangene Begebenheiten veranlaßte Bestimmung: „sich und seinem Hause keine Succession im Reiche anzumaßen", und das deutsche Wahlreich nicht in ein Erbreich umzuwandeln. Nun war aber König Ferdinand des Kaisers leiblicher Bruder, und die wenn gleich ferne Aussicht auf Herbeiführung der Erblichkeit des Kaiserthums in dem Habsburgischen Hause konnte selbst auswärtigen Mächten, vorzüglich aber dem König von Frankreich und von England, nicht gleichgültig sein. Daher fand denn auch die Vertheidigungsschrift der evangelischen Fürsten und Städte bei Franz I. eine geneigte Aufnahme, und bewirkte später eine Vereinigung zwischen ihm und den Protestirenden, welche mehrere Jahre dauerte und wobei sich Frankreich zu einer Hinterlegung von 100,000 Sonnenkronen verpflichtete. Heinrich VIII. von England war zwar wegen der von ihm betriebenen Scheidung seiner ersten Gemahlin, Katharina von Arragonien, einer Tante des Kaisers, sowohl mit diesem als auch mit dem Papste gespannt, allein auch auf Luther war er nicht gut zu sprechen, und glaubte selbst wegen einiger aus Deutschland zu ihm gekommener Prediger, Ursache zu haben, auf die Evangelischen mißtrauisch zu sein. Man konnte daher nur Freundschaftsversicherungen von ihm erlangen. Thätiger bewies sich der Herzog Wilhelm von Baiern, welcher sich zu der römischen Krone selbst Hoffnung machte, und unter dem baierischen Kanzler Leonhard von Eck kam zu Gießen ein Vertrag zu Stande, wonach man vom Kaiser verlangen wollte, daß den in dieser Sache protestirenden

Fürsten vor einer kaiserlichen Kommission Gehör gegeben würde; beschloß auch später zu Saalfeld, falls der Kaiser den Weg Rechtens abschlage, für die deutsche Freiheit Leib und Gut, Land und Leute auf's Spiel zu setzen. Sachsen sollte die sächsischen, Baiern die oberländischen, schwäbischen und fränkischen, Hessen die rheinischen Fürsten einladen. Auch Friedrich I. von Schleswig-Holstein, den man anstatt des grausamen Königs Christiern II., eines Schwagers des Kaisers, auf den Dänischen Thron erhoben, und der schon in den Pack'schen Händeln dem Landgrafen Hülfe zugesagt, wurde beschickt, und er antwortete dem Kammersecretar des Landgrafen Johann Nordeck: „als König und Herzog wolle er mit dem Landgrafen und dessen Bundesverwandten dazu thun, daß Ferdinand sein Vorhaben nicht hinausführe; könne ihm dies nicht gewehrt werden, werde er ihn wenigstens nicht für einen römischen König erkennen. Dem Evangelium sei er gleich ihnen geneigt und trage keine Scheu, es öffentlich zu bekennen. Da aber die altgläubigen Bischöfe seines Reichs einen großen Anhang unter der Ritterschaft hätten, und es ihm nicht frei stehe, als König von Dänemark dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, so wolle er dies als Herzog von Holstein thun. Die Irrung wegen Christierns und mit dem Kaiser sei noch nicht beigelegt, deshalb, wie auch seiner Unterthanen wegen, müsse er wissen, welches Trostes er sich zu dem Bunde zu gewärtigen habe." Und als er seinen Gegner bald darauf in ewigen Gewahrsam gesetzt hatte, schloß er in der Wahlsache einen Bund mit Hessen, Sachsen und Baiern dahin ab, daß jeder Theil den andern mit 1200 Fußgängern und 250 Reitern unterstützen sollte.

Unter solchen Hoffnungen und Planen versammelte man sich am 27. Februar 1531, also sechs Wochen vor

Ablauf der den Protestanten zu Augsburg gesetzten Frist, zu Schmalkalden, und schloß hier vorläufig auf sechs Jahre den christlichen und freundlichen Bund zum Schutz aller gegenwärtigen und künftig noch hinzutretenden Anhänger des Evangeliums. Zu den ersten Mitgliedern gehörten außer Sachsen und Hessen, Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Grubenhagen, Zelle und Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, Gebhard und Albrecht von Mansfeld; von den Städten Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Yßni, Magdeburg, Bremen und Lübeck. Markgraf Georg von Brandenburg nebst Nürnberg und einigen andern Städten der Augsburgischen Konfession verweigerten anfangs den Beitritt. Heinrich von Mecklenburg entschuldigte sich mit der Unterschrift des Augsburgischen Reichsabschiedes. Barnien von Pommern, bei Lebzeiten seines Bruders Georg gehindert, trat 1532 hinzu, und von den Städten in der Folge noch Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eimbeck, Eßlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall und Hamburg.

Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden vorläufig zu Oberhauptleuten des Bundes ernannt, jenem der sächsische oder norddeutsche, diesem der oberländische oder süddeutsche Kreis angewiesen, beiden ein Bundes- oder Kriegsrath beigegeben, der nach Ehre, Eid und Gewissen über die Kriegshülfe und deren Verwendung entscheiden sollte. Denn die Theologen hatten endlich auch zu ernsteren Maßregeln ihre Zustimmung gegeben. Man ward einig, daß die eine Hälfte aller Lasten nach billiger Schätzung auf die Fürsten, die andere auf die Städte fiel. Traurig war es, daß den Bund nicht größere Thätigkeit und besonnenes, einträchtiges Wirken, sondern oft nur konfessionelle

Beschränkung statt Strebens nach evangelischer Wahrheit beseelte. Diesen Mängeln abzuhelfen, war der Landgraf unabläſſig bemüht auf neuen Zusammenkünften zu Frankfurt im Juni, zu Schmalkalden im September, nochmals zu Frankfurt im December, zu Schweinfurt und wieder in Schmalkalden im folgenden Jahre.

Der Kaiser, von Soliman bedroht, welcher drei Heere zu Land und eine Flotte vor Neapel senden wollte, außerdem von den katholischen Fürsten, wovon Baiern in offenem Widerspruch stand, nur geringe Hülfe erwartend, vermochte seine zu Augsburg ausgesprochene Drohung an dem Bunde nicht zu vollziehen, und so hielt er es für ersprießlicher, einstweilen mildere Maßregeln zu nehmen; damit er nur Reichshülfe gegen die Türken erhalte. Die Kurfürsten Albrecht von Mainz und Ludwig der Friedfertige von Pfalz unternahmen die Vermittlung. Zu dem Ende ging der pfälzische Gesandte Wilhelm von Habern nach Kassel und der mainzische Kanzler Christoph Türk nach Weimar. Auf ihren Antrag schlug Philipp dem Kurfürsten vor, die Vermittlung nicht zu verwerfen, aber sich in Bereitschaft zu setzen, und vor allen Dingen die Aufhebung der fiscalischen Processe in Glaubenssachen zu verlangen. In Folge des Augsburger Reichsabschiedes hatten nämlich viele ausgetretene Klosterpersonen und Priester vor dem Reichskammergericht ihre Wiedereinsetzung betrieben und dadurch Ursache zu den mannichfaltigsten Streitigkeiten und Verwirrungen gegeben. So daß der Schmalkaldische Bund deshalb eigene Procuratoren in Speier bestellt, und Philipp, um eine ihm angedrohte Reichsacht zu verhüten, seinen gelehrtesten Ritter, Georg von Boyneburg, dorthin gesandt hatte. Der Kaiser bewilligte zwar den Befehl an das Reichskammergericht, allein als er den

Landgrafen und den Kurfürsten zu sich nach Regensburg einlud, konnten sie sich nicht dazu entschließen, persönlich zu erscheinen, sondern erklärten, die Religionssache könne nur durch Gottesgelehrte und durch ein freies christliches Concil geschlichtet werden, sie selbst wünschten einstweilen bei ihrer Confession in Frieden zu leben; von dem Widerspruch gegen die Königswahl könnten sie nicht abstehen. Darauf eilte der Kaiser selbst nach Deutschland und gab bei seiner Durchreise durch Mainz den beiden Vermittlern noch ausgedehntere Vollmachten. Hiernach sollten die Evangelischen „bei dem Bekenntniß zu Augsburg geduldet werden, aber über dasselbe nichts neues anfangen, noch predigen oder drucken lassen; von den Zwinglischen und Wiedertäufern gänzlich ablassen, andere Unterthanen in Glaubenssachen weder an sich ziehen noch schirmen, keine Prediger in andere Länder schicken, jeden Streit und jede Schmähung in Rede und Schrift vermeiden, in Sachen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Gewohnheiten, Ceremonien und der kirchlichen Güter still stehen, und sich friedlich vergleichen, mit denen vom alten Glauben Freundschaft halten, das Concilium fördern, der deutschen Nation zu Wohlfahrt und gegen die Türken dienen, die Reichsschlüsse in Glaubenssachen halten, dem Kaiser und dem römischen König gehorsamen und die etwaigen Bündnisse wider den Kaiser und die Stände vom alten Glauben fallen zu lassen." Der Landgraf meldete dies Alles dem Kurfürsten mit der Erklärung: „es schiene ihm, daß der Widertheil sie nur ausforschen und aufhalten wolle, die Artikel über die Predigt des Evangeliums und die Wahlsache wären beschwerlich, die auswärts übernommene Verpflichtung aufzuheben mißlich; der Kurfürst möge eine glimpfliche, aber zögernde Antwort geben."

Dieser fragte Luthern um Rath, und so sehr man sonst seine Sorgfalt auch auf diejenigen ausgedehnt hatte, welche in der Folge erst zum Evangelium übertreten würden, so fiel doch Luthers Meinung jetzt auf einmal anders aus. Ungemein froh darüber, daß den damaligen Evangelischen, nach so trüben Aussichten seit dem Augsburger Reichstage, ihre ungestörte Religionsfreiheit bewilligt werden sollte, überdem die Verbindung mit den Anhängern Zwingli's nur ungern sehend und den Landgrafen im Verdacht haltend, als suche dieser nur Krieg; rieth er seinem Landesherrn, nicht so gar spitzig und genau in dieser Sache zu verfahren, sondern Gott auch etwas zu vertrauen. Es war eine verzeihliche, zum Theil aus einer edlen Quelle fließende Schwachheit, die Luther hierbei beging, auch kannte er nicht einmal die damalige Lage und Stärke seiner Partei genau. Unterdessen war der alte kränkliche, sich nach Frieden sehnende Kurfürst für diesen Rath sehr empfänglich und schickte das Bedenken an seinen Sohn Johann Friedrich, der bei der Versammlung von Gesandten der vermittelnden Kurfürsten und evangelischen Stände den Vorsitz führte, welche im Frühjahr 1532 zu Schweinfurt, einer Reichsstadt in Franken, gehalten wurde. Hier war im Namen des Landgrafen der Kanzler Feige, Hermann von Malsburg und Werner von Wallenstein erschienen, und es wurden die wichtigen Fragen über die Beschaffenheit des künftigen Concils, über das Verbot aller Neuerung, über die Aufnahme von Glaubensgenossen aus andern Gebieten, über die freie Predigt des einfachen Evangeliums, über die Zulassung evangelischer Beisitzer beim Reichskammergericht näher erörtert; und da fand sich denn, vieles nur der gnädigen Einwilligung des Kaisers anheimgestellt, die wichtigste

Frage aber, ob sich dieser Friede auch auf die künftigen Anhänger der evangelischen Lehre erstrecken solle, theils listig umgangen, theils verneint. Das Bedenken Luthers fand beinahe bei keinem evangelischen Gesandten Beifall. Landgraf Philipp, dem die Stiftung einer evangelischen Kirche am Herzen lag, hielt die Ausschließung aller künftigen Anhänger des Evangeliums für unbrüderlich und unchristlich, für einen feigen und eigennützigen Verrath an der guten Sache, für eine offenbare Verletzung der zu Schmalkalden übernommenen Verpflichtung. Er hatte gleichfalls ein Bedenken von seinen vornehmsten Gottesgelehrten, Adam Krafft, Erhard Schnepf, Johann von Campis, Justus Lening, Antonius Corvinus, verlangt, die sich eben dahin aussprachen, und der Lüneburgische Reformator Urbanus Rhegius erklärte geradezu: „die alten Christen würden eher den Tod, als einen solchen Vergleich gewählt haben; es komme jetzt allein darauf an, ob man Frieden mit den Papisten oder mit Christus haben wolle.“ Daher bestand er durch seine Abgeordneten in Schweinfurt auf folgenden Bedingungen: daß man nicht buchstäblich bei der Confession, welche nur eine ungefähre und nicht vollständige Anzeige ihrer Lehre sei, sondern überhaupt bei der Lehre, so man zu Augsburg angezeigt, verbleiben, und sich derer, welche im Abendmahl anders lehrten, nur so lange entäußern solle, als sie ihren Irrthum nicht verließen; daß das freie Concil nicht nach menschlichen Satzungen, sondern nach der heiligen Schrift entscheide; daß es einem jeden geistlichen oder weltlichen Stande und Gliede des Reichs frei stehen müsse, hinführo das Evangelium und das darüber aufgerichtete Verständniß anzunehmen und zu bekennen. Er verlangte, daß es evangelischen Fürsten erlaubt sein solle, Prediger, so man sie wünsche, zu

verschicken, Druckschriften zu kaufen, um sich zu unterrichten, und daß das Reformiren der Stifter und Klöster bis zum Concil unangefochten geschehen könne. Hierauf solle man einen gemeinen Frieden mit allen Ständen, nicht blos kaiserlicher Majestät und den evangelischen Ständen schließen und allenthalben nach der Ordnung des Reichs nicht aus kaiserlicher Machtvollkommenheit verfahren. Johann Friedrich von Sachsen unterstützte diese Vorschläge nur zum Theil und ließ es sich durch trügerische Versprechungen der Unterhändler gefallen, daß der Abschluß zu Nürnberg in der Nähe des Kaisers vorgenommen werde. Die Abgesandten des Landgrafen, Feige und Boyneburg, beschworen hier den Kurprinzen im Auftrage ihres Herrn, „die Ehre Gottes, die Erweiterung seines Reiches und Wortes, christliche Liebe und Seelenwohlfahrt, und deutscher Nation Lob und Preis zu Herzen zu nehmen.“ Zu derselben Zeit schrieb der Landgraf dem alten Kurfürsten: „Wenn unser Glaube gegründet und wahr ist, warum bedenken wir uns denn, andern den Zutritt zu demselben zu verschaffen? — Er sei entschlossen, frei zu stehen und sich nicht zu verpflichten, anderer Heil hintanzusetzen; es bleibe sein Nutzen, sein Leib und sein Gut, wo es wolle. Er möge sich doch nicht von ihm, seinem treuen Bundesgenossen, trennen, denn die Zeit würde ausweisen, was ihr Gegentheil mit dieser Handlung beabsichtige.“ Darauf antwortete ihm der Kurfürst, er könne die Gründe seiner Theologen nicht widerlegen; man dürfe auch Gott nicht versuchen; er werde zwar bei dem Kaiser für alle seine Glaubensgenossen bitten, es sei genug, in kein Verbot für sie zu willigen; allein ihrentwegen Krieg anzufangen, sei er nicht schuldig, indem ihn der Bund nur gegen die damaligen Bundesgenossen verbindlich mache.

Auch hatte er seinem Sohne schon den Befehl zugesandt, nicht alles so spitz zu nehmen. In der Versammlung zu Nürnberg erklärte der Kurprinz, in Sachen des Glaubens müsse man Sicherheit haben, sein Vater, der sich lieber tausendmal den Kopf abhauen lasse, als wider sein Gewissen zu handeln, stütze sich auf das Gutachten großer Theologen. Dagegen erhielten die Gesandten des Landgrafen den Befehl, „auf den Artikeln von der Zulassung aller künftigen Anhänger des Evangeliums und vom Concil zu bestehen, lieber in der Sache der Klostergüter nachzugeben; wenn aber die andern Stände sich nachgiebig bezeigten, so sollten sie auf das glimpflichste dagegen protestiren. Dies sei sein Wille, nicht um Krieg oder Aufruhr anzufangen, noch weniger eigenen Nutzens halber, sondern um Andern kein Kreuz aufzulegen und dem Worte Gottes, zur Besserung so vieler Menschen, seinen Raum zu lassen."

Da die andern sich hierauf nicht einließen, so geschah diese Protestation wirklich; und der Kanzler Feige zeigte noch unter andern, wie beklagenswerth das Schicksal der Einwohner von Fritzlar und Amöneburg nach einem solchen Frieden sein würde, diese wären bisher in die benachbarten hessischen Kirchen gegangen, hätten begierig die Predigt des Evangeliums gesucht, allein nun nöthige man sie durch diese Einschränkung wieder zur römischen Kirche zurück. Auf gleiche Weise sprachen sich auch der Herzog von Lüneburg und die Grafen von Mansfeld aus und bewiesen in einem Gutachten über das Wesen der evangelischen Lehre, daß sie an keinen Ort und an keine Zeit gebunden, alle Gleichgesinnte aufnähmen, sie möchten heute oder über's Jahr öffentich oder heimlich hinzutreten, unter ihnen oder unter Tyrannen wohnen. Der Kurfürst von Sachsen, so er-

klärten sie unerschrocken, sei hier nicht Reichsfürst, sondern Bekenner und Wortführer wie sie. Auch die meisten Städte waren dieser Meinung, da sie nicht einmal erfahren konnten, ob man sie in der Friedensformel unter die Mitverwandten des Kurfürsten zähle, oder nicht? Die Vermittler dagegen hatten andere Gründe. Sie sagten: „Den gegenwärtigen Bekennern liege nicht ob, sich über künftige ungewisse Anhänger Sorge zu machen, dem Kaiser nicht, dem Concilium vorzugreifen, wozu auch andere Potentaten gehörten. Man wolle keinen ewigen Vertrag, sondern nur einen Anstand. Es sei schon eine Neuerung, daß alles so blieb, wie es sei. Man möge nichts weiter aus Ihrer kaiserl. Majestät grübeln und sie dadurch zum Unwillen reizen."

In dem endlich am 23. Juli 1532 zwischen dem Kaiser und dem Kurprinzen von Sachsen Namens der Augsburgischen Confessionsverwandten zu Nürnberg abgeschlossenen Vergleich, der unter dem Namen des **Nürnberger Interimsfriedens** bekannt ist, wurde beschlossen, daß bis zu einer künftigen Kirchenversammlung, oder falls solche binnen Jahresfrist nicht sollte gehalten werden können, bis zu einem Reichstagsbeschlusse, ein allgemeiner Frieden gehalten und Niemand um seines Glaubens willen beschwert werden sollte, alle fiscalische und andere den Glauben betreffende Processe sollten eingestellt werden, dagegen die Protestanten, damals sieben Fürsten und drei und zwanzig Städte, sich zum Gehorsam gegen den Kaiser und zum Beistand gegen die Türken verpflichten. Der Kaiser bestätigte am 2. August diesen Vertrag, erließ auch einen deshalbigen Befehl an das Reichskammergericht, allein in dem unterdessen zu Regensburg gehaltenen Reichstage und dessen Abschiede wurde nichts von der Religionssache erwähnt, und es

hatte ganz den Anschein, als ob der Nürnberger Frieden einseitig und ohne Wissen des Pabstes und der Stände des alten Glaubens geschehen sei. Daher nahm Philipp anfangs auch den Regensburger Abschied nicht an, und gab erst dann, als alle unterzeichnet hatten, nach, ohne jedoch seinen Unwillen zu bergen. Der Widerspruch gegen die römische Königswahl blieb unbeseitigt, und sowohl der Bund gegen Ferdinand, als der Schmalkaldische dauerten fort.

Zwölftes Kapitel.

Wiedereinsetzung des Herzogs von Würtemberg.

Wenn der Nürnberger Religionsfriede bei größerer Einigkeit und Festigkeit schon jetzt weit größere und sichere Erfolge hätte hervorbringen können, so war er doch wenigstens immer die erste gesetzmäßige Begünstigung der Reformation im deutschen Reiche, und es kam nur auf die geschickten Maßregeln an, welche der Schmalkaldische Bund ergriff, um seine Gegner zu überzeugen, daß er im Stande wäre, sich selbst Recht zu verschaffen. Darum fuhr denn auch der Landgraf fort, sich seiner christlichen Freiheit zu bedienen, um so mehr, als ungeachtet des Befehls an das Reichskammergericht die Processe gegen Stifter und Klöster ihren Fortgang hatten unter dem nichtigen Vorwande: sie beträfen nicht den Glauben, sondern die Güter und Einkünfte. Philipp vermittelte

es, daß in Höxter und dem Stifte Korvei, welches letztere schon seit hundert Jahren unter hessischem Erbschutz stand, im Einverständniß und auf den Wunsch der meisten Bürger, die papistischen Gebräuche abgeschafft wurden. Durch seinen Einfluß und Rath wurde Holstein gleich nach dem Tode Friedrich I. unter dessen Nachfolger Christian dem Evangelium gewonnen, und auf gleiche Weise, wie in Hessen, die Klöster theils für den Adel zur Erziehung seiner Kinder und zur Unterstützung der Armen, theils zu allgemeinen Landeshospitälern, zu hohen Schulen und zur Unterhaltung der Studirenden bestimmt. König Christian, nachdem er den Landgrafen in Kassel zu einer Fastnachtsfeier und Ritterspiel freundlich besucht, wurde später auch ein Mitglied des Schmalkaldischen Bundes. Die Stadt Kassel und das Schloß ließ Philipp schleunig befestigen, brachte es durch seine Thätigkeit dahin, daß der schwäbische Bund, der seit fünf und vierzig Jahren zwar zum Schrecken fehdelustiger Herren, aber auch zum Vortheil des österreichischen Hauses bestanden, und, aus altkatholischen Fürsten und Prälaten zusammengesetzt, dem Evangelium im Wege stand, aufgelöst wurde, und schloß am Ende des Jahres 1532 eine Einung mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, dem Erzbischof Albrecht von Mainz, dem Erzbischof von Trier, Johann von Melzenhausen und Konrad von Thungen, Bischof zu Würzburg.

Unterdessen war der Kurfürst von Sachsen, Johann der Beständige, der Fürst ohne Falsch und ohne Stolz, ohne Neid und ohne Zorn, im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters, am 16. August 1532 gestorben, und Johann Friedrich, sein neun und zwanzigjähriger Sohn, hatte die Regierung angetreten. Wenn Luther gleich klagte, daß mit seinem Oheim Friedrich die Weisheit,

und mit seinem Vater Johann die Frömmigkeit gestorben sei, so war dieser Fürst von Herzen tapfer und großmüthig, voll glühendem Eifer für die Sache des Bundes, unternehmend und arbeitssam, soweit die mit den Jahren außerordentlich zunehmende Schwere seines Körpers es zuließ; dabei aber oft argwöhnisch und eigenwillig, in wichtigen Geschäften nicht unbefangen, in den entscheidenden Augenblicken nicht entschlossen genug, in der Leitung gemeinsamer Angelegenheiten nicht selten gereizt und unlenksam. — Wegen der Religion wurde wenig Wichtiges in dieser Zeit verhandelt; dem Landgrafen lag vielmehr ein anderer Gegenstand näher, den er schon lange mit sich herumgetragen, und zu dessen Ausführung ihm jetzt der günstige Augenblick gekommen schien, da der Kaiser in Spanien war, Ferdinand sowohl von den Türken, als von Zapolia gedrängt wurde, und der schwäbische Bund sich aufgelöst hatte. Es war dies die Wiedereinsetzung seines Vetters, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg.

Ulrich, ein Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich, kam durch die abscheuliche Vertreibung Eberhard II. schon im eilften Jahre in den Besitz des Herzogthums, war schon frühe, um der kaiserlichen Hülfe gegen den Vertriebenen desto gewisser zu sein, mit Sabina, einer Prinzessin von Baiern und Schwestertochter des Kaisers Maximilian, verlobt, und hatte sie auch später, doch, wie es scheint, gegen seine Neigung geheirathet. Eine verschwenderische, prachtliebende Regierung hatte das Land in Schulden gestürzt, die Unterthanen mißmuthig und unzufrieden gemacht, und 1514 einen gefährlichen Aufstand derselben erregt, welcher nur mit Mühe unterdrückt worden war. Als er nun im folgenden Jahre seinen bisherigen Liebling Hans von

Hutten, den er im Verdacht allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte, eigenhändig ermordete, entfloh diese; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunst des Kaisers. Der Adel von ganz Süddeutschland ward durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und drohte ihm, die Herzöge von Baiern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine ärgsten Gegner, und nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen, und er, in der ersten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsstadt selbst weg, und vereinigte sie, als erobertes Gut, mit seinem Herzogthum. Nun erwachte der bisher verhaltene Groll seiner alten Gegner aufs Neue in aller Kraft; der ganze schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Baiern an der Spitze, waffnete sich gegen ihn, und in wenig Wochen war Ulrich von Land und Leuten gänzlich vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäbische Bund das ausgeplünderte Herzogthum an Karl V., der es durch seinen Bruder Ferdinand verwalten ließ. Rathlos irrte Ulrich umher, und nur Landgraf Philipp nahm sich seiner an; und da Ferdinand es nicht verstand sich auch die Herzen der Würtemberger zu erwerben, da er sie vielmehr leiblich und geistig drückte, und da endlich Ulrich selbst ein Anhänger der neuen Lehre wurde, so beschloß der Landgraf ihm wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Auf dem Reichstage zu Speier wurde zwar die Fürbitte mehrerer Kurfürsten, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs Heinrich von Braunschweig für den Vertriebenen vom Kaiser, der ihn unverhört geächtet hatte, zurückgewiesen; allein

Philipp ließ sich dadurch nicht abschrecken, und Herzog Ulrich wohnte, anfangs heimlich, dann öffentlich, bald zu Blankenstein an der Lahn, bald zu Marburg und Kassel und wurde fürstlich gehalten. Mehrere Vorstellungen, welche dem Landgrafen deshalb gemacht wurden, wies er mit den Worten zurück: „es stehe ihm nicht an, einem armen vertriebenen Fürsten und Blutsverwandten, der ihn angefleht, Futter und Mahl zu versagen, es sei auch besser, wenn Ulrich ruhig bei ihm sitze, als verzweifelnd umherirre." Und als Philipp sich in Folge der Pack'schen Händel rüstete, und Würtemberg glaubte es sollte auch ihm gelten, so erklärte er offen: „Ulrich sei ohne hinreichenden Grund verurtheilt, die gegen ihn verhängte Acht verfassungswidrig und nichtig." Neue Versuche bei der Reichsversammlung für den Vertriebenen blieben erfolglos, vielmehr behauptete Ferdinand: „daß er des Herzogthums Würtemberg rechter Fürst und Erbherr sei"; und von der Zeit an faßte Philipp den Gedanken einer ernstlicheren That. Zu Augsburg beugte Philipp noch einmal sein Knie vor dem Kaiser, und bat zum letztenmale für einen blutsverwandten Fürsten, der für die Sünden seiner Jugend genug gebüßt. Der Kaiser wich einer Antwort aus, oder soll geäußert haben: „was Ulrich durch das Schwert verloren, das mag er auch, wenn er kann, durch das Schwert wiedergewinnen." Die feierliche Belehnung Ferdinands mit Oesterreich und Würtemberg durch den Kaiser auf diesem Reichstage wartete der Langraf nicht ab, denn jenes Wort hallte unaufhörlich wieder in seinem Innern, und als ihm der Herzog von Braunschweig die endliche Antwort des Kaisers überbrachte: „er solle sich des Aechters und Beleidigers kaiserlicher Majestät gänzlich entschlagen", da hatte er schon seine Plane zu neuen Bündnissen ent-

worfen. Diese waren auch vor allem nöthig. Zuerst suchte er sich mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig zu verbinden, aber dieser schlaue Fürst versprach viel und hielt wenig, und Philipp trennte sich endlich unwillig von ihm. Dann wandte er sich an die Herzöge Wilhelm und Ludwig, die zwar wegen der Unkosten des Bundeszuges und des Heirathsgutes ihrer Schwester Sabina mit Ulrich noch im Streit waren, dabei aber Mitleid mit Christoph, dem unschuldigen Sohne Ulrichs, hatten, den man am kaiserlichen Hofe verwahrte, und die überdem mit Eifersucht die wachsende Größe Oesterreichs betrachteten. Die Unterhandlungen, welche der Kanzler Feige deshalb in München hatte, konnten sie nur zu dem Versprechen bewegen, die Erneuerung des schwäbischen Bundes in der alten Form und die Einschließung Würtembergs zu hindern, beim Kriegszuge selbst aber still zu sitzen; und so scheiterte die Hoffnung des Landgrafen zu einer Erbeinung zwischen Würtemberg und Baiern, zu deren Erreichung er kein Mittel unversucht ließ, und erbötig war, für das Heirathsgut der Sabina selbst Darmstadt oder Rheinfels zu verschreiben, an der Unentschlossenheit der Herzöge abermals, welche befürchteten, Ferdinand würde ihnen in den Rücken fallen. Aufrichtiger, aber noch ungeneigter war der Kurfürst von Sachsen. — Philipp, begeistert von dem Gedanken, durch die Wiedereinsetzung Ulrichs sowohl eine Handlung der Gerechtigkeit zu begehen, als auch die Herrschaft der Papisten in einem so schönen Lande mit einem Schlage zu vernichten, reiste selbst nach Weimar, wo auch Luther und Melanchthon mit zu den Berathungen über diese Sache gezogen wurden. Mit Entsetzen bebten die beiden Gottesgelehrten vor dem Vorschlage des Landgrafen zurück, sprachen von Verletzung des Landfriedens,

von Schändung des Evangeliums, vom Untergange Deutschlands, und der Kurfürst verstand sich kaum dazu, Hessen während des Kriegszugs unter seine Obhut zu nehmen.

Zuletzt suchte Philipp Hülfe bei dem Könige von Frankreich, und es kam zwischen Beiden zu einer persönlichen Zusammenkunft zu Bar, unweit Nancy, im Januar 1534, wo Franz I. unter dem Vorwande die Fastnacht bei dem Herzoge von Lothringen zu feiern, sich mit seiner Gemahlin eingefunden, und Philipp, als wolle er seine Muhme Elisabeth, Wittwe des Herzogs von Zweibrücken, besuchen, auf ein Bewillkommnungsschreiben des Königs, und an der Grenze von Lothringen von Wilhelm von Fürstenberg geleitet, sich gleichfalls hinbegeben hatte. Hier bewilligte Franz eine Geldhülfe, gegen Verpfändung der Grafschaft Mompelgard und anderer Erbgüter Ulrichs an der französischen Grenze, und versprach außerdem, wenn sich der Krieg in die Länge ziehe, ein neues Darlehn, das Herzog Ulrich nicht zurückzahlen solle, da er wegen harter Verpflichtung im Madrider Frieden zur Wiedereinsetzung des Vertriebenen nichts anderes thun dürfe. Ueberdieß erhielt Philipp noch Unterstützung zu den Kriegskosten vom König von Dänemark, von Lüneburg, Mansfeld, Trier, vom Land-Commenthur zu Marburg gegen die Hälfte von Kirchhain, und ein Bürger von Straßburg, bei dem der Landgraf 25,000 fl. gegen 5 pCt. borgen wollte, erklärte, er wolle um Philipps willen nur 4 pCt. nehmen. Trier, Lüneburg und Holstein sagten auch dem Landgrafen zu, Hessen während seiner Abwesenheit in Obhut zu nehmen.

Beim Beginn des Kriegszugs erließ Herzog Ulrich mit dem Landgrafen Philipp ein Manifest, worin sie

erklärten, sich in kriegerische Rüstung gesetzt zu haben, zu keinem andern Zwecke, „als das Fürstenthum, dessen Herzog Ulrich ohne rechtliches Erkenntniß entsetzt worden sei, für ihn und seinen Sohn (der unterdessen Gelegenheit gefunden, sich dem kaiserlichen Gewahrsam zu entziehen) wieder einzunehmen. Es sei nicht ihr Gemüth und Meinung, die königliche Würde Ferdinands, der römischen Wahl halber, anzufechten, oder sonst in deutscher Nation Krieg oder Empörung zu machen, oder Jemanden zu beschweren, oder auch Sekten zu handhaben, sondern allein den natürlichen Besitz des Fürstenthums Würtemberg wieder zu erlangen; übrigens wollten sie Frieden und Ruhe halten und der kaiserlichen Majestät allen unterthänigen Willen leisten. Würde sie an diesem Vorhaben Jemand hindern, und sie dadurch aus dringender Noth verursacht werden, anderes, als ihr Wille und Gemüth sei, vorzunehmen, und dann die Handlung der Wiedereinnahme weiter laufen, oder vielleicht andere Unschicklichkeit zufallen, so werde das die Schuld Derjenigen sein, welche der Gerechtigkeit Widerstand gethan.“ König Ferdinand sagt in einer Antwort auf dies Schreiben, daß die vom schwäbischen Bunde bewirkte und vom Kaiser bestätigte Entsetzung nicht unmittelbar seine Sache, gewiß aber mit gutem Rechtsgrunde zu verantworten sei, „damit aber Herzog Ulrich noch jemand Anderer nicht vorgeben möge, daß er demselben wider Recht und Billigkeit etwas vorenthalte, und da seine Meinung gar nicht sei, Jemanden das Recht zu weigern, so erbiete er sich demselben vor dem Kaiser und anderen unparteiischen Reichsfürsten, insbesondere dem Pfalzgrafen Ludwig, Kurfürsten, und dem Herzoge Georg von Sachsen zu gütlicher und rechtlicher Erkenntniß. Es sei übrigens von selbst klar, daß dem Herzog Ulrich und dem Landgrafen ihr thätliches

Vornehmen nicht zustehe, noch ihnen aus einem Grund des Rechts gebühre, sich in ihren eignen Sachen selbst zu Richtern zu machen und sich die Ausführung selbst zuzuertheilen. — Er versehe sich, daß die beiden Fürsten von ihrem thätlichen Ueberzuge abstehen würden ꝛc." Darauf antworteten sie, während sie schon auf dem Heereszuge begriffen waren: „alle bisherigen Verhandlungen hätten vorzüglich dahin gezielt, den Herzog ohne Grund Rechtens und der Billigkeit zuwider aufzuhalten, seine gebührende Wiedereinsetzung zu verhindern und ihn in die Länge müde zu machen; es werde in der königlichen Schrift nichts vorgebracht, was nicht von ihrer Seite schon abgelehnt, und, wo es nöthig wäre, nochmals widertrieben und aufgelöst werden könnte, darum wollten sie sich diesmal deswegen in Disputation und Antwort nicht einlassen, da es sich zu seiner Zeit, ob Gott wolle, finden und offenbar werden sollte. Das Erbieten zu Recht seien sie nicht eher anzunehmen schuldig, bis der Herzog wieder in sein Fürstenthum eingesetzt worden sei, da Niemand zu gepfändeten Tagen kommen solle."

Ehe der Landgraf seinen Zug antrat, berief er seine Ritter und Städte zu einem Landtage am Spieß, der alten Grenze zwischen Ober- und Niederhessen, am 25. April, übergab ihnen hier, falls er in diesem Zuge sein Leben lasse, seinen letzten Willen in Betreff der Vormundschaft und Regierung des Landes und der Erbschaft seiner Kinder. Die hessischen Stände wiederholten dagegen ihre Verwilligung, die auch vorher die Gottesgelehrten wegen dieses Vorhabens abgegeben, und das Versprechen im Nothfall die erlegte Türkensteuer zur Beschirmung des Landes zu verwenden. Philipp hatte nämlich schon vor zwei Jahren seine Stände zu einer

Türkensteuer, zwei Pfennige von jedem Gulden, vermocht, und eine starke Schaar Reiter und Fußvolk nach Ungarn geschickt, um wider die Türken zu dienen. Die ernannten Regenten waren Adolph Rau, Statthalter zu Kassel, der Kanzler Johann Feige, Burchard Kramm, Amtmann zu Trendelburg, Tilo Wolf von Gudensberg, nebst Georg von Kolmatsch und Helwig von Lehrbach.

Das wohlgerüstete Heer bestand aus 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern; an der Spitze die hessischen Ritter, gewohnt mit ihrem Blut und rechten Arm des Vaterlandes und ihres Lehnsherrn Sache zu verfechten; jeder wenigstens mit 5 Pferden, andere, wie Georg von Buchenau und Hermann von Hatzfeld, stellten fünfzig bis hundert. Voran zogen die gräflichen Vasallen, die Erbbeamten, der Freiherr von Plesse, der Land-Commanthur von Marburg, der Vorsteher der hohen Hospitäler, Heinze von Lüdder, der Oberamtmann von Darmstadt, Heiderich von Calenberg, und viele Andere. Zusammen funfzehnhundert mit Rennspießen und kurzen breiten Schwertern bewaffnete, vom Kopf bis zum Fuß wohlgepanzerte Männer. Hinzutraten 2500 Soldreiter (deren jeder monatlich 10 bis 12 Gulden erhielt), ganze Kürassiere mit Lanzen, halbe Kürassiere mit Trabharnischen und kurzen Röhren, leichte Reiter mit langen Röhren unter 22 erprobten Rittmeistern in 17 Schwadronen. Unter diesen waren zwei dem Landgrafen verwandte Grafen, Konrad von Tecklenburg und Georg Ernst von Henneberg, der letzte seines Namens; mehrere Ritter aus Hessen, wie Johann von Hertingshausen und Johann von Dalwig, Wiegerich von Stein, Hermann von Hatzfeld und Sylvester von der Malsburg. Das Fußvolk des Landgrafen, zu einem Drittel Langspießener, doppelte und einfache Hakenschützen und Hellebardierer,

im Oberland und der Schweiz durch Wilhelm von Fürstenberg, zum geringeren Theil in den Niederlanden, nach Beendigung des Geldrischen Kriegs, geworben, in 37 Fähnlein unter 3 starke Regimenter, jedes über 5000 Mann stark, geordnet. Hierzu kamen noch etliche Fähnlein aus den Resten des schwäbischen Bundesheeres. Die beiden oberländischen Regimenter befehligte Graf Wilhelm von Fürstenberg und unter ihm 24 wohlversuchte Hauptleute. Unter diesen ist bekannt Ludwig von Landenberg, Heinrich Freiherr von Fleckenstein, Klaudius Herr von Walhey, die Grafen Ludwig und Wolf von Oettingen, Philipp von Thüngen, Hans Kratzer aus Straßburg, Bernhard von Thalheim, nachmals hessischer Obrister in den Kriegen gegen Braunschweig und den Kaiser, und der schöne langbärtige Bastian Vogelsberger, früher Schulmeister in Italien, der vierzehn Jahre nachher auf dem Blutgerüste zu Augsburg, als ein berühmter Feldobrist, starb. Das niederländische Regiment stand unter Hans von Bellersheim mit 13 Hauptleuten, sowie auch das schwere Geschütz, ganze Doppelkarthaunen, jede von 24 Pferden gezogen, ganze und halbe Nothschlangen, und das leichtere, Feldschlangen, Falkonen, Falkonetlein 2c. Zweitausend Wagen führten Proviant und Schiffsstücke, d. h. zusammensetzbare Untertheile von Schiffen, zum Uebersetzen der Flüsse, eine Erfindung, deren Erneuerung die Zeitgenossen dem Landgrafen zuschreiben. Die Wagen wurden von 6000 hessischen Bauern bedient.

Die beiden Fürsten, welche sich von rascher That das Meiste versprachen, trafen am 17. Mai zwischen den Flecken Nordau und Hausen, auf das Kriegsvolk des Königs Ferdinand, welches etwa 12,000 Lanzknechte, 3000 Hakenschützen und 400 Pferde stark, vom Pfalz-

grafen Philipp befehligt war. Der Landgraf war am 23. April mit dem Herzog Ulrich, der niederhessischen Ritterschaft und etlichen Fähnlein Landsknechten aus Kassel gezogen, hatte sich über Felsberg, Marburg, Gießen, Butzbach, an den südlichen Grenzen Hessens mit den übrigen Truppen vereinigt, und setzte, weil Frankfurt auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers den Durchzug verweigerte, in der Gegend von Griesheim über den Main. Zu Pfungheim, wo der Graf von Fürstenberg mit seinen 24 Fähnlein mit ihm zusammentraf, wurde Musterung über alle Aemter und Regimenter des Kriegsvolks gehalten, und von hier unternahm der Landgraf, welchem der nächste Weg über die Bergstraße und die Pfalz durch die Weigerung des Kurfürsten Ludwig verschlossen ward, nothgedrungen den beschwerlichen Zug durch den rauhen Odenwald über Erbach und Fürstenau gegen Neckarsulm, wo er dennoch schon am fünften Tage ankam. Der Landgraf, begierig in's Land zu dringen, und mit Schiffbrücken versehen, setzte in einer durch hohe Weinberge und tiefe Wiesengründe mannigfach durchschnittenen Gegend über den Neckar, welcher beide Heere trennte, und hier entspann sich „ein ernstes und herbes Scharmützel, das sich wohl mit einer halben Schlacht vergleicht", wie Philipp schreibt. Der Feind behauptete eine vortheilhafte Stellung zwischen den genannten Flecken; aber dennoch gelang es dem Landgrafen, zur Unterstützung seines vom Marsche ermüdeten Fußvolkes, auf eine nahe Anhöhe zu dringen, und dadurch den Pfalzgrafen zu nöthigen, gleichfalls die Höhen zu suchen. Von beiden Seiten wurde heftig geschossen. Da erblickte man den Pfalzgrafen, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, auf einem hohen Streitroß, Ulrich, der mit seinem Büchsenmeister

Peter von Janowitz bei dem hessischen Geschütz stand, befahl auf ihn zu zielen, aber seines Lebens zu schonen. Der Büchsenmeister leitete auch eine Kugel mit solchem Geschick, daß dem Pfalzgraf das Pferd erschossen und er selbst an der Ferse verwundet ward. Als er sich unter dem Pferde herausgewunden und seine Stimme wieder bekommen, befahl er seinen Hauptleuten, daß sie unbekümmert um ihn sich wie Biedermänner halten sollten. Ein besonderes Mißgeschick wollte, daß auch Kurt von Boyneburg, einer der königlichen Befehlshaber, verwundet wurde. Am andern Tage, es war Mittwochen vor Himmelfahrt den 23. Mai, trafen sich die Heere zwischen Lauffen und Kirchheim, in der Nähe eines fischreichen See's, an einem Wiesengrunde, hinter sich die Wagenburg und einen terrassenförmig durchschnittenen Weinberg, dessen steilen felsenartigen Abhang rechts der Neckar bespült. Bei Nennung des Dorfes Lauffen rief der Landgraf seinen Reitern zu: das sei der Name der Flucht, die er seinen Gegnern bereite. Er war anfangs willens, in ganzer Schlachtordnung mit aufgerichteten Fähnlein anzugreifen, aber die ungestüme Wuth seiner Reisigen bestimmte ihn, den großen Haufen des Fußvolks zurückzulassen, und mit dem ausgesuchtesten Theile seiner Reiterei eine Kriegslist zu versuchen. Nach einem heftigen Angriff warf er sich in verstellte Flucht, ließ einen benachbarten Hügel mit etlichen großen Büchsen besetzen, ging unbemerkt über den Neckar und kam so dem Feinde in den Rücken. Die königlichen Lanzknechte, zum großen Theil junges Volk, welche sich ihm entgegenstellten, wurden zurückgeworfen. Das Geschütz vom Hügel setzte dem Fußvolke von vorn heftig zu, und brachte zuerst die Wagenburg, welcher der Rückweg abgeschnitten schien, dann das ganze Heer in Verwirrung.

Die Landsknechte warfen Schwerter, Lanzen und Büchsen von sich, rannten in blinder Hast zwischen die Pfähle des Weinbergs oder nach der Fuhrt, und die meisten ertranken im Neckar, indem sie vom steilen Ufer herab- sprangen. Alle Bemühungen der Anführer, des Grafen von Montfort, des Max von Eberstein, der ungeachtet einer tiefen Stichwunde, sich den Fliehenden mit bloßem Schwerte entgegenstellte, waren umsonst. Die Reiter, den halb todten Pfalzgrafen mit sich führend, flohen nach Asperg. Der tapfere Christoph Truchseß, welcher auch verwundet am Ufer im Gedränge fortgezogen wurde, sprang mit voller Rüstung in den Fluß, schwamm glücklich durch und entkam gleichfalls nach Asperg. Viele Hundert blieben auf dem Platze. Vom Heere des Landgrafen fehlten nur ein Kürassier, ein Trompeter und der Haupt- mann Christoph Fuchs, Erbherr auf Wallenburg bei Schmalkalden, der an der Seite des Landgrafen getödtet wurde. Von der Verfolgung des fliehenden Feindes hielt die Sieger nur die Fürbitte Ulrichs, der viele seiner Landsleute erkannt hatte, und die Vorsorge des hessischen Kriegsraths, zurück. Man hielt also in dem benachbarten Städtchen Brakenheim nun ein Dankgebet, und sandte Boten mit der Nachricht des Sieges an alle würtembergische Städte. Stuttgardt öffnete bald hernach seine Thore, leistete dem Herzoge die Erbhuldigung, und unter dem Frohlocken der Bürger und den Blumenkränzen der Weiber und Kinder zogen der Herzog und der Landgraf, nebst Wilhelm von Fürstenberg, in die Stadt. Tübingen leistete einigen Widerstand, als man aber zehn Schüsse auf dasselbe gethan, ergab es sich ebenfalls, wie auch die Feste Hohen-Urach. Dieses Schloß liegt in dichter Waldung so versteckt, daß man die Spitzen der Thürme kaum erblickt und schien anfangs unzu-

gänglich. Da ließ der Landgraf in einer Nacht das Gesträuch und die Bäume den Berg hinauf in so gerader Linie abhauen, daß die Feldschlangen es erreichen konnten. Der Hauptmann Hans Konrad von Heudorf wünschte eine anständige Uebergabe. Allein seine heldenmüthige Gattin, an der Spitze einer andern Partei, ließ den Fürsten sagen: Gott habe ihr Muth genug gegeben, eine mit Wällen, Graben und Mauern versehene Feste nicht ohne äußerste Gewalt zu verlassen. Sechs Stunden hindurch wurde kreuzweis mit Bombarden heftig geschossen. Da hing man zum Zeichen der Ergebung einen Hut aus, und die Besatzung, vor allen die Frau des Schloßhauptmanns, welche der Landgraf freundlich anredete, erhielt ehrenvollen Abzug. — Der Burgvoigt von Hohen-Stauffen ließ den Fürsten nach der ersten Begrüßung sagen: sie möchten die Kosten sparen; wie sich Asperg halten werde, so auch er. Auf diese Antwort zog der Landgraf mit dem Herzog herunter vor Asperg, welches auf einem einzelnen, 1700 Fuß hohen, Bergkegel liegt, den Norden des Landes beherrscht und dem ganzen schwäbischen Bunde widerstanden hatte. Hier erwarteten 800, mit Allem wohlversehene Reiter, den Pfalzgrafen an der Spitze, in stolzer Ruhe den Landgrafen. Am 28. Mai verkündigte ein Trompetenstoß, zum Staunen der ganzen Gegend, seine Ankunft. Er ließ dem Pfalzgrafen sagen: Asperg sei für einen Kranken und Verwundeten ein unbequemer Ort, er bitte ihn, für seine Person mit einigen Andern abzuziehen, so es ihm gefällig wäre; er wolle ihn mit starker Schaar in eine Stadt geleiten lassen, oder auch in eigner Person mit ihm dahin reiten, damit ihm geholfen werden möge. Der Pfalzgraf ließ aber antworten: „der hohe Asperg solle sein Kirchhof sein.“ So beschloß der Landgraf es

zu beschießen, und zwar nicht von der Seite, wo das schwäbische Bundesheer so viel Zeit verloren. Hierauf begann am 1. Juni und am folgenden Tage ein so anhaltendes und fürchterliches Schießen, als sich die ältesten Menschen nicht erinnerten. Die Besatzung wehrte sich unerschrocken; dem Landgrafen wurden mehrere Büchsenmeister, Knechte und Bauern erschossen. Als aber die Dächer, die Außenwerke und die ganze Vorderseite zerschmettert, die Burg bis in die tiefsten Gewölbe herab in Schutt, Flammen und Rauch verhüllt war, und der Pfalzgraf fast alle seine Kanoniere verloren, sandte er einen Trommelschläger zu gütlicher Uebereinkunft. Die ganze Besatzung erhielt freien Abzug und sicheres Geleit bis zu ihrem Gewahrsam. Die Fürsten besuchten den Pfalzgrafen auf seinem Krankenlager, und derselbe gelobte, binnen sechs Monaten gegen keinen von Beiden zu dienen. Nach dem Fall von Asperg überreichte der Burgvoigt von Hohen-Stauffen, Berchtold Schilling, zugleich mit den Schlüsseln sein neugebornes Söhnlein, welches die Fürsten denn auch zur heiligen Taufe hielten.

So war denn also binnen drei Wochen die Eroberung Würtembergs vollendet, und nicht blos ein Werk der Waffen, sondern mehr noch der Klugheit und Mäßigung des Landgrafen, der das Geheimniß gefunden hatte, von seinen Söldnern zugleich geliebt und gefürchtet zu werden, der allenthalben des Landmanns und zu rechter Zeit des Feindes zu schonen wußte.

Dreizehntes Kapitel.

Vertrag zu Kadan. Die münsterischen Unruhen.

Der Kurfürst von Sachsen wünschte zwar die Einsetzung Ulrichs, doch billigte er weniger die Art und Weise, welche Philipp nun angewandt hatte. Auch war die Lage der Dinge damals so beschaffen, daß man aus jeder ausgebrochenen Kriegshandlung die gefährlichste Erweiterung des Streits und große Erschütterungen befürchtete. So schrieb Melanchthon an Camerarius: „wenn nicht die macedonischen Geschäfte (so nannte er den Kriegszug des Landgrafen in Beziehung auf dessen Namen) jetzt zur Ruhe gebracht werden, so steht ein unendlicher Krieg bevor, der vorzüglich die Unseren verwickeln wird; werden jetzt nicht die Dinge beigelegt, wie Vieles und wie Trauriges ist zu befürchten, du siehst den Zustand der Republik, und weithin wird jenes Uebel um sich greifen." — Und die Abgeordneten Ferdinands erklärten zu Gelnhausen dem Kurfürsten von Sachsen: „der würtembergische Zug sei nur ein Vorwand, man wolle Kaiser und König verdrängen; wenn der Landgraf von Hessen, der mit dem Könige von Frankreich eine geheime Zusammenkunft gehalten, umgeben von den Gesandten fremder Mächte, im Laufe seines Sieges, und, unterstützt von dem ganzen Volke der lutherischen Sekte, sich zum deutschen Könige aufgeworfen; dann würde die Reue des säumigen Kurfürsten zu spät kommen."

Es wurden daher erst wegen Verhinderung und nun wegen Beilegung der Streitigkeiten beständige Unter-

handlungen gepflogen. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen wurde von Herzog Georg, welcher die Sache Ferdinands führte, nach Dresden eingeladen, dann kam er mit dem Kurfürsten von der Pfalz in Delitsch zusammen, und später fanden sich alle drei zu Annaberg, sowie endlich am 19. Juni zu Kadan an der böhmischen Grenze ein, wo Ferdinand in eigener Person seine Sache führte. Philipp war unterdessen mit dem Kern seiner Truppen nach der Einnahme von Asperg über Cannstadt und Blochingen nach Göppingen an der Fils in die Nähe des Donaukreises gezogen, und hatte sich am 18. Juni, nachdem er über die schwäbische Alp gegangen, bei Trugendorf, hart an der österreichischen Grenze aufgestellt. Seine Erscheinung erregte einen solchen Schrecken, daß die benachbarten Tyroler durch eine Gesandtschaft dem Landgrafen ihre Unschuld bezeugten und um Schonung baten, und daß selbst die österreichischen und kaiserlichen Feldherren Kaspar von Frundsberg und Kurt von Boyneburg beim Landgrafen Frieden suchten. In Rom verbreitete sich das Gerücht von einem Einfall in die Lombardei, und selbst die Kardinäle suchten den seinem Tode nahen Pabst Clemens VII. zur schleunigen Einleitung eines allgemeinen christlichen Concils zu bewegen.

Obgleich Landgraf Philipp versicherte, er werde nicht weiter gehen, als er in seinem Manifest erklärt habe, so gab König Ferdinand doch endlich dem Drängen um Frieden nach, und am 29. Juni kam zu Kadan ein Vertrag zu Stande, wonach einerseits die Wahl Ferdinands anerkannt, andererseits aber auch Ulrich in seinem Lande belassen wurde; jedoch solle Ulrich es als Afterlehen von Oesterreich empfangen, und im Fall, daß sein Mannsstamm ausstürbe, Würtemberg an Oesterreich zurückfallen. In dem Vertrage, den der Kaiser

am 10. August bestätigte, hieß es: „Herzog Ulrich solle auf einem zu bestimmenden Tage in eigener Person oder durch ansehnliche Botschaft vor dem Könige einen Fußfall thun, und die königliche Majestät ihm vergangener Handlung wegen gnädig verzeihen; Herzog Ulrich solle ebenfalls auf demselben Tage von dem Lehen und Lande Würtemberg in eigener Person, wie gebräuchlich, Folge thun, und vom Könige damit belehnt werden." — Nach Ankunft des Kaisers im Reiche solle Herzog Ulrich und der Landgraf auch vor dem Kaiser in eigener Person unterthänigen Fußfall thun und vergangene Handlung Ihrer Majestät abbitten; der König wolle mit Fleiß bei dem Kaiser befördern, daß derselbe den Fürsten verzeihe und den Vertrag bestätige. Wegen der Religion wurde bestimmt: „Jeder im Fürstenthume solle bei seinem Glauben und Religion bleiben, insbesondere die im Umkreise des Landes gesessenen Aebte mit ihren Leuten und Unterthanen ungestört gelassen werden; wer irgend, weil er dem Könige Ferdinand angehangen, aus dem Lande gewichen und ihm seine Güter genommen seien, solle mit sicherem Geleit zurückkehren können und das Seine wieder erhalten. Wer auch im Lande nicht wohnen und den Herzog darin nicht leiden wolle, dem solle gegönnt sein, seine Güter zu verkaufen und sich nach seinem Gefallen anderswo niederzulassen."

Philipp hätte wohl andere Beschlüsse zu Gunsten Ulrichs gewünscht, allein von aller Geldhülfe zur Unterhaltung seines Heeres verlassen, wovon er schon einen Theil aus Mangel an Proviant an die nördliche Grenze von Baden, und einen andern in's Weinsberger Thal gen Würzburg geschickt, begnügte sich damit, die Hauptsache wenigstens bewirkt und dem Evangelium im südlichen Deutschland einen neuen Wirkungskreis eröffnet,

sowie dem Reiche selbst einen Krieg über die streitige Wahlsache erspart zu haben. Die dankbaren Zeitgenossen beehrten ihn von nun an mit dem Beinamen des Großmüthigen, und rührend war der Empfang seines treuen Volkes, welches vier Wochen hindurch seine Werkstätten schloß und die Gotteshäuser mit Dankgebeten über seine glückliche Rückkehr erfüllte. Die Glückwünsche der hohen Schule zu Marburg und des damals in sein Vaterland zurückkehrenden Dichters Erbanus Hessus beantwortete er mit einer Denkmünze, welche zwar die Unbeständigkeit des gewöhnlichen irdischen Glücks durch ein Rad darstellt, dabei aber auf den einzig wahren und sicheren Frieden mit den Worten hinweis't: Meine Stärke, Glück und Lob ist mein Herr und Gott!

Als die hessischen Gesandten Johann Feige, Rudolf Schenk und Hermann von Malsburg vor König Ferdinand den im Kadanischen Vertrage bedungenen Fußfall leisteten: äußerte dieser den Wunsch, Philipp selbst zu sehen. Auf erhaltenes sicheres Geleit reisete daher der Landgraf im folgenden Frühjahr mit Herzog Heinrich von Braunschweig über Prag nach Wien, wo ihn der König feierlich empfing und ihm eine seiner Töchter für des Landgrafen ältesten Sohn, den damals zweijährigen Wilhelm, angetragen haben soll. Vor seiner Abreise aus Wien meldete er dem Kaiser den gnädigen Abschied seines Bruders und seine Absicht zur Stillung des münsterischen Aufruhrs das Seinige beizutragen, bat ihn, künftig seinen Mißgönnern keinen Glauben zu schenken, lieber ihn selbst zur Rede zu stellen, und berührte schließlich ein Haupthinderniß gegenseitiger aufrichtiger Aussöhnung. „Er habe nämlich gehört, der Kaiser wolle den Grafen von Nassau, von dem er ohne-

hin beschwert genug sei, mit Geld oder anderer Hülfe gegen ihn unterstützen; der Kaiser möge ihm sein Gemüth hierüber eröffnen, und wenn das Gerücht falsch sei, solchen Angebern Schweigen auferlegen."

Was den Herzog Ulrich betraf, so hatte Philipp auch hier seine Noth, und es bedurfte seines ganzen Ernstes und Ansehens, daß nicht ein offener Bruch zwischen ihnen entstand. Wie sehr der Herzog auch zu Trugendorf bei der Beurlaubung des Heeres dem Landgrafen wiederholt seinen hohen und freundlichen Dank für den geleisteten Beistand aussprach, so verminderte doch die Bedingung des Vertrags zu Kadan über die Afterlehnschaft bald die Zufriedenheit Ulrichs. Ja sie brach in vollen Zorn aus, als die Auslagen und Unkosten des Krieges, welche sich über viermalhundert vier und dreißigtausend Gulden beliefen, nicht gleich gedeckt und von den zur Ausgleichung des Geschäfts ernannten hessischen Räthen mit Genauigkeit und Strenge beigetrieben werden sollten. Ulrich versäumte den Tag zu Fulda den 16. October 1534, wo die Gesandten Ferdinands, Johann Friedrich und Philipp in Person vergebens auf ihn warteten; sandte seinen Bruder Georg nach Frankreich, Beschwerde über den Landgrafen und die Art der Verpfändung Montbellier (Mompelgard) zu führen, und verstand sich erst im Januar des folgenden Jahres dazu, durch Bevollmächtigte, einen Herrn zu Limburg und Philipp Langen, den verlangten Fußfall bei König Ferdinand zu thun. Sowie er selbst später der Afterbelehnung wegen nach Wien kam, wo die Handlung in Gegenwart des Kardinals von Trient, der Erzbischöfe und Bischöfe von Gran, Erlau, Siebenbürgen, Raab, der Botschafter von Venedig und Ragusa und vieler tausend Menschen von allerlei Nationen geschah.

Philipp hatte mit Hülfe des anfangs übereilten Kurfürsten von Sachsen es dahin gebracht, daß ungeachtet der zweideutigen Ausdrücke des Kadanischen Vertrags Ulrich die Reformation in seinem Lande einführen durfte; und als dieser, der Zwinglischen Lehre mehr geneigt, den Kostnitzer Reformator Ambrosius Blaurer berufen, der Landgraf aber, aus Rücksicht auf den Vertrag, Ehrhard Schnepf, den Anhänger Luthers, ihm zugesandt, dessen Eifer aber die neue würtembergische Kirche zu spalten drohte, da machte der Landgraf abermals den Vermittler. Ja auch die Aussöhnung zwischen dem ehemals verschwenderischen und mißtrauisch geizigen Ulrich und seinem Sohne Christoph war das Wort Philipps. Und es ist nicht sein geringster Ruhm, wenn die würtembergischen Geschichtschreiber von Philipp sagen, daß er an Christoph (nachmalen dem trefflichsten Fürsten seiner Zeit) mehr gethan, als sein eigener Vater. Dieser erkannte es endlich auch an, was er für einen Freund an demselben besaß, und in seinem späteren Alter vergingen wenig Jahre, wo er nicht den Landgrafen mit einem freundlichen Geschenk, einem Zelter, wohl abgerichteten Jagdhunden oder frischem Neckarweine, erfreute.

Nach Beendigung des Zuges gegen Würtemberg säumte der Landgraf nicht, die Unruhen zu Münster, welche die Wiedertäufer daselbst erregt hatten, zu stillen. Schon früher hatte er mit dem Bischof Franz zu Münster, einem Grafen von Waldeck, ein Vertheidigungsbündniß geschlossen; aber als dieser durch Strenge sowohl den eingerissenen Irrthümern der Sekte, als auch ihrer Auflehnung gegen jede Obrigkeit steuern wollte, die Gemüther nur noch mehr erbitterte; als mehrere von Philipp gesandte Prediger, Johann Lening von Melsungen, Theodor Fabricius und Johann Westermann,

fliehen mußten, Werthheim von der Kanzel geworfen ward, und selbst der von Marburg, sein Vaterland zu retten, herbeieilende ehrwürdige Greis Hermann von Busch, erschöpft durch den Wortkampf mit den wüthenden Schwärmern, bald darauf seinen Geist aufgab; da sandte Philipp mit dem Kurfürsten von Sachsen zwei Fähnlein Fußvolk (darunter die Bürgermiliz von Schmalkalden und Homberg), ein Geschwader Reiter und zwei große Karthaunen, um Münster zu belagern. Doch war die Stadt fest, und mancher tapfere Hesse, sowie auch mehrere Meißner von Adel verloren ihr Leben in fruchtlosen Stürmen. Daher beredete er im December 1534 die Stände des rheinischen Kreises bei der Versammlung zu Koblenz zu einer Reichshülfe von 3000 Landsknechten und 300 Reitern, und als die übrigen Städte und Kreise unter dem Vorwand eines unverfassungsmäßigen Aufgebots zurückblieben, übernahm er allein die Geldhülfe des fränkischen Kreises. Vorher sandte er ein Abmahnungsschreiben an die Wiedertäufer und ihren König, einen Schneider Johann Bockold von Leiden. Darauf antworteten sie mit mehreren Schriften und warfen dabei dem Landgrafen vor, daß er selbst gegen Bischöfe gezogen, die Klöster geplündert, Herzog Ulrich wieder eingesetzt, feste Häuser baue und Büchsen gieße. Philipp entgegnete ihnen in der Vertheidigung: „Wenn die ihm gemachten Vorwürfe wahr wären, sei es unrecht, sich darauf zu berufen; aber er finde einen großen Unterschied; in der Fehde gegen die Bischöfe, auf scheinbare Anzeichen unternommen und nachher mit Kaiser und König vertragen, sei er mit Mäßigkeit verfahren; nirgends sei Blut vergossen; das Geld von den Bischöfen nach der Entscheidung der Kurfürsten genommen; dennoch sei keine Handlung seines Lebens, die er mehr be-

reue, als diese. Klöster habe er nicht geplündert, sondern mit Einwilligung der Landstände und der Klosterpersonen besser verwendet. Herzog Ulrichs nun vertragene Sache verständen sie nicht; wie er sich dabei selbst gegen Papisten betragen, könnte Würtemberg bezeugen. Zur Erbauung von Festen und Gießung des Geschützes habe er seine Regalien. Ihre Sache sei rechtlos. Sie glichen seinem Hofnarren Joachim, der, wenn ihm etwas Unangenehmes gesagt würde, das Gespräch auf andere Dinge leite. Dennoch könnten sie vielleicht noch Gehör erlangen, wenn sie die Obrigkeit wieder einsetzten, die Vertriebenen wieder aufnähmen und Alles in vorigen Stand setzten." — Viele Knechte der Kreistruppen waren aus Mangel an Sold und bei der Uneinigkeit des Bischofs mit dem Feldhauptmann, Wirich Graf von Daun und Oberstein, entlaufen, König Ferdinand, den der Landgraf mit Bitten um kräftige Maßregeln bestürmte, saß ruhig in Wien. Endlich wurden 20,000 Gulden zum Sold der Reichstruppen verwilligt, die hessischen Truppen erhielten unter Siegmund von Boyneburg eine Verstärkung, und die westfälische Kreishülfe erschien, da fiel die ausgehungerte und verrathene Stadt in die Hände des Bischofs.

Landgraf Philipp suchte vergebens das Evangelium nun in Münster einzuführen, und sandte Anton Corvin, damals Prediger in Witzenhausen, und Johannes Kymeus, nachherigen Superintendenten, an die Häupter der Irrlehre, um ihre Seelen wenigstens zu retten. Sie wurden grausam hingerichtet und das Pabstthum in Münster aufgerichtet, obgleich Melanchthon und Menius in einer eigenen, dem Landgrafen gewidmeten, Schrift dasselbe für die Urquelle des münsterischen Unglücks erklärten. Der Erwähnung werth ist noch die

Ansicht Philipps bei dieser Gelegenheit, daß man mit gutem Gewissen Niemanden des Glaubens wegen tödten könne, „weil der Glaube in keines Menschen Gewalt stehe.“ Auch verbot er allen seinen Beamten und Edelleuten, ohne seine Genehmigung irgend eine Todesstrafe zu erkennen, und unterschied ausdrücklich die stillen und irre geleiteten Wiedertäufer von ihren Verführern, den gefährlichen, halsstarrigen Verächtern der Obrigkeit. Gegen diese verordnete er in seinem Lande nach vorhergegangener christlicher Belehrung nur stufenweise Bestrafung, wie Gefängniß, körperliche Züchtigung, Brandmarkung auf den Backen, und zuletzt Landesverweisung, besonders gegen die Fremdlinge. Ein Befehl, dem es besonders zuzuschreiben ist, daß die Wiedertäufer Hessen in der Folge so wenig beunruhigten, und dem auch Luther, in dessen Nähe zu Jena bald darauf drei Wiedertäufer enthauptet wurden, mit der Aeußerung beistimmte, ein Jeglicher hüte seines Stalles.

Christian III. eroberte um diese Zeit Dänemark und setzte endlich die Einführung des Evangeliums daselbst mit Hülfe des Landgrafen von Hessen durch. Mit Lübeck wurde durch den Kanzler Feige und Cyriacus Hofmann, Schultheiß von Hersfeld, ein Vertrag vermittelt, dann mit dem bisher feindseligen Erzbischof von Bremen zu Buxtehude in Gegenwart des Königs und Herzogs Heinrich von Braunschweig. Vier Fähnlein hessischer Landsknechte sammt einem Reiterhaufen unter Konrad von Hanstein bedrängten zuerst Lübeck und dann Kopenhagen. Nach einer langen Belagerung ergab sich diese Stadt, und am 29. Juli 1536 ward Christian durch Johann Bugenhagen aus Wittenberg und in Gegenwart der hessischen und kursächsischen Gesandten gekrönt.

Seit dem zu Marburg begonnenen Vereinigungswerke war es Philipps unablässiges Bemühen, das ganze Oberland unter den Schirm des evangelischen Bundes zu stellen. Die neue Spaltung in Würtemberg, die wiederholte Verdammung der Zwinglianer und die Aergernisse mit den Wiedertäufern erregten diesen Wunsch auf's neue. Auch schienen die Umstände günstig; Luther, von stärkerem Haß gegen die Papisten erfüllt, scheute die politische Verbindung mit den Oberländern nicht mehr; nach dem Tode Zwingli's und Oecolampadius gelang es dem gewandten und unermüdlichen Bucer, ihm das Vorurtheil zu benehmen, als ob die Oberländer und Schweizer nichts als symbolische Zeichen in dem heiligen Abendmahl anerkennten; er entschloß sich also, falls es ihm nicht gelänge, sie zum Widerruf und zur gänzlichen Annahme seiner Ansicht zu bringen, sie wenigstens als Brüder eines evangelischen Bekenntnisses aufzunehmen. Melanchthon, schon längst durch eigene Forschungen auf eine geistigere Ansicht der Gegenwart Christi im Sakramente geleitet, war von denselben politischen Gründen und einer noch größeren Achtung für Landgraf Philipp beseelt; und er, der mit Brenzius noch während des Augsburgischen Reichstags die Schweizer als Ketzer geflohen, freute sich jetzt fast kindisch auf eine nähere Verbindung mit denselben. Der Landgraf trat jetzt als Mittelsmann auf. Am Ende des Jahres 1534 ließ er Bucer und Melanchthon in Kassel zusammen kommen, wo Bucer durch seine erste Erklärung über die nicht blos geistige Gegenwart Christi im Abendmahl bewies, daß ihm und seinen Anhängern nichts Wesentliches mehr zu dem jetzt freilich mehr gereinigten lutherischen Lehrbegriffe mangele. Melanchthon, vom Landgrafen auf's freundlichste empfangen, erhielt nach seiner Zurückkunft

die beste Zusicherung von Luther, und nachdem theils dieser, theils er selbst die übrigen Häupter ihrer Partei vorbereitet und sich über die Gesinnung der Oberländer versichert hatte; so empfing Luther, umgeben von seinen Anhängern Bucer und dessen Begleiter, eilf oberländische Prediger. Am 26. Mai 1536 wurde von diesen eine brüderliche und wahrhaft apostolische Concordia geschlossen, und von Luther selbst so duldsame und von seinen bisherigen schroffen Ansichten abweichende Erklärungen gegeben, daß Landgraf Philipp sie den Theologen seines Landes als eine Grundlage der evangelischen Einigkeit empfahl. Vergebens baten Bucer und Andere Luther, die bisher dem Vorwande nach um der Einfältigen willen beibehaltene Elevation des Sakramentes abzuschaffen, wobei geklingelt, an die Brust geschlagen, Kerzen und Meßkleider gebraucht wurden, wie sie in Hessen sammt den Meßgewändern damals schon völlig abgeschafft war; allein dies geschah erst 1543.

Zu bemerken ist noch, daß bei Gelegenheit des würtembergischen Zugs von Philipp zuerst Posten angelegt wurden, die zwar nicht zum Gebrauch der Privatpersonen, sondern allein zum schnelleren Fortkommen der fürstlichen Couriere und Depeschen dienetn.

Vierzehntes Kapitel.

Die Versammlung zu Schmalkalden.

Die Frist des im März 1531 auf sechs Jahre geschlossenen Schmalkaldischen Bundes war beinah abgelaufen, als Pabst Paul III. gerade zu der Zeit, wo

Karl durch den König von Frankreich und Ferdinand durch die Türken bedrängt wurde, alle Vorstände der Christenheit zu einem Concil auf den 23. Mai 1537 nach Mantua berief. In einer besonderen, anfangs geheim gehaltenen, Bulle vom 29. September hatte er die neue evangelische Lehre als eine giftige pestilenzialische Ketzerei bezeichnet und die Protestanten konnten also von diesem Concil keine Rettuug erwarten; denn nahmen sie es an, so waren sie schon im voraus verdammt, verwarfen sie es, so luden sie dadurch den Schein der Unbeständigkeit und des Ungehorsams gegen den Kaiser auf sich. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich selbst zu helfen und sich aufs Neue und inniger noch zu verbinden. Namentlich aber ein Mittel zu finden, um den unseligen Zwiespalt der Evangelischen unter einander zu schlichten. Ungeachtet der Zusammenkunft der Schweizer mit Luther zu Wittenberg, konnte Landgraf Philipp das Vorurtheil des Kurfürsten gegen diese nicht ganz wegräumen, und selbst ein bloßes Nebenbündniß mit den Schweizern, wo sich gegenseitig nur eine Geldhülfe zugesagt werde, im Fall ein Krieg mit den Papisten oder mit Ferdinand ausbrechen sollte, scheiterte an dem Starrsinne der wittenbergischen Theologen. Die Unterhandlungen wegen dieser Sache führte Philipp mit dem trefflichen Bürgermeister Rolinger zu Augsburg, der wegen dieser Sache sein Amt niederlegen wollte; denn erst später (1538, auf dem Konvent zu Braunschweig) wurde festgesetzt, daß nicht nur in den evangelischen Fürstenthümern die Vormünder unmündiger Fürstenkinder und die Beamten auf das Bekenntniß des Evangeliums beeidigt, sondern auch in den Städten des evangelischen Bundes kein Papist mehr zu der höheren Magistratur zugelassen werden sollte. Der Wechsel der städtischen, noch nicht insgemein zur evangelischen Lehre

übergegangenen Magistratspersonen war oft der guten Sache so nachtheilig, daß hier Philipp in einem eignen Schreiben Rolinger davon abmahnte; darin heißt es unter andern: „Wir hören, daß Ihr in Willen sein sollt vom Bürgermeister-Amt Erlaubniß zu nehmen, und euch desselben Regiments zu entschlagen und hören's nicht gern. Nun wißt Ihr wohl, daß einem Christenmanne, und einem Mann, der also und in den Staat von Gott gesetzt ist, wie Ihr seid, wohl gebührt und eignet, daß er nicht allein seine Bürde und Kreuz trage, sondern daß er auch um der Gemeinde und des gemeinen Nutzens, sonderlich auch da er dem Lauf des Evangelii förderlich sein mag, etwas thun, als Ihr wohl thun könnt und unseres Erachtens Gott und der Liebe des Nächsten schuldig seid. Und wollen deshalb gnädig begehrt haben, daß Ihr euch nicht beschweren lasset und an solchem Amt und Befehl Gott zu Ehren, zu Pflanzung und Mehrung seines heiligen Wortes und der gemeinen Stadt zu christlichem Nutzen und Wohlfahrt beharret und darin als in eurem Beruf Gott und dem Nächsten dienet; das wird Gott von euch gnädig gefallen und er wieder euch gnädig vergelten. —"

Da man sich also selbst helfen mußte, so galt es besonders dem Bunde mächtige Glieder zu verschaffen und Philipp war unermüdlich darin. Schon hatte er den Markgrafen Johann von Brandenburg, dessen Schwester Elisabeth, Gemahlin Erichs I. zu Münden, eine Schülerin des Landgrafen und des ihr von Witzenhausen zugesandten Reformators Anton Corvin, gewonnen, aber noch zauderte der neue Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., von halsstarrigen Mönchen umgeben und durch einen Eid, den er seinem Vater abgelegt, gegen Luther gebunden. Philipp schrieb daher: „— — Es

wäre mir auch ein groß Herzeleid, daß der, den ich so sehr gegen alle Welt gerühmt, dahin trachten sollte, daß er mehr die zeitlichen Sachen, oder Schrecken und Rache ansehe und darum die Wahrheit verlassen sollte, wie ich denn bei E. L. gar nicht zweifle, daß sich E. L. dahin nicht bewegen lassen werde. E. L. dürfen sich auch nicht große Furcht beikommen lassen; denn gottlob, so E. L. bei dem Evangelium bleibt und das in Ihrem Lande ausbreiten läßt, so gibt es darein noch viele, die der Sache anhangen, so daß, menschlich davon zu reden, sich unbillige Gewalt wohl aufhalten läßt, die auch ihr Leib und Gut bei E. L. folgen werden. Wiewohl vielmehr Gott in diesem Falle anzusehen ist, denn alle menschliche Hülfe. Und besser wäre, so es Gottes Wille wäre, um der Wahrheit willen zu leiden, denn um der Unwahrheit willen zu herrschen und ewig verdammt zu sein. Mir ist auch angezeigt, wie daß E. L. in eine Verpflichtung gedrängt sei, diesen Handel nicht anzuhangen und bei der römischen Kirche zu bleiben. Wenn sich aber auch E. L. allein verpflichtet hätte, dem lutherischen Handel, oder wie das genannt mag werden, nicht anzuhangen, so ist da nicht viel daran gelegen. Denn wir alle an den Personen und Namen nicht haften. Daß aber E. L. das Evangelium lauter und rein nicht predigen lassen sollte und den Ihren nicht erlaube predigen zu lassen, das wird sich E. L. nicht verpflichtet haben. Sie können's auch an E. L. nicht begehren. Wo denn E. L. etwas christlicher Neuerung in Ihrem Lande anfangen, oder anfangen lassen würde, und sie wider E. L. sagen würden, E. L. hielte Ihre Verpflichtung nicht, so hätte E. L. nur zu sagen: Ich hänge nicht an Luther, sondern lasse das Evangelium predigen und handeln; denn das habe ich mich nicht verpflichtet,

dem nicht zu glauben und nicht zu folgen. So müßten sie E. L. wohl unangefochten lassen. Zudem das noch mehr ist, daß E. L. bei Verlierung Ihrer Seele das nicht schuldig zu halten ist, da sie etwas gelobt, das wider Gott wäre. Wie denn das wider Gott wäre, so E. L. sich verpflichtet hätte, bei der römischen Kirche zu bleiben, da sie das lehret, das offenbar wider Gott ist, wie E. L. wohl erkannt, weiß und mir gesagt hat. Ist hier nach meine treue Ermahnung, höchste Bitte und Flehen: E. L. wolle sich weder durch Drohungen schrecken, noch durch Liebkosen abwenden, oder durch List in Hinsicht E. L. Verpflichtung abführen lassen. Noch viel weniger durch Verheißung oder Wollust dieser Welt dahin lassen leiten, daß sie von dem, was E. L. früher für Wahrheit gehalten, ablassen und Ihren Unterthanen die Wahrheit des lauteren, reinen, unverfälschten Evangelii entziehen und verbieten lassen. Indem wolle E. L. sonderlich bedenken, wie heftig Christus sagt, daß alle Sünde vergeben werde, ausgenommen die Sünde gegen den heiligen Geist, welches dann wahrlich nichts anderes ist, denn der erkannten Wahrheit zu widersprechen. Item, daß Christus spricht: wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr wollet nicht hinein, und die hinein wollen, die laßt ihr nicht hinein. Item, daß Christus spricht: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mein verleugnet, den will ich wieder verleugnen ꝛc. Diese Sprüche alle wollen E. L. wohl bedenken und erwägen, und als ein weiser frommer Fürst in der Wahrheit des Evangelii bestehen und sich nicht abwenden lassen. Auch indem das gute ehrliche Geschrei (Gerücht), das Sie bei Jederman desselben hat, erwägen, bedenken und nicht verschütten. Das wird E. L. zum ersten an Ihrer Seele

zu allem Nutzen kommen, darnach zu Ihrem Regiment viel Gutes schaffen. Auch wird Gott der Allmächtige E. L. Leben fristen, Ihr Regiment erhalten, Sieg, Ehre und Glück geben, wie denn seine Allmacht allen frommen Königen, Fürsten und Potentaten Sieg und Glück geben, und Ihnen, daß sie bei seinem Wort gehalten, reichlich belohnet. Wo ich dann E. L. mit Leib und Gut zu dienen weiß, soll mich E. L. willig haben. Wir haben alle auf E. L. gehofft. Laßt unsere Hoffnung nicht zu einer leeren Schelle werden rc."

Ulrich von Würtemberg trat dem Bunde 1536 auf Philipps Zureden bei. Ihm folgten Georg von Anspach, Barnim und Philipp von Pommern, die drei Vettern Wolfgangs von Anhalt, Johann, Georg und Joachim; Philipp von Braunschweig=Grubenhagen und drei Vasallen des Landgrafen, der mit dem hohensteinischen Antheil zu Allerberg beliehene Graf Heinrich zu Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und Sondershausen, Konrad von Tecklenburg und Philipp von Nassau=Saarbrück; dann auch durch ein besonderes Bündniß Christian III., König von Dänemark, Herzog von Schleswig und Holstein, und vermöge einer vorläufigen Verschreibung Herzog Heinrich von Sachsen, sammt seinem Sohne Moriz. Zu den alten Bundesstädten waren noch Braunschweig, Goslar, Eimbeck, Göttingen, Eßlingen, Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt getreten, so daß es im Ganzen zwei und zwanzig selbstständige Reichsstädte waren.

Nach einer vorbereitenden Versammlung zu Schmalkalden wurden in einer zweiten daselbst die Bestimmungen zur Erneuerung des Bundes beschlossen und besiegelt. Man verband sich hier vom Tage des Ablaufes des alten Bundes, dem Montage nach Invocavit 1537, bis zu

demselben Tage 1547, also auf zehn Jahre zu Gegenwehr und Rettung. Würde man während dieser Zeit in einen Religionskrieg verwickelt, so solle der Bund bis zur Vollführung desselben dauern. Zu Oberhauptleuten wurden abermals der Kurfürst und der Landgraf ernannt; die oberste Leitung wechselte halbjährig; von Johannis bis Christag war der Kurfürst, von Christag bis Johannis Philipp regierender Hauptmann. Im Kriege stand ihm ein Rath von zwölf Mitgliedern zur Seite, und überall entschied die Mehrheit der Stimmen. Das Bundesheer war auf 10,000 Fußgänger und 2000 Reiter festgesetzt, konnte aber noch mächtig verstärkt werden, und um die Länder der Bundesgenossen nicht zu sehr zu entblößen, warb jeder Hauptmann nach seiner Einsicht fremde Truppen, bestellte die Unterhauptleute und Rittmeister und sorgte für das Geschütz.

Als diese Angelegenheit geordnet, der Bund nicht nur erneuert, sondern noch weit stärker wieder hergestellt war, da drängte die Zeit die wichtige Frage wegen des Concils, das Pabst Paul III. auf den 23. Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben hatte, zu entscheiden. Denn auch der Kaiser wünschte endlich die Sache zum Ziele geführt zu sehen. Am 7. Februar erschienen daher in glänzender Versammlung in Person Philipp, Landgraf von Hessen, der Zeit regierender Hauptmann des Schmalkalder Bundes, auf dessen Veranlassung Schmalkalden zum Versammlungsort bestimmt worden, und weshalb diese Stadt dem Kaiser Karl V. so verhaßt war, daß er sie nach Besiegung des Kurfürsten Johann Friedrich gänzlich zu zerstören beschlossen hatte, und nur die Fürbitte des Herzogs Moriz diese Gefahr abzuwenden vermochte; Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, die Herzöge Franz und Ernst von Lüneburg,

die drei oben genannten Fürsten von Anhalt, der Herzog **Ulrich** von Würtemberg, **Philipp**, Herzog von Pommern, **Wilhelm**, **Georg Ernst** und **Wolfgang**, Grafen von Henneberg, **Philipp**, Herzog von Braunschweig-Grubenhagen, die Grafen **Albrecht** und **Gebhard** von Mansfeld, **Philipp** von Nassau-Dillenburg, **Philipp** von Nassau-Saarbrück, **Wilhelm** von Nassau-Eilenberg, **Wilhelm** von Dillenburg und **Heinrich** von Schwarzburg. Der König von Dänemark, die Markgrafen Johann und Georg von Brandenburg, Ruprecht, Herzog von Zweibrücken, Friedrich, Fürst von Liegnitz, und Herzog Heinrich von Mecklenburg hatten Gesandte, und die zwei und zwanzig Reichs- und freie Landstädte ihre Bürgermeister und Abgeordneten geschickt. Ueber vierzig Theologen waren gekommen, darunter Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Spalatin, Jonas, Agricola, Amsdorf, Menius, Melander, Fontius, Adam Krafft, Anton Korvinus, Bucer, Ehrhard Schnepf, Ambrosius Blaurer, Brenz, Urbanus Rhegius, Osiander und andere. Vier Wochen hindurch predigten die berühmtesten Gottesgelehrten der damaligen Zeit jeglichen Tages in der noch jetzt wohlerhaltenen Stadtkirche. Von dieser Kirche schreibt Luther in einem Briefe: sie sei so groß, daß seine und Spalatins Stimme darin wie die einer Spitzmaus lauten würde. Doch predigte er selbst zweimal darin, am 8. und 17. Februar, über die Versuchungsgeschichte Jesu, und das drittemal, wo er von Steinschmerzen geplagt wurde, in dem Hause des Rentmeisters Balthasar Wilhelm, wo er wohnte, über die drei Artikel des christlichen Glaubens, und wo noch jetzt einige Sculpturen an der Giebelwand des Hauses und einige darauf bezügliche Glasmalereien in den Fenstern des Zimmers, wo die Schmalkalder Artikel

vorgelegt und unterschrieben wurden, sich befinden. Täglich wurden nun Versammlungen und Berathungen gehalten, theils auf dem Rathhause, theils im Gasthofe zur goldnen Krone an dem Altmarkt und in der Wohnung des Rentmeisters Wilhelm. „Immer zogen noch mehr Fremde zu Roß und Wagen heran," sagt Bechstein in seinem Fürstentage, „viele, die im Auftrage ihrer Herren oder ihrer Städte kamen, viele, die blos inniger Antheil an der großen Glaubenssache nach Schmalkalden führte. Die Stadt hätte nicht mehr belebt sein können, wenn ein kaiserlicher Reichstag in ihr ausgeschrieben gewesen wäre. Bald waren Gasthäuser und Privatwohnungen überfüllt, und auf der Straße wimmelte es von Volk, wie bei einer großen Messe." Am 15. Februar kam der kaiserliche Vicekanzler Dr. Matthias Held, auch der päbstliche Legat Peter Vorstius, Bischof von Acqui, erschien, und wiederholten daselbst den Antrag wegen der Kirchenversammlung im Namen ihrer Herren. Wie wenig die Oberhäupter des Bundes das Wohlwollen des Letztern besonders suchten, das zeigten sie durch ihr Betragen deutlich. So schützte der Landgraf Geschäfte vor, als ihn der Gesandte des Pabstes besuchen wollte, ging aber gleich darauf zu dem kranken Luther. Dem Kaiser ließ er durch seine Theologen erklären: „Nicht dem Pabste, der öffentlich Partei gegen sie genommen, sondern wie zu den Zeiten Konstantin's des Großen, wo eine ähnliche Spaltung drohte, gebühr es jetzt dem Kaiser, ein Concilium anzusagen; man müsse dies Concilium gänzlich verwerfen, und auf andere Schiedsrichter sich berufen; oder auch nach dem Beispiele der Griechen und Böhmen ein eigenes, jenem entgegengesetztes, evangelisches Nationalconcil halten."

Der Dr. Matthias Held erklärte erst, daß sein Be-

fehl nur an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen laute, gab jedoch ihrem Begehren nach, und zeigte sämmtlichen Bundesgenossen an: der Kaiser sei gesonnen, dem Concil zu Mantua persönlich beizuwohnen, und da nun die evangelischen Stände immer auf eine solche Kirchenversammlung gedrungen, auch sie als das einzige Mittel zur Einigkeit angesehen hätten, so würden sie nicht säumen, derselben beizuwohnen. Denn wo sie solches thäten, würde der Kaiser dafür halten, daß ihnen Zerrüttung und Zwiespalt lieber sei, denn Frieden und Ruhe. Darauf antworteten die Fürsten, daß der Ort, wo das Concil gehalten werden sollte, sowohl dem Reichsabschiede zuwider, als auch gefährlich und unpassend erscheine, eine so hochwichtige Sache zu entscheiden. Mantua wäre zu abgelegen, sie könnten nicht ohne die größte Sorge sich dahin begeben und ihre Länder und Unterthanen ohne Schutz, ihre Kirchen so lange Zeit ohne Diener lassen. Wegen der Beschwerde über den Ort des Concils entgegnete der Vicekanzler: Man habe zwar im Reichsabschiede eine Stadt in Deutschland bestimmt, möge aber nicht vergessen, daß diese dem Pabste und andern Nationen eben so ungelegen wäre, als ihnen Mantua; zudem liege diese Stadt in einer fruchtbaren Gegend und ihr Herzog sei des Reichs Lehensmann. Besorgten sie etwa Gefahr, so würde diese durch die Versicherung eines freien Geleites gehoben. — Nach mehrfacher Berathung erklärten die Evangelischen dem Dr. Held am letzten Februar, daß sie den Pabst nicht als ihren Richter anerkennen könnten, der schon vor dem Concil ihre Lehre nicht allein mit Worten, sondern mehr noch mit der That verdammt hätte; wenn auch das Concil andere Völker angehe, so treffe es doch besonders die Deutschen, es gebe aber in

Deutschland genug Städte, die nicht weniger als Mantua sich zu einer solchen Versammlung eigneten, und die noch mehr als sie durch Billigkeit und Gerechtigkeit berühmt wären, denn die heimlichen Mordthaten wären in Deutschland nicht so bekannt und üblich, als an andern Orten. Als Held, durch diese Antwort gereizt, von der Beraubung der Kirchengüter sprach, erwiederte Philipp, der mit der Acht des Kammergerichts bedroht war: „die in ihrem Bezirk und von ihren Vorfahren gestifteten Kirchengüter gebührten den Mönchen und Pfaffen nur so lange, als sie ihre Bestimmung erfüllten; sobald die Wahrheit hervorbreche, verschwinde Besitz, Recht und Verjährung gleich einem Schatten, selbst nach dem päbstlichen Rechte; ihre Gegner nähmen den Evangelischen nicht blos Güter, sondern auch das Leben.“ Und gegen den Kurfürsten von Sachsen äußerte damals Philipp: „man solle nur die Papisten an den großen Diebstahl erinnern, den sie an der Reinheit der Glaubenslehren begangen; nach den Gesetzen müsse erst Ersatz für frühere Beraubung gegeben werden.“ Am 5. März erfolgte ein förmliches, von Melanchthon entworfenes, Manifest über die Verwerfung des Concils, worin es heißt: „Nicht um sich von der wahren Einigkeit der allgemeinen rechtgläubigen Kirche zu trennen, nicht aus Neuerungssucht, denn ihre Lehre sei die alte christliche und apostolische, nicht aus Zanksucht, denn sie wüßten wohl, daß dies menschliche Wesen allenthalben im öffentlichen und bürgerlichen Leben noch so schwach sei, daß man Friedens halber manches dulden müsse; nicht aus Furcht oder Lichtscheue, das zeigten alle ihre Schriften und der Tag zu Augsburg, wären sie zu dieser, in der christlichen Kirche nicht unerhörten, Maßregel geschritten, sondern weil die, welche man selbst des Aberglaubens und der Ketzerei anklagen müsse, nach

einem schon gefällten Verdammungsurtheile zugleich ihre Ankläger und ihre Richter sein wollten. Zu einem unparteiischen, wahrhaft freien Concilium, das zu betreiben, jetzt der christlichen Könige Pflicht sei, wären sie stets bereit."

Diese Erklärung wurde vom Kurfürsten insbesondere nach Frankreich, England, Schottland, Polen, Ungarn, Böhmen, Brandenburg und Mainz, vom Landgrafen nach Schweden, Dänemark, Portugal, Venedig, der Schweiz, Pfalz, Trier und Köln gesandt. Man verweigerte zugleich dem Kaiser und Ferdinand die Türkenhülfe, und entzog vorläufig den parteiischen Kammergerichts-Assessoren ihren Gehalt.

Luther hatte die Absicht gehabt, zu Mantua zu erscheinen, und deshalb ein freimüthiges und ausführlicheres Glaubensbekenntniß aufgesetzt, welches die anwesenden Theologen zu Schmalkalden unterschrieben und das daher den Namen der Schmalkalder Artikel erhielt. Der zweite Theil derselben handelt ganz besonders von der Gewalt und Obrigkeit des Pabstes, und ist in dem Sinne abgefaßt, womit Luther, als er aus Mangel ärztlicher Hülfe am 26. Februar abreisete, noch den Umstehenden zurief: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Pabst!" (Deus vos impleat odio Papae!)

Nachdem noch beschlossen wurde, die ehemaligen Kloster-, Stifts- und Kirchengüter, wie in Hessen und Sachsen schon zum größten Theil geschehen war, nicht zu weltlichen Zwecken, sondern nur zu Einrichtung und Verbesserung von Kirchen und Schulen, zu Besoldung der Diener derselben und Unterstützung derer, welche sich der Gottesgelehrtheit widmen wollten, sowie zu Wohlthätigkeitsanstalten zu verwenden, so trennte sich am 6. März die Versammlung mit dem erhebenden Bewußt-

sein, daß nicht irdischer Gewinn und eigennützige Absichten sie hier zusammengeführt, sondern allein die Erforschung und Vertheidigung der Wahrheit, und daß auch diese Versammlung nicht ohne heilsamen Einfluß bleiben werde. Aeußerlich den Bund der Evangelischen immer fester zu knüpfen und neue Freunde ihm zu verschaffen; innerlich das reine Licht immer tiefer und vollständiger zu erfassen und das Herz immer mehr dafür zu erwärmen. Auch erkannte man klarer, was geschehen müsse, um die aufgefundene Wahrheit zu erhalten und zu schützen; darum stiftete Philipp damals das Pädagogium zu Kassel, stellte alle seine Landesschulen unter die Aufsicht der Professoren zu Marburg, und gab „in Gottes Namen" eine Kirchenordnung heraus, welche sowohl dem Landesfürsten eine heilsame Oberaufsicht, als auch dem geistlichen Stande eine anständige Freiheit und Selbstständigkeit sicherte.

Nach der Versammlung zu Schmalkalden begab sich Philipp nach Zeitz und beschwor mit allen Fürsten von Sachsen und Brandenburg die vor 80 Jahren gestiftete Erbeinung. Man verband sich dadurch gegenseitig zu Frieden und Recht in ihrer und ihrer Lande Vertheidigung auch mit der That, ausgenommen den Kaiser und diesmal auch König Ferdinand, nicht aber, wie früher, mit Ausnahme des Pabstes und zu Ehren der heiligen römischen Kirche. Ein Umstand, welcher den Herzog Georg, Philipps Schwiegervater, abhielt, die Verbindung von neuem zu unterzeichnen. Georg, nachdem er mit dem Kurfürsten Johann Friedrich deshalb einen heftigen Wortwechsel hatte, den Philipp nur mit Mühe beizulegen vermochte, reiste mit der Erklärung ab, daß er sich erst mit seinen Räthen und Ständen besprechen und einstweilen nur dem Landgrafen wegen des vor

Zeiten mit ihm geschlossenen Vertrags verpflichtet sein wolle. Joachim II., der neue Kurfürst von Brandenburg, sammt seinem Bruder Johann und seinen Vettern Georg und Albrecht, waren gleichfalls in Zeitz, und sie alle verpflichteten sich noch außerdem im Falle eines Religionskrieges unbedingt und ohne Ausnahme zu gegenseitigem Schutze und Hülfe.

In Folge des an die auswärtigen Fürsten gesandten Manifestes wegen Verwerfung des Concils, trat der König von Dänemark in den Schmalkalder Bund; der König von Schweden schrieb dem Landgrafen, er billige ihr Benehmen und wolle mit den Evangelischen zusammenhalten, selbst gegen den Pabst. Der König von Frankreich stimmte in die Verwerfung des Ortes, wo das Concil gehalten werden sollte, zwar überein, doch schloß er bald darauf mit dem Kaiser einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, und Heinrich VIII., der vom Pabst geächtete König von England, rieth in einem Manifest, worin er das Pabstthum auf immer verbannte, allen Fürsten und Staaten, „der Wölfe Jungen nicht mehr aufzuziehen und sich selbst zu helfen"; allein ein engeres Bündniß mit ihm scheiterte an der Unbeständigkeit des Königs selbst und der Engherzigkeit des Kurfürsten und anderer Bundesgenossen, obgleich Philipp demselben gern die Protection des evangelischen Bundes überlassen hätte.

Funfzehntes Kapitel.

Der heilige Bund.

Obwohl die Erneuerung des Schmalkalder Bündnisses und das Hinzutreten mächtiger Glieder durch Philipps Thätigkeit zu Stande gekommen war, so zeigte sich plötzlich doch eine Gefahr, welche die Religionsfreiheit der Evangelischen mehr denn früher bedrohte. Kraft einer kaiserlichen Vollmacht schloß nämlich der Vicekanzler Held, nach dem er zu Schmalkalden die Gemüther der Protestanten erbittert und Baiern durch vorgespiegelte Kriegsplane Philipps und Ulrichs gereizt hatte, im Namen des Kaisers und seines Bruders zu Nürnberg am 10. Juni 1558 ein Gegenbündniß der Katholiken oder den sogenannten heiligen Bund. Die vornehmsten darunter waren: die Herzöge von Baiern, Herzog Georg von Sachsen, Erich der Aeltere und Heinrich der Jüngere von Braunschweig und die Erzbischöffe von Mainz und Salzburg. Ludwig von Baiern erhielt die Oberhauptmannschaft des nördlichen und Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel die des südlichen Kreises. Der Kaiser gab im folgenden Jahre die förmliche Genehmigung zu diesem Bunde nebst fünfzigtausend Gulden. Der Zweck desselben sollte sein Handhabung der christlichen Religion und Vollziehung aller kaiserlichen und Reichsabschiede, Mandate und Gebote unter dem Vorwande der Verletzung jenes Nürnberger Friedens, der weder von den Ständen des alten Glaubens genehmigt, noch von dem höchsten Reichsgerichte anerkannt war. Zwar wurde ausdrücklich festgesetzt, daß kein

Mitglied des heiligen Bundes die protestirenden Stände oder deren Unterthanen wider den gedachten Frieden feindlich überziehen dürfe, und daß ihr Bündniß blos zur Vertheidigung gegen Angriffe dienen sollte, die sie wegen ihrer Religion auf mancherlei Art leiden möchten; allein offenbar wurde es doch dem Schmalkaldischen Bunde entgegengestellt. Landgraf Philipp erhielt die Kunde von diesem Vertrag zu Dresden bei seinem Schwiegervater fast zu derselben Zeit, wo ihn der Kaiser und sein Bruder zur thätigen Hülfe gegen die Türken aufforderte, und er begnügte sich diesmal mit der ausdrücklichen Erklärung der Statthalterin von Belgien, der Schwester des Kaisers, daß Held den Auftrag seines Herrn überschritten habe, sowie einer friedlichen Versicherung von den meisten Gliedern des heiligen Bundes. An den kaiserlichen General-Orator Johannes Wessel, ehemaligen Erzbischof zu Lund, schrieb er in Betreff des Bundes: „Ob seine Handlung rühmlich oder unrühmlich sei, lasse er Gott und Diejenigen richten, welche dessen Verstand hätten; er halte nach dem von Gott empfangenen Verstand und Glauben dafür, daß sie wider Gott und gemeinen Frieden wäre. Wo der Kaiser ihm solches befohlen, würde es auf ungestümes Anhalten der Papisten geschehen sein, und ihm gebührt haben, sich solchen Befehls, als wider Gottes Wort und Willen und gemeinen Frieden verletzlich zu entschuldigen, auch dagegen ihr aufrichtiges, mündliches und schriftliches Friedenserbieten zu berichten, worauf ohne Zweifel der Kaiser auf solchem ihm selbst nachtheiligem Vornehmen nicht würde beharrt haben; falls er ohne Befehl desselben gehandelt, wäre es eine schmähliche Ueberschreitung der Dienstpflicht. Ihm sei es auch zuzumessen, daß Minden in die Acht und so viele andere evangelische Stände vom

Kammergericht auf ähnliche Art beschwert würden." Auch hatten sich überhaupt Philipps Ansichten von der Bekämpfung der religiösen Meinungen und Vorurtheile mit dem Schwerte sehr geändert. So ließ er schon früher auf dem Tage zu Koburg erklären: „Ein Angriff von ihrer Seite könne dermalen ohne beständige, tapfere, aufrichtige und lautbare beweisliche Ursachen mit gutem Gewissen und ohne Unglimpf beim gemeinen Manne nicht geschehen. Eine so große, mit dem Pabst, den Bischöfen und Pfaffen zusammenhängende Macht, den Kaiser und den König an der Spitze, werde auch schwerlich zu einem beständigen Frieden gezwungen werden. Worin die Versicherung bestehen solle? Keine Verbriefung sei so fest, daß man nicht einen Vorwand zur Verletzung finde. Ausrotten und verjagen könne man die Gegner nicht, sie würden selbst nach einer Niederlage sich erholen und gelegenere Zeit abwarten. Also rathe er auf einen guten Grund zu bauen, um vor Gott und der Welt mit Ehren zu bestehen, das erlegte Geld nicht zu verscherzen, sich, den Oberhauptleuten besonders, keine schwere Verantwortung aufzuladen, einen nothgedrungenen Rettungskampf nur nach einer ungerechten Acht und Execution anzunehmen, vor allen Dingen sich durch große auswärtige Verbindungen zu stärken, allenfalls noch einmal zu versuchen, ob der Kaiser zu einer anderen Bestellung des höchsten Reichsgerichts zu bewegen sei." — Wieder im folgenden Jahre schrieb er dem Kurfürsten: „Vor allem sei nöthig, sicher zu sein, ob auch die Gegner Gewalt und Krieg bereiteten, und die Vertheidigung nicht aus menschlicher Leidenschaft, sondern zum Ruhme Gottes und zur Vertheidigung der Glaubensgenossen vorzunehmen. Man müsse alsdann nicht nur Beweise von den Umtrieben der Gegner haben, sondern auch

dieselben öffentlich bekannt machen. Außerdem den Nerv des Krieges (Geld) und eigne Kräfte überlegen. Denn ihre Gegner, Pabst, Kaiser, Könige, seien so mächtig, daß sie, die Evangelischen, ohne ein Wunder nicht zu retten wären. Selbst den nothgedrungenen Krieg dürfe man im Sieg nicht weiter treiben, als bis man ehrliche Friedensbedingungen und einige Oerter als Unterpfänder künftiger Sicherheit habe." — Noch offenherziger sprach der Landgraf sich gegen Bucer aus, als dieser den Streit einiger Städte mit den Bischöfen schlichten sollte: „Blut zu vergießen, schrieb er, um einiger Kirchengüter willen, zu denen die Berechtigung noch zweifelhaft sei, wäre ihrer Lehre ungemäß, man müsse nicht dem Simon im Evangelium gleich thun, und sich begnügen, die Gegner zu überzeugen, daß man der geistlichen Güter nicht weiter begehre, als christlich, ehrlich und billig sei; die Verbreitung des Glaubens, die Verbesserung der Kirchen und der Kirchendiener (wozu die Städte eben so viel Mittel hätten als er), nur durch gütliche Mittel suchen. Auch in andern Landen Kirchenordnungen zu machen, sobald es nicht durch Rathschlag und Ermahnung geschehen könne, halte er nicht für des Bundes, sondern eher für des Kaisers und des Reiches Beruf. Allmähliche Einigkeit und bessere Erkenntniß der Fürsten des Reichs würden hierin das Beste thun. Der Krieg, wo man dem Muthwillen der Knechte sich Preis geben müsse, sei ein schrecklich Ding. Alle neuern Religionskriege, wie die Bauernfehde, Zürich und Münster bewiesen, hätten einen bösen Ausgang. Die Macht ihrer Gegner sei durch Pabst, Bischöfe und Pfaffen weit verwickelt. Beim würtembergischen Zuge habe Alles bei ihm allein gestanden, jetzt wollten mehrere befehlen. Viele Köche machten selten eine gute Suppe. Man müsse nicht den

evangelischen Bund für einen Abgott halten; die christlichen Stände hätten nicht immer christliche Bedenken, es liefe viel Zeitliches unter. In der Verpflichtung des Beitrags seien viele säumig, wenn's zum Treffen komme, würden noch mehrere sich zurückziehen, die jetzt des Friedens Tadler wären."

Solche Gesinnungen waren um so ehrenhafter, als die Katholischen theils öffentlich, theils heimlich die Protestanten reizten. So wurde der Vortrab des Landgrafen, als er mit dreihundert hessischen Reitern nach Braunschweig ritt, um sich mit dem Kurfürsten zu berathen, auf der Straße von Wolfenbüttel von einem Haufen Geharnischter mit aufgereckten Spießen zur Rede gestellt und unter dem Vorwande der Ehrensalve folgten mehrere Schüsse aus jener Feste selbst. Georg Frank, ein Dieb aus der Nachbarschaft, bekannte bis auf den letzten Augenblick, daß er vom Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, jenem Oberhauptmann des heiligen Bundes, gedungen sei, den Landgrafen auf der Jagd im Rheinhardtswalde zu erschießen. Auch sandte derselbe einen mit geheimen Aufträgen versehenen Secretair, Stephan Schmidt, an den Vicekanzler Held und den Erzbischof von Mainz. Diesem sollte er melden: „der Landgraf schlafe nicht viel, die Nacht kaum eine Stunde, habe keine Ruhe denn im Walde, er werde toll werden, sei es bereits über die Hälfte, alsdann wäre den Sachen leichtlich zu rathen; er möge sich erinnern, was derselbe mit dem Kurfürsten in der Sickingenschen Fehde gegen ihn gethan, und das Kapitel von Mainz in ihren Bund ziehen." In dem Kredenzbrief standen zum Neujahrswunsch die Worte: „Gott auf unserer Seite und der Teufel beim Gegentheil, der möge sie holen." Dem Dr. Held schrieb er: „Er hoffe, der Kaiser werde bald

herauskommen und auf seinem Vorhaben bestehen; dann würden die andern Mächte sich erklären. Man müsse dem Landgrafen durch das Kammergericht Stillstand der Rüstung gebieten (während der Zeit könne er und Baiern sich rüsten), im Weigerungsfall auf die Acht procediren; die Execution der Mandate ihm und Baiern befehlen."

Am Montag nach Christag des Jahres 1538 begegneten dem Landgrafen, der Nachts um eilf Uhr in den Kaufunger Wald zur Wolfsjagd geritten war, zwei Jünglinge, deren Benehmen verdächtig schien. Auf die Frage, wer sie wären, gaben sie sich für Diener des Kurfürsten von Brandenburg aus, die zum Kammergericht gesandt wären, und wollten's auf ihren Eid bekräftigen. Allein ein Begleiter des Landgrafen erkannte in dem einen jenen Stephan Schmidt, und so wurden beide nach Kassel auf die Kanzlei geführt. Schmidt suchte zwar die in einem ledernen Sack befindlichen Briefe an Held und den Erzbischof von Mainz zu verbergen, um sie, wie er nachmals gestand, zu verbrennen, allein der Marschall von Hundelshausen nahm sie zu sich, Schmidt mußte die offenen Zettel im Verhör am folgenden Tage selbst vorlesen und erklären, und die andern erbrach der Landgraf und machte so den Vorfall dem ganzen Reiche bekannt. Schmidt blieb in Haft, bis er nach dem sogenannten Frankfurter Anstand vom Landgrafen entlassen ward und, seinem gegebenen Versprechen zuwider, sogleich zu seinem Herrn lief. Obgleich nämlich die Gemüther der beiden Parteien immer mehr erbittert wurden und die Schmidtsche Sache eine Menge der heftigsten Streitschriften hervorrief, so kam doch zu Frankfurt im April ein Friede auf funfzehn Monate zu Stande, den Philipp besonders in der Hoffnung be-

wirkte, daß durch ein freundliches Religionsgespräch ohne Einfluß des Pabstes bei näherer Erkenntniß der evangelischen Lehre die Haupthindernisse der Vergleichung, das Mißtrauen und die Verläumdung besiegt und die schroffen Gegensätze beider Parteien aufgehoben würden.

Die zunehmende Krankheit des Landgrafen, welcher an den Blattern litt, hinderte anfangs alle Berathschlagungen zu Frankfurt. Im Eingange des aufgestellten Vertrags hieß es: „daß nach dem Nürnbergischen Friedstand ein Mißverstand vorgefallen, und der Kaiser auf freundliche Fürbitte des Königs und der beiden Kurfürsten, auch in Erwägung der beschwerlichen Lage der Christenheit, damit einmal der Zwiespalt der Religion zur Vergleichung gebracht werde, und sonderlich, damit man zu einem christlichen freundlichen Gespräch der Religion halber desto füglicher kommen möge, diesen Tag bewilligt habe, worauf beschlossen: Erstens zur Aufhebung des Mißtrauens und damit man zu dem christlichen Gespräch kommen möge, denen, welche der alten Kirche jetzt verwandt seien, einen Frieden und Anstand auf funfzehn Monate vom 1. Mai an zu geben; zweitens aber solle nichts destoweniger der Nürnberger Friedstand (so daß während dessen jene von Niemand der Religion halber überzogen, vergewaltiget, bekriegt oder einige andere beschwerliche Practiken wider dieselben vorgenommen werden sollten) während dem auch in Substanz bei Kräften und Würden bleiben, und wenn die Vergleichung der Religion nicht erfolgte, auch nach Ausgang der 15 Monate bis zum nächstfolgenden Reichstage fortwähren; — alle in den übergebenen Sachen wider sie vorgenommenen Processe, und namentlich die Acht derer von Minden, wirklich suspendirt sein, und in dergleichen Sachen wider sie nicht procedirt werden. Die

Protestirenden aber sollen auch Niemand bekriegen, und während der 15 Monate Niemanden in ihr Bündniß neu berufen, noch annehmen, doch also, daß auch während dem der alten Kirche wegen Niemand vergewaltigt, noch beschwert werde; auch wolle der Kaiser bei dem andern Theil verschaffen lassen, daß ebenso während der Zeit in ihr Bündniß Niemand genommen werde. — Auch sollen die Protestirenden während der 15 Monate die Geistlichen der Güter und Renten, die sie noch unter den Händen haben, nicht entsetzen. — Drittens auf einem Tag zu Nürnberg, etwa auf den 1. August, sollen beider Theile Stände persönlich oder durch Botschafter erscheinen, „doch daß die Gesandten von beiden Theilen fromm, richtig, verständig, gottesfürchtig, fried- und ehrliebend und nicht eigensinnig, zänkisch, hartnäckige Leute sein;" — dieselben sollen sich der Anzahl Personen gelehrter Theologen und verständiger Laien vorerwähnter Eigenschaften eines großen und kleinen Ausschusses vereinigen; der Zwiespalt des Glaubens erstlich im großen, dann im kleinen Ausschuß vorgetragen, davon christlich, friedlich und gütlich geredet, und auf eine Vereinigung gehandelt werden, nochmals die Handlung allen erscheinenden Ständen mitgetheilt werden. „Daß der Pabst Oratores bei dieser Versammlung habe, achten die Protestirenden für unnöthig, die Vermittler haben die Sache dahin gezogen, daß es in des Kaisers Willen stehen soll, dem Pabste den Tag zu verkündigen, und anheimzustellen, ob er selben besuchen lassen wolle." — Worüber man dann einig werde, solle auch an die abwesenden Stände gebracht, deren Meinung darin gehört, und wenn sie es auch bewilligen, durch den kaiserlichen Orator bestätigt werden; oder der Kaiser ersucht werden, dasselbe mittelst eines Reichstages oder sonst zu bestätigen &c."

Der Gesandte des Pabstes war natürlich mit diesen Bedingungen schlecht zufrieden und befürchtete insbesondere vom Gespräche neues Uebel für die Religion, da auch manche Katholiken ungewisser Glaubenstreue seien; er schlug dem Pabste vor, den heiligen Bund zu verstärken und so den Uebermuth der Protestirenden zu dämpfen. Der Kaiser, welchem der General-Orator Wessel, der in Frankfurt die Unterhandlungen geleitet, den geschlossenen Vertrag als nothwendig, um größeres Uebel zu verhüten, dargestellt hatte, nahm zwar das Anerbieten des Pabstes wegen Verstärkung des heiligen Bundes an; doch erklärte er, Wessel habe wohl gehandelt, und es scheine ihm selbst das Nützlichste, daß ein anderes Gespräch veranstaltet werde, wo beiderseitige Theologen mit Theilnahme der Gesandten des Pabstes, sowie von ihm, König Ferdinand und dem König von Frankreich die streitigen Punkte in freundschaftlicher und versöhnlicher Weise verhandeln möchten.

Landgraf Philipp hatte König Ferdinand gebeten, da die Zeit zum Religionsgespräch (auf den 1. August bestimmt) schon etwas verlaufen, seine Religionsverwandten aber zu solchem Gespräch ernstlich geneigt seien, auch diese Dinge, wodurch die Ehre Gottes, Friede und Einigkeit gefördert würden, in keinen Verzug zu stellen seien, die Sache beim Kaiser zu fördern. Darauf dankte Ferdinand durch seinen Gesandten Johann Ferenberg dem Landgrafen dafür, daß er in Frankfurt zu Frieden und Einigkeit gerathen, und begehrte seinen Rath wegen der Türkenhülfe und wohin und weshalb der Reichstag anzusagen sei? Das Religionsgespräch war nämlich angeblich wegen des Todes der Kaiserin und der Veränderungen im spanischen Königreiche nicht zu Stande gekommen. Philipp empfahl in der Antwort „einen

festen, vollkommenen Religionsfrieden. Seine Religionsverwandten (sagte er) seien irre gemacht durch die Art, wie sie seit dem Nürnberger Frieden, und zuletzt dem Frankfurter Anstand hingehalten wurden, so daß sie, endliche Unterdrückung fürchtend, anstehen müßten, ihren Seckel zu entblößen. Etliche der vornehmsten geistlichen Stände suchten bei einem Stand, Wesen und Gebräuchen zu bleiben, welche von göttlichem Wort und christlicher Religion abwichen. Entschlossen, die entgegengesetzte Meinung mit Gewalt oder durch Concilien oder andere Practiken zu unterdrücken suchten, sie den Kaiser und den König auf jede Weise dazu zu bewegen, und sparten hierfür weder gute Worte, noch gelegentliche Entziehung der Reichshülfe; daß Kaiser und König bisher in ihre Anschläge nicht gewilligt, sei Fügung Gottes und ohne Zweifel Folge des Bedenkens, daß solcher geistlicher Stand guter, ordentlicher Reformation wohl bedürfe. — Es könne kein besserer Rath gefunden werden, als wenn der Kaiser im Einverständniß mit dem König Ferdinand eine aufrichtige Erklärung für einen vollkommenen Religionsfrieden gebe, und die streitigen Punkte zu einer freundlichen Vergleichung stelle, bis Gott weitere Gnade verliehe, und auf einem Reichstage mit gelehrten, unverdächtigen, der Schrift und aller menschlichen Händel wohl berichteten Räthen das Werk einer solchen Vergleichung vornehme. So weitläuftig dieses Unternehmen der Vergleichung scheine, so wisse er doch nicht davon abzustehen; vom allgemeinen Concilium des Pabstes sei um so weniger etwas zu erwarten, als Etliche außerhalb deutscher Nation zu Dingen der Vergleichung und Reformation keine solche Lust hätten, als in deutscher Nation die trefflichsten weltlichen Fürsten. — Unterdessen werde Jedermann, so man des Kaisers guten

Willen sähe, dem Könige nach Vermögen helfen. Ohne das aber werde man weder eine eilige noch beharrliche Hülfe haben."

Wegen dieses Religionsfriedens unterhandelte Philipp auch mit dem kaiserlichen General-Orator Wessel und schrieb ihm wegen einer persönlichen Unterredung am 1. Januar 1540 unter andern: „Und erstlich, daß der Kaiser in die Niederlande kommen will, höre ich fast gern. Gott gebe, daß Ihre Majestät mit Glück und Gesundheit, auch zu Ausrichtung solcher Sachen, die zum Lob und Frieden deutscher Nation gereichen mögen, ankomme und nicht dergestalt, wie Herzog Heinrich, Doctor Held und andere auf's höchste pochen, komme; denn durch solche ihre Meinung würde ein groß Blutvergießen und schrecklicher Unrath erfolgen. Daß Ihr geneigt seid, ehe Ihr zu der kaiserlichen Majestät reitet, zu mir zu kommen, bedanke ich mich freundlich, mag's auch wohl leiden, hätte auch viel mit euch zu reden, das nicht unnützlich wäre. Ist deshalb meine Bitte, wollet durch mein Land, das dann euer nächster Weg ist, reiten, so will ich zu euch kommen, und wollet mich acht Tage zuvor von eurer Ankunft berichten, an welchem Orte Ihr durch mein Land ziehen und an welchem Platz Ihr zu mir zu kommen geneigt seid, so will ich, ob Gott will, auch kommen. — Daß eure Mißgönner, auch der Pabst und andere Fürsten euch gegen kaiserliche Majestät angegeben, als solltet Ihr viele tausend Gulden von den Protestirenden kriegen, und darum zum Besten gehandelt (der Legat Alexander hatte nämlich solches Gerücht verbreitet), ist wahrlich von solchen Leuten seltsam zu hören. Denn ja wahr ist es, Ihr habt nicht viel Dank um die Protestirenden zu Frankfurt erlangt, eher Fluch, denn Geld, und geschieht auch deshalb Gewalt

und Unrecht. Ihr müßt es aber Gott befehlen, der weiß wohl, daß euer Herz dahin geneigt gewesen, kaiserl. Majestät Ihre Reputation zu erhalten, und daneben so viel als möglich Krieg zu verhüten und Frieden zu erhalten; denn wo Ihr euch nicht gehalten, wie geschehen, so wäre es gewiß den vorigen Sommer ohne Krieg schwerlich abgegangen. Und laßt Doctor Held und die Eisenfresser herkommen, laßt sehen, was sie erhalten. — So kaiserl. Majestät gnädig wird zulassen, daß man zu freundlichem Gespräch kommt und daß man dazu fromme, friedliebende, gelehrte und ungelehrte Leute nimmt, so ist zu hoffen, daß es wohl zu einer guten Vergleichung komme, so man einander hören und nicht ganz widerspenstig sein will. Wir begehren der Bischöfe Güter noch Bisthum nicht, mögen auch leiden, daß sie ihre Bisthümer und weltliche Gewalt behalten, dazu auch den Namen. Aber doch daneben, daß die Kirche nicht unter Bischöfen und Pastoren, oder wie man sie nennen will, dermaßen versehen werde, daß es christlich, auch den alten geistlichen Rechten gemäß sei. — Wahrlich, lieber Freund, so kaiserliche Majestät die Sachen dermaßen vornimmt, und so man siehet, daß Ihre Majestät gern die Güte und die Wahrheit suchte, und man zu solchem freundlichen Gespräch käme, so ist sich viel Gutes zu verhoffen. So es aber allein die Meinung haben sollte, wie uns die Gegenpartei vorgemalet wird, daß kaiserl. Majestät viel Volks versammeln wollte und sagen: das sollt ihr thun, wo nicht, so sollt ihr dazu gezwungen werden, würde es wahrlich nicht gut werden, auch eher viele Leute ihren Leib, Gut und Blut darum lassen, so stehet der Sieg bei Gott, er giebt ihn, wer ihm gefällt, wie das die Erfahrung lehrt. Dieses zeige ich euch nicht darum an, daß ich euch viel

Possen wollte machen, sondern aus treuer, guter Meinung, die ich zu Gott, kaiserl. Majestät und meinem Vaterland trage, daß ich solche Tyrannei, Unfall, Untergang und Blutvergießen, und wer weiß, wohin es noch gelangen könnte, nicht gern sähe, und dem gern, soviel als möglich, vorbeugen wollte. Ist meine Bitte, wollet dies mein Schreiben auch nicht anders, denn vertraulich, verstehen."

Während der Verhandlungen zu Frankfurt war der Schwiegervater des Landgrafen, der Herzog Georg von Sachsen, am 17. April 1539 gestorben. Er war unter den Reichsfürsten der älteste Feind der Evangelischen, auch einer der mächtigsten und gefährlichsten, und die ganze Partei derselben gewann durch seinen Tod eine ungemeine Verstärkung. Bis in seine letzten Tage gab er sich alle ersinnliche Mühe es zu verhüten, daß nach seinem Tode die evangelische Religion nicht in seinen Ländern eingeführt werden möchte. Da gleich wohl nach dem Tode seiner beiden Söhne sein Bruder und nächster Erbe, der Herzog Heinrich, derselben zugethan war, so ließ er noch im Anfange des Jahres 1539 ein Religionsgespräch zu Leipzig halten, zu welchem auch Philipp den Kanzler Feige und den friedliebenden Bucer schickte; allein auch hier mißglückte der Versuch die beiden Parteien mit einander zu vergleichen. Hierauf wollte der Herzog wenigstens solche Anstalten treffen, daß sein Bruder in seinen Ländern keine Religionsveränderung vornehmen könnte, ging aber mitten unter denselben aus der Welt. Heinrich nahm gleich Besitz von dem Gebiete, und da er bereits ein Mitglied des Schmalkaldischen Bundes war, konnte er auf die Unterstützung desselben rechnen. Der Landgraf insonderheit schrieb an den Kurfürsten von Sachsen, er wolle lieber

seine eigene Länder und Güter in Gefahr setzen, als zugeben, daß Heinrich und dessen Söhne ihr Land entrissen würde. Die Kirchenverbesserung würde nun bald in Sachsen herrschend, und Philipp sandte mit Freuden dazu einen Prediger, welchen Heinrich sich ausgebeten hatte.

Um diese Zeit fällt auch die Nebenehe des Landgrafen mit der siebzehnjährigen Margarethe von der Saal, einem Hoffräulein seiner Schwester, der verwittweten Herzogin von Sachsen, eine Handlung, welche Freunden und Feinden, und selbst seinen nächsten Verwandten, ein Aergerniß ward. Die Trauung geschah zu Rotenburg am 4. März 1540 durch Dionysius Melander, in Gegenwart des kursächsischen Amtmanns Eberhard's von der Tanne und des zufällig anwesenden Melanchthon's.

Sechszehntes Kapitel.

Das Regensburger Interim.

Die politischen Angelegenheiten des Kaisers, der Belgien durch ein scharfes Religionsedict und Frankreich durch Entziehung Mailands gereizt hatte, Geldern dem Herzog von Jülich entreißen und vor allen Dingen Soliman mit deutscher Hülfe vertreiben wollte, zwangen ihn sich den Protestanten abermals etwas zu nähern, und der feine, staatskluge Großkanzler Granvella sollte statt des Dr. Held jetzt die Unterhandlung

führen. Nach einem fruchtlosen Versuche zu Schmalkalden, durch die Grafen von Newenar und Manderscheid mit Philipp und mehreren seiner Räthe und Theologen, hatte Ferdinand es beim Kaiser durchgesetzt, daß zu Speyer ein Religionsgespräch gehalten würde, damit wenn Karl von Belgien, wo er sich jetzt befand, zum Reichstage nach Deutschland käme, die schwierige Religionssache geebnet und zum Schluß vorbereitet sei.

Eingenommen gegen die papistische Stadt Speyer, und eines sicheren Geleites nicht gewiß, bezeigte Philipp keine Lust daselbst zu erscheinen, und den Kurfürsten hielt die verhaßte Gegenwart des Herzogs Heinrich von Braunschweig ab. Eine Seuche, welche auch in Kassel über 1200 Menschen wegraffte, wurde jedoch Ursache, daß Ferdinand das Religionsgespräch von Speyer nach Hagenau im Elsaß verlegte. Der Landgraf erfuhr, daß die altkatholischen Stände einige Wochen früher eingeladen worden wären, erblickte darin eine Verringerung der Reichsfreiheit und eine Einleitung zu neuem Zwiespalt, und wollte durch eine zeitige Protestation ein einseitiges Bündniß der Papisten verhindern. Allein nach einer vorbereitenden Berathung zu Darmstadt und Hersfeld sandten die Evangelischen ihre Botschafter dennoch nach Hagenau. Philipp seinen Vicekanzler Georg Nußbicker, der zu Hagenau starb, den Doctor Walter, Rudolph Schenck, Gerhard Noviomagus von Marburg, und den allgemein beliebten Pfarrer von Nidda, Johann Pistorius; weder das Gespräch noch eine Verknüpfung der Papisten kam zu Stande, sondern man kam überein, zwei Monate nachher sich von beiden Seiten in gleicher Anzahl wieder zu versammeln, unter Theilnahme von Bevollmächtigten des Kaisers und des Pabstes; die vier zu Vermittlern gewählten Fürsten, Kurfürst von Pfalz,

Trier, der Herzog Ludwig von Baiern und der Bischof von Straßburg sollten auch auf dem neuen Gespräch die Unterhändler bleiben; über die streitigen Punkte sollte sich nach der Augsburger Konfession freundlich und christlich unterredet, nicht aber wie Ferdinand ausdrücklich wünschte, disputirt werden; vor allen Dingen müsse Ferdinand dahin handeln, daß die eingezogenen Kirchengüter wieder zurückgegeben würden. Dagegen antworteten die Protestirenden wie früher: „Wenn eine christliche Vergleichung jetzt oder künftig erfolge, würden sie sich so erzeigen, daß männiglich spüren solle, daß ihnen vielmehr an einer rechtschaffenen, christlichen Reformation gelegen, denn an diesen Gütern, doch daß auf dem andern Theile die Kirchengüter alsdann auch zu wahrem christlichen, rechtschaffenen Gebrauch angewendet, und allenthalben Gleichheit gehalten werde. Dieses sei aber einer der vornehmeren in das christliche Gespräch gehörenden Punkte, der also ohne die Hauptsache nicht möchte erörtert werden, und früher möchte die Zurückgabe nicht gefordert werden können." Der alte Herzog Erich von Braunschweig starb zu Hagenau und setzte den Landgrafen zum Mitvormund seines gleichnamigen Sohnes ein. Der Bischof von Münster erklärte den hessischen Abgeordneten, daß er nicht zum heiligen Bund treten werde.

Ferdinand, froh, daß der Kaiser, den Hagenauer Abschied bestätigend, das Gespräch nach Worms verlegte, lud den Landgrafen besonders dazu ein. Granvella eröffnete die Verhandlung mit einer Rede, wobei auch der päbstliche Gesandte, Thomas Kampeggio, gegenwärtig war. Nach vielen Streitigkeiten über die Form des Gesprächs wurde von beiden Seiten ein Wortführer gewählt, der sich mit den Uebrigen dann benehmen sollte.

Hierzu nahm man Melanchthon und von den Katholischen den Doctor Eck, und wenn Letzterer tadelte, daß das überreichte Exemplar der Augsburgischen Konfession und Apologie sehr von der ursprünglichen Abfassung abweiche, so wollte Luther und der Kurfürst andrerseits von keiner Vereinigung etwas wissen, sobald man nur vom Buchstaben des Augsburger Bekenntnisses abweiche; und Melanchthon, von beiden Parteien geängstigt und gereizt, fand nirgends mehr das zu einem solchen Werk nöthige Zutrauen. Daher ertheilte Philipp noch dem Bucer den bemerkenswerthen Auftrag, „da es christliche Pflicht sei, alle Wege zu suchen, die Obrigkeit der Wahrheit zu berichten, möge er sammt Capito (der bald nachher starb) sich mit Gropper und dem kaiserlichen Secretair Gerhard Veltvick in ein geheimes Religionsgespräch, zur Förderung christlicher Reformation, einlassen, ohne daß solches dem Wormser Gespräch hinderlich, noch auch den evangelischen Bünden entgegen sei.“ Granvella schloß hier noch mit dem Kanzler Feige am 26. Januar 1541 einen besonderen Vertrag zwischen Philipp, dem Kaiser und seinem Bruder, worin für den Landgrafen eine Verzeihung wegen alles Vorherigen enthalten war, und worauf später zu Regensburg, durch einen besonderen Tractat, Philipp in des Kaisers Gnade und Freundschaft aufgenommen ward, auch festgesetzt wurde, daß in Hinsicht der Religion nichts wider den Landgrafen vorgenommen werde, es wäre denn, daß von wegen der Religion wider alle Protestanten ein gemeiner Krieg bewegt würde. Der Kaiser versprach auch dem Herzog Moriz von Sachsen, Eidam Philipps, nach seines Vaters, Herzog Heinrichs, Tode, sein Lehen und seine Hausverträge zu bestätigen. Philipp versprach dagegen die Religionsvergleichung zu fördern, so viel er mit

gutem Gewissen thun könne; sonst aber des Kaisers und Ferdinands Erblande und des Reiches Sachen zu fördern, so viel er mit Ehren vermöge; — dem Könige Ferdinand anzuhangen, Bündnisse der Protestanten mit Frankreich und England zu verhindern, alle Practiken im Reich für Frankreich abzuwenden, nach Umständen, wenn der Kaiser oder dessen Erblande überzogen würden, bereit zu sein, in dessen Dienst und ehrliche Besoldung zu treten, und selbst oder durch seine Hauptleute Theil zu nehmen und solches auch bei Moriz zu bewirken." — Und noch 1542 trug der Kaiser einem Herrn von Altenstein auf, dem Landgrafen für die guten Dienste zu danken, womit er jenem Vertrage gemäß Beistand geleistet hatte.

Die unfruchtbaren Verhandlungen zu Worms wurden plötzlich durch die Ankündigung eines Reichstages zu Regensburg unterbrochen, wo der Kaiser persönlich erscheinen und das Religionsgespräch fortgesetzt werden sollte. Nach einer zehnjährigen Abwesenheit kam der Kaiser zum erstenmale mit einem ernsten Plane der Vermittlung ins Reich. Ausgedehnte Geleitsbriefe und Friedensversicherung für die Häupter des evangelischen Bundes, Aufhebung der Reichsacht gegen Minden und Goslar, die Herzog Heinrich bewirkt hatte, bezeichneten seinen Weg nach Regensburg. Philipp, von dreihundert meistens schwer bewaffneten Reitern umgeben, ritt guten Muthes und der besten Hoffnung voll aus Marburg über Würzburg und Nürnberg in die mit Fürsten und Prälaten sich anfüllende Reichsstadt, nachdem er seinen Kanzler Feige, den Doctor Walter, genannt Fischer, als Vicekanzler, und die Theologen Korvinus, Kymeus, Draconites, Melander und Bucer dahin abgeordnet hatte. Als er vom Fürsten Wolfgang von Anhalt und

allen Rittern der kursächsischen Gesandtschaft eingeholt, und im Namen des Kaisers durch Granvella, Naves und den Herrn von Breda bewillkommnet, unter dem Schall der Trompeten, auf einem stolzen, nach allen Seiten drohend wiehernden, hirschfarbenen Roß die Straße herauf zog, rief der Kaiser, hinter dem Erker seiner Herberge ihm zuschauend, in seiner belgischen Mundart: „We de Gaul, so de Mann." Der Kurfürst von Sachsen blieb aller Bitten des Kaisers und Philipps ungeachtet zu Hause, unter dem Vorwand, daß die Erscheinung beider Oberhauptleute verfassungswidrig sei. Von Seiten des Pabstes war der Legat Contarino, und zwar unter den ersten in Regensburg eingetroffen; und obgleich einige Führer der heftigen katholischen Partei gar kein Religionsgespräch wollten, weil sie meinten, daß bei friedlichen Versuchen die Sache nur immer ärger werde, so war es doch Contarino's ganzer Ernst, daß dieser Versuch vorgenommen werde. Auch der Kaiser führte in dieser Hinsicht an, daß ihm dieses noch immer das beste Mittel schiene.

Dreierlei Theilnehmer wurden zum Gespräch ernannt, Theologen, welche die Erörterungen führen, Präsidenten, welche alles Gehässige entfernt halten, und Auditoren, welche als Zeugen und Zuhörer zugegen sein sollten. Der Kaiser ernannte dann katholischer Seits von Theologen Johannes Eck, Julius Pflug, Bischof von Naumburg und den oben erwähnten Gropper, protestantischer Seits Melanchthon, Bucer und Pistorius, den Pfarrer von Nidda. Präsidenten waren Granvella und Pfalzgraf Friedrich; unter den sechs Zeugen befanden sich der Kanzler Feige und Jacob Sturm von Straßburg. Als das Gespräch am 17. April 1541 beginnen sollte, ließ der Kaiser die sechs Theologen vor sich kommen,

reichte jedem die Hand und ermahnte sie, frei und furchtlos zu handeln, wie auch die Verhandlung geheim zu halten.

Der Kaiser hatte durch Gropper eine Schrift verfassen lassen, welche in 22 Kapiteln die in Streit gestellten Punkte behandelte, und wünschte dieselbe den Erörterungen zum Grund gelegt zu sehen. Doch hatte Luther mit Melanchthon und Jonas, denen sie durch den Kurfürsten von Brandenburg, auf der Hinreise zum Reichstage, mitgetheilt worden war, dieselbe verworfen und davon geurtheilt: „sie hätten befunden, daß dieses Gedicht der Meißnischen Pfaffen, mit ihren Federn geschmückt, schön prange, doch auch voller Gift stecke; indem es zwar wenige listig gefärbte Artikel enthalte, die Stücke aber, worüber der meiste Streit sei, bedecken und die Verfolgungen bestätigen wolle." Ganz in ähnlichem Geiste nun wurde der Versuch zur Verständigung zu Regensburg von den anwesenden Parteien genommen und hatte einen wenig andern Erfolg. Zwar wurde die Schrift nach einigen kleinen Aenderungen vom Legaten als untadelhaft befunden, und die Verhandlungen schienen zuerst einen günstigen Fortgang zu nehmen. Man vereinigte sich in einigen Artikeln, der Landgraf Philipp äußerte sich in einiger Art zum Verständniß geneigt, und erklärte den sächsischen Gesandten, er werde in den die Seligkeit betreffenden und im Worte Gottes begründeten Artikeln keinen Buchstaben nachgeben, wohl aber in anderen Dingen und Wortstreiten. Als Pfalzgraf Friedrich dem Kaiser, der am Podagra krank lag, sagte, daß Hoffnung zu einem Vergleiche da sei, richtete sich der Kaiser vom Bette auf, drückte jenen umarmend an's Herz und sagte: „das sei ihm eine angenehme und liebe Botschaft." Allein diese Aussicht blieb sehr un-

vollkommen; schon im Anfange hatte der Kurfürst seinen Gesandten eingeschärft, es handle sich nicht um Worte, sondern um die Sache. Gegen den verglichenen Artikel von der Rechtfertigung ließ er Protestation einlegen und gab die Weisung, wenn man in den Artikeln vom Abendmahl und von der Kirche nicht übereinkomme, „sollten sie vom Gespräch abstehen; denn man suche nur die Evangelischen auszuforschen, geringe Dinge zu vergleichen und die wichtigen aufzuschieben. Zu Augsburg habe man Drohungen gebraucht, jetzt Schmeichelworte." Der Kaiser ließ am 18. Mai die sächsischen Gesandten vor sich kommen und äußerte: „seine Absicht sei die beste in der Glaubenssache; er werde mit den Ständen eine Reformation vornehmen; er bleibe bei dem Worte Gottes des alten und neuen Testamentes, es sei nur die Frage von dessen Erklärung und Verstand, welcher nicht könne wahr sein, wenn er nicht einig sei." Zum Landgrafen sagte er: „man solle nicht so kurz aufstoßen; dem Melanchthon werden die Pfeile von Luther gefiedert und er von anderen zur Heftigkeit gereizt. Die Evangelischen hätten anfangs vieles geschrieben, worüber sie jetzt steif halten und nichts nachlassen wollten, man müsse die Wahrheit vordringen lassen. — Die Reformation könne nicht vorgenommen werden, wo man nicht zuvor in der Lehre einig sei."

Als Resultat der Religionsgespräche oder des sogenannten Regensburger Interim legte man vier Artikel als verglichen vor; zugleich führten die Protestirenden in einer besondern Schrift, die dem Buch von Gropper beigefügt wurde, zehn Punkte als unverglichen an, von der Kirche und ihrer Gewalt, vom Sakrament des Altars, von der Beichte, der Genugthuung rc. und überreichte sie dem Kaiser. Derselbe fragte Philipp in der

Conferenz am 1. Juni um seinen Rath, was in Betreff der verglichenen und unverglichenen Artikel den Ständen möchte vorgetragen werden? Philipp äußerte: „der unverglichenen Artikel halber solle man alle Jahr eine Zusammenkunft deutscher Nation halten, so wäre zu hoffen, daß dadurch den unverglichenen Artikeln gute Maß zu finden sein sollte, zumal wenn die Reformation der Geistlichen in den verglichenen Artikeln und sonst in groben Lastern rc. erginge.“ — Zu bemerken ist noch das verständige und würdige Benehmen des päbstlichen Gesandten. So schrieb er unter andern nach Rom: „kein besseres Mittel werde es gegen die Irrlehren geben, als Deutschland zu versehen mit Bischöfen, Predigern und Lehrern von wahrer Gelehrsamkeit und reinem Eifer, welche mit Worten und mit Werken lehrten, und welche denselben Ernst anwendeten die Völker in der Wahrheit zu unterrichten, als den die Neuerer brauchten den Irrthum einzuprägen.“

Im Reichsabschiede hieß es, daß die Protestirenden „über und gegen die verglichenen Artikel nichts schreiben sollten“, bis zu einem allgemeinen Concil, welches in Deutschland gehalten werden sollte; — wenn es aber wäre, daß solches Concil nicht Statt fände, so solle jene Gültigkeit dauern bis zu einem Reichstage, welcher innerhalb achtzehn Monaten in des Kaisers Gegenwart gehalten werden solle. So endete die Verhandlung, welche zwischen beiden Parteien eine Annäherung hervorbrachte, wie sie nachher nie wieder Statt gefunden hat.

Der Landgraf benutzte zu Regensburg noch das Wohlwollen des Kaisers unter andern auch zur Erlangung der schon seit vierzehn Jahren vergeblich ersehnten kaiserlichen Privilegien für die Hochschule zu Marburg. Er bewirkte bald nachher ebenfalls eine Aus-

söhnung zwischen den Herzögen von Baiern und Ulrich von Würtemberg; vermittelte die Streitigkeiten des Kurfürsten mit dem jungen Herzog Moriz zu Sachsen, worüber Luther so erfreut war, daß er ihm schrieb: Selig sind die Friedfertigen! und schien nicht abgeneigt zu sein, selbst gegen die Türken zu ziehen, da ihn der Kurfürst vor Andern zum Anführer des Reichsheeres dazu vorschlug. Allein zu Speyer, wo Rudolph Schenck, Landvoigt an der Werra, im Namen des Landgrafen persönlich mit Ferdinand verhandelte, und mit den andern Protestanten, zu den Regensburgischen Vergünstigungen vom vorigen Jahre, noch eine Friedenserstreckung auf fünf Jahre erlangte, ward Joachim von Brandenburg zum obersten Feldhauptmann gegen die Türken erwählt, worauf der ganze Feldzug mißlang.

Siebzehntes Kapitel.

Erster Braunschweiger Krieg. — Reichstag zu Speier.

Die Feindschaft zwischen Philipp und dem Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war auf's Neue durch mehrere Schmähschriften des Letzteren aufgeregt worden. Zwar hatte der Kaiser Beiden während der Dauer des Reichstages zu Regensburg Stillschweigen aufgelegt, allein neue Schriften folgten bis 1542 Heinrich, der lüstern nach den Bergwerken der Stadt Goslar war, es unternahm, die vom Kaiser aufgehobene Acht auszuführen, und selbst Braunschweig in seinen Gerechtsamen und den

Gottesdienst seiner Bürger bedrängte. Da beide Städte zum Schmalkaldischen Bunde gehörten, so flehten sie den Kurfürsten und den Landgrafen um Hülfe an. Beide kamen zu einer Berathung nach Eisenach, sandten einen Fehdebrief an den Herzog und 2500 Mann, unter Bernhard von Mila, nach Braunschweig. Sie selbst zogen mit einem meist gemietheten Heere von 4000 Reitern und 1500 Fußknechten in des Herzogs Land. Der Kurfürst über den Harz, der Landgraf an der Weser herunter über Beverungen, Hörter, Holzminden und den Fürstenberg, der sich sogleich ergab. Das Land wurde in vierzehn Tagen, mit Ausnahme der Festen Schöningen, Steinbrück und Wolfenbüttel, erobert. Dies war im Juli 1542. Herzog Heinrich floh mit seinem Kanzler Stopler über den Harz nach Landshut, nachdem er zu Gandersheim einen Landtag gehalten und seine Unterthanen ermahnt hatte, sich männlich zur Wehr zu stellen, auch die Festung Wolfenbüttel mit Proviant, Geschütz und Mannschaft wohl versehen hatte. Am 2. August, wo der Kurfürst und der Landgraf davor zogen und sie zur Uebergabe ermahnten, gab man die Antwort: „sie möchten in drei Jahren wiederkommen.“ Und als eines Tages des Landgrafen Schanzreiter wegen großer Hitze bei der Arbeit ihre Harnische abgelegt und sich etwas von ihrem Posten entfernt hatten, so erschienen einige wachsame Ritter von Wolfenbüttel in der Kleidung der landgräflichen Reiter und tödteten die unerfahrenen Schanzbauern nebst dem obersten Zeugwart, Veit Krautpeter, und dem Hauptmann der Schanzgräber, Hans Keim, der sich im würtembergischen Zuge so tapfer gehalten. Vom Thurm des Schlosses ertönte ein Spottlied ob der gelungenen List; da eilte der Landgraf selbst herbei und ließ sein Geschütz so glücklich richten, daß der

Thurm sammt dem Spielmann herabstürzte. Tausend Schüsse wurden auf eine Pforte gerichtet, welche der Landgraf während einer zweiten Aufforderung in der Verkleidung eines Bauern besichtigt hatte. Da ergab sich am 12. August die Feste zugleich mit Steinbrück; Schöningen war kurz vorher schon gefallen. Als man am Sonntag Morgen um 8 Uhr triumphirend einzog und die beiden Hauptfahnen des Bundes auf dem Hauptthurme aufstecken wollte, tobte ein solcher Sturmregen, daß zu böser Vorbedeutung die Fahnen wieder herunterstürzten. Der Hofprediger des Landgrafen, Dionysius Melander, predigte von der Schloßtreppe herab vom Einzug Christi in Jerusalem und vom ungerechten Haushalter. Darauf wurden Befehlshaber und Regimentsräthe vom Kurfürsten und dem Landgrafen ernannt und eine neue Kirchenordnung durch Dr. Bugenhagen eingeführt. Während der Landgraf im Lager vor Wolfenbüttel stand, kam auch eine Gesandtschaft evangelischer Weiber von Hildesheim und überreichte ihm einen sammtnen Leibrock und ein sammtnes Barett mit einem Perlenkranz und schönem Federschmuck; er verehrte ihnen dagegen 150 Goldgulden und knüpfte mit der Stadt die zehn Jahre früher abgebrochene evangelische Unterhandlung wieder an. So daß Hildesheim, dem Bischof zum Trotz, durch Bugenhagen und Korvin reformirt wurde, und in demselben Monat noch zum Schmalkaldischen Bund trat. Auch Mühlhausen, von Herzog Heinrich zum heiligen Bund genöthigt, begab sich während des Konventes zu Braunschweig, wo die Wolfenbüttelschen Landstände ihren Eid ablegten, wieder in den Schutz der Protestirenden.

König Ferdinand hatte wohl gleich bei der Nachricht von Philipps und des Kurfürsten Zuge nach Wol-

fenbüttel davon abgemahnt, und da dieses ohne Wirkung blieb, vom Reichstage zu Nürnberg in des Kaisers, seinem und des Reichs Namen Abgeordnete geschickt, welche der kriegerischen Unternehmung Einhalt thun sollten, und auch im Feldlager vor Wolfenbüttel erschienen. Allein sie erhielten nichts, als die Antwort, daß Heinrich sich die Ursache dieses Kriegs selbst zuzuschreiben habe, indem er gegen kaiserliche Befehle und Reichstagsbeschlüsse den Landfrieden gebrochen. Sie dagegen seien berechtigt, ihre Bundesstädte Goslar und Braunschweig zu schützen, nachdem sie alles zur Erhaltung des Friedens umsonst angewendet hätten. Zugleich versicherten beide, daß der Zug gegen Niemanden sonst gerichtet sei. Sie wollten vor dem Kaiser, seinem Bruder und gemeinen Reichsständen wegen ihrer Handlung Antwort stehen, und begehrten nur dazu von Ferdinand eine schriftliche Versicherung, daß gegen sie keine Thätlichkeiten ausgeübt werden sollten. Zum Schluß boten beide Bundeshäupter ihre Söldner, deren Ausschweifungen auch die strengste Mannszucht nicht verhindern konnte, wiederholt zum Türkenkrieg an. Jenen Sicherheitsbrief erhielten sie denn auch wirklich auf dem Reichstage zu Nürnberg in seinem und des Kaisers Namen von Ferdinand ausgestellt. Der Landgraf ließ aus dem Silber der Goslarschen Bergwerke Siegesmünzen schlagen und zu Wolfenbüttel Beutegroschen austheilen. Dennoch kostete diese Unternehmung, außer dem, was der Kurfürst und der Landgraf darauf verwendet hatten, dem Schmalkaldischen Bunde nahe an 600,000 Gulden.

Philipp genügte es, den Krieg gegen den eifrigsten und unruhigsten Feind des Evangeliums glücklich geführt zu haben, und dadurch im ganzen Norden sich und seinen Bundesverwandten den Rücken gesichert zu sehen. Seine

Ansichten wegen eines Religionskrieges waren noch immer dieselben, und so günstig die Lage der Dinge auch sein mochte, daß er bei fortgesetztem Kriege dem Evangelium hätte Freiheit und Sicherstellung erringen können; so verhehlte er sich doch nicht, daß im glücklichsten Fall ein solcher abgedrungener Friede nur so lange dauern werde, als die Verhältnisse dieselben blieben. In Deutschland gab es eigentlich nur einen Feind noch zu besiegen, und das war Baiern, Frankreich bot von neuem dazu die Hand, und in welcher Lage der Kaiser war, läßt sich daraus erkennen, daß gleich nach der Eroberung von Wolfenbüttel ein Vertrauter der Königin der Niederlande dem Landgrafen das Anerbieten machte, entweder selbst mit einem Söldnerhaufen von zehntausend Fußgängern und zweitausend Reitern des Kaisers Macht gegen Frankreich zu verstärken und anzuführen, oder wenigstens das Reich zu gleicher Hülfe zu bewegen. Philipp antwortete: „Weder sein Verhältniß zum evangelischen Bunde, noch seine Händel mit Nassau und Braunschweig, noch die Zurückhaltung eines beständigen Religionsfriedens und einer Reform des Kammergerichts könnten ihm einen solchen Antrag annehmlich machen, wodurch er sich die Feindschaft deutscher Nation und den Haß der Protestanten zuziehe.“ — Nun versuchte man es auf eine andere Art. Der von Frankreich abgefallene Graf Wilhelm von Fürstenberg und der kriegslustige Hauptmann Schertlin von Augsburg sollte nämlich den Landgrafen bewegen, daß er ein Heer von Protestanten gegen Frankreich aufbringe und dasselbe mit Spaniern und Italienern verstärkt, neben dem Kaiser und dem König von England, als drittes Heer anführe. Auch hierauf ließ sich Philipp nicht ein. Und dem Herzoge Moriz, ehe dieser nach Frankreich zog, stellte er das Gefahrvolle seiner Hand-

lungsweise in folgenden Worten vor: „Wenn ein Fürst, der Land und Leute zu regieren hat, und von Gott dahin gesetzt ist, seinen Unterthanen wohl vorzustehen, christliche Religion im Lande zu pflanzen, und den Unterthanen Gleich und Recht zu verschaffen, ohne große Noth der Lust wegen in den Krieg ziehet, sich selbst, seine Unterthanen und gute Freunde in Gefahr setzen will, ob das vor Gott groß Ablaß sei, das wissen wir nicht.“ So schrieb er seinem Schwiegersohne, und durch den Tod seines treuen Kanzlers Feige betrübt, bedauerte er die drückende Last auswärtiger Geschäfte besonders deswegen, weil sie ihn in der sorgfältigen Ausübung seines landesfürstlichen Berufes hinderte.

Bemerkenswerth ist noch aus dieser Zeit ein Brief des Landgrafen an den trefflichen Georg von Karlowitz, Geheimenrath des Herzogs Moriz von Sachsen, über die Art, wie Friede und Einigkeit zwischen den streitigen Parteien hergestellt werden könne. Er sagt darin: „Wir haben aber bei uns auf einen andern Weg gedacht, dadurch die großen Häupter und Fürsten möchten verglichen werden. Nämlich auf diesem: wenn man es dahin bringen könnte, daß der Kaiser dem König von Frankreich Mailand überließe, und daß dieser und das Reich dem Kaiser hülfe, daß er Romanien, das ist alle Länder, die der Pabst inne hat, bekäme; doch müßte auch dem Pabst ein ziemlicher Unterhalt gelassen werden, auf daß er ein Bischof zu Rom, wie von Alters her, bliebe, und daß die Städte Florenz und andere, die früher zum Reich gehört, wieder zu ihren Freiheiten gebracht würden; und wenn der Franzose Mailand, der Kaiser Romanien hätte, und wären die großen Häupter also im Vermögen einander gleich in Italien; denn hat der Franzose Piemont und Mailand, so hat der Kaiser Neapel und Romanien.

So würde das Mißtrauen zwischen den großen Häuptern gestillt werden, denn ohne das ist Frankreich oder seine Söhne nicht zufrieden zu stellen, denn er will Mitherrscher in Italien sein und Mailand und Piemont haben; dagegen muß der Kaiser den Herzog von Savoyen in Spanien zufrieden stellen. Und wenn also der Franzose Mailand und Piemont, der Kaiser Romanien und Neapel inne hätte, so könnte Frieden werden zwischen ihnen beständig. Alsdann möchte auch von Stund an das Concilium gehalten werden und in Sachen des Glaubens Vergleichung gemacht. Der Pabst zu seinem vorigen Stande, das ist ein Aufseher und Bischof zu Rom, gebracht werden. Und zugleich mit dem Kriegsvolk, womit Italien gewonnen, mit stärkerer Macht gegen die Türken gerückt und gezogen, alsdann möchte zu hoffen sein, daß gegen die Türken etwas stattliches ausgerichtet werde. Sofern man Gott aus der Acht und Bann thäte, das ist, das Wormser Edikt und Augsburgischen Abschied aufhebe, soviel die Religion betrifft. Denn ohne Vergleichung der Religion richtet man nichts gegen die Türken aus. Und ohne Stürzung des Pabstes zu seinem vorigen Stand ist es nicht möglich, daß die Häupter, Kaiser und Frankreich, eins bleiben; denn der Pabst macht sie uneins, und richtet allen Unwillen an."

Auf dem letzten Konvent zu Schmalkalden im Juni 1543 zeigte sich große Unzufriedenheit mit der Braunschweigischen Angelegenheit. Die oberländischen Städte verweigerten den Beitrag, eben so der Herzog Ulrich, der zwar früher immer mit Worten gegen seinen Schwager den Herzog von Wolfenbüttel getrieben und gereizt, jetzt aber sich näher an Baiern anschloß und so die Evangelischen von Süddeutschland gefährdete. Der Landgraf drang auf Festhaltung des eroberten Braunschwei-

gischen Landes, um dasselbe dem Evangelium zu erhalten, und zur Unterstützung des reformirenden Bischofs von Köln. Wegen der Aufnahme des gleichgesinnten Bischofs zu Münster in den Bund und des für den geldarmen Pfalzgrafen Otto Heinrich und für Wolfgang zu Zweibrücken erbetenen Nachlasses, konnte man zu keiner Entscheidung kommen. Dänemark aber die begehrte Kriegshülfe zu senden, wie Philipp wünschte, ward abgeschlagen. Dagegen verlangte man vom Landgrafen, daß er Gustav Wasa, welcher die Aufnahme in den Bund wünschte, dahin vermögen sollte, außer dem jährlichen Beitrag noch hunderttausend Gulden zur Behauptung der Wolfenbüttelschen Lande zu bezahlen, und daß er seinen Eidam, den Herzog Moriz, der gleich den Markgrafen in Franken die Einladung nach Schmalkalden verschmäht hatte, herbeiführte. Aber Philipp hatte schon an seinem Eidam und dessen vom Kaiser gewonnenen Räthen seine Beredtsamkeit erschöpft; und der Kurfürst von Sachsen, des Bundes überdrüssig, that, Philipps Bitten ungeachtet, keinen Schritt, weder zum Verständniß mit Moriz, noch mit den Herzogen von Baiern.

Der Landgraf hatte dem Evangelium nun einmal seine volle Kraft, sein ganzes Leben gewidmet. Er täuschte sich nicht darüber, daß, anstatt die Schwierigkeiten überwunden wären, der Hindernisse immer mehrere und größere sich aufthürmten. Die Absichten seiner Feinde und das laue oder eigennützige Verfahren seiner Bundesgenossen wurde ihm immer klarer. Aber sein Muth sank deshalb doch nicht, sondern er fühlte sich berufen, der guten Sache nur noch eifriger und ernster zu dienen. So manchmal auch die Hoffnung gescheitert war, ein Concil zu erlangen, oder durch ein Religions-

gespräch auf einem Reichstage eine Vergleichung zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen; sein von der Kraft der Wahrheit durchdrungenes Gemüth konnte doch nie den Glauben ganz daran verlieren, und jeder schwache Schimmer fachte diese Ueberzeugung von neuem an. Wie klar er darüber dachte und welches Ideal ihm von einer Kirchenverbesserung vorschwebte, das sieht man am besten aus einem vertraulichen Schreiben an Bucer, worin er den Charakter der damaligen protestantischen und dem Evangelium geneigten Fürsten und die Lage der Dinge vor dem bevorstehenden Reichstage zu Speier mit großer Offenherzigkeit schildert. „Wir haben — so schrieb er vom 11. November 1543 — euer Bedenken, wie die Sachen der Religion halber auf nächstem Reichstage sollten anzustellen sein, gelesen und seines Inhalts von euch wohlmeinend verstanden. Und ist nicht ohne, sondern gewiß wahr, es ist viel gutes Ding darin begriffen; aber wir konnten bei uns nicht denken, wie es alles sollte in das Werk zu bringen sein? Es wäre denn der Fall, daß es Gott thäte. Denn wie uns die Sachen vorkommen, so wird die kaiserl. Maj. unser allergnädigster Herr, wo es Ihr wider Frankreich so glücklich gehet, wie gegen Jülich, sagen: Sie wollte reformiren, und nicht reformirt werden, und darauf, ob man gleich lang mit Worten dawider stritte, beharren; wenn anders Ihre Majestät der Meinung wäre, wie uns gesagt, daß sie sich sollte haben zu Köln hören lassen (der Kaiser hatte nämlich dem Landgrafen sagen lassen: er wolle sein gnädiger Kaiser sein, so lange er Kaiser sei). Sollte man die Pfaffen auch so hart angreifen und sie so heftig auf uns laden, wie der Beschluß eures Bedenkens ausweiset; so jagten wir den Kaiser, König und die Pfaffen alle zu Hauf, was daraus aber erfolgte, das ist liederlich zu

bedenken. Wie man auch die Fürsten, die gleich unseres Glaubens sind, sollte zu Hauf richten, daß sie aller der Meinung, wie Ihr schreibt, wären, solches können wir bei uns nicht ermessen, sondern achten es vor unmöglich. Denn sollen wir vom Kurfürsten zu Sachsen reden, so will er die Canones und solche Dinge nicht hören und besorgt, man wolle wieder ein neues Pabstthum anrichten, desgleichen thun viele oberländische Prediger, wie ihr selbst wisset. So wüßt ihr am besten, wie Markgraf Georg, die Stadt Nürnberg und ihre Prediger in diesen Dingen gesinnt sind. Von unserem lieben Sohn (Eidam) Herzog Moriz wissen wir nicht zu urtheilen, glauben, Seine Liebden möchte eine gute Reformation leiden und gern sehen, daß man zu einer Vergleichung käme; daß aber Seine Liebden sollten die Spitze gegen die Pfaffen abbeißen, haben wir Ursach, daß solches schwerlich geschehen werde. Denn gegen euch vertraulich zu melden, deswegen wollt ihr es auch in dem Treu und Glauben, so wie zu euch tragen, bei euch geheim bleiben lassen, halten wir dafür, es werde Seiner Liebden ein Beinlein in Mund geworfen sein mit einem Stift für ihren Bruder Herzog August. Auf Markgraf Joachim (den Kurfürsten von Brandenburg) pochen wir gar nicht, denn S. L. sollen, wie man uns sagt, ein verdorbener Fürst und in großen Schulden sein, deshalb zu besorgen ist, daß S. L., der gute, fromme Herr, vielerlei thun müssen, das S. L. wohl sonst unterließen. Bei der Wittwe von Braunschweig ist das Regiment so wild und die Weisheit so groß, daß wir nicht wissen, was auf diese Leute zu bauen, wollen aber an die Wittwe mit Fleiß schreiben und nichts unangeregt lassen, aber wir besorgen, daß unser Schreiben bei ihr nicht viel fruchten werde, denn sie ist mit uns in großen nachbarlichen Irrungen, darin

sie uns großes Unrecht thut; und achten dafür, man werde des Ortes mehr auf die eignen und des jüngern Herrn Sachen, auch wie sie Ruhe und ein Gottesdienstlein wie der Leibrock Gideons haben möchten, sehen, denn daß sie sich einlassen viel Undanks zu verdienen. Doch möchte es bei dieser Wittwe, auch den vor- und nachgemeldten Fürsten und Ständen besser sein, denn wir denken; denn dieses schrieben wir euch nur als unsere Meinung und wünschen, daß sie falsch wäre. Würtemberg, besorgen wir, werde gar schwer dazu zu bringen sein, sondern besorgen vielmehr, es müßte S. L. die geistlichen Güter wieder herausgeben. Darauf denn der größere Theil S. L. zeitlichen Ungedeigens (?) stünde, zudem daß auch S. L. dies hohe Ding, wie wir seinen Kopf kennen, nicht verstehen noch begreifen wird, daß man es damit so treulich und gut meinte. Den Bischof zu Münster halten wir wohl für einen guten, frommen Mann, der seinen Räthen möchte Befehl geben, auf unsere Räthe zu sehen und sich denselben gemäß zu halten. Daß man viel Stimmen wollte von Pfalzgraf Ruprechten, dem jungen Herzog von Simmern, Herzog Johann Ernst von Sachsen, Herzog Franz von Lüneburg und dergleichen Herrn erlangen wollte, besorgen wir; da diese guten Herrn kein ganzes Fürstenthum, sondern nur abgetheilte Stücken Landes haben, so möchte der Gegentheil es anfechten, und sagen, ob man aus einem fürstlichen Hause vier, fünf oder sechs Stimmen im Reiche machen wollte, da doch diese Fürsten nichts zur Türkenhülfe oder andern Reichs-Obliegenheiten thäten. — Der Bischof zu Köln ist ein guter, frommer Mann, hat, wie wir mit ihm geredet, zu uns gesagt, er wollte bei dem göttlichen Worte bleiben. Aber daneben finden wir, daß er noch in vielen Dingen des Glaubens keinen rechten

Verstand hat. In etlichen Dingen ist er ganz kleinmüthig, daß er auch zu uns gesagt, wenn wir auf den Reichstag kämen, sollten wir nicht zu viel mit ihm zu schaffen haben, sollten uns auch deß nicht annehmen oder irren, wenn er sich unserer einigermaßen entäußerte. Daneben haben auch seiner Liebden Secretarien gegen uns und unsere Secretarien höflich erregt, — daß sein Herr des Evangelii halber ohne Anfechtung bleiben möchte. — Weiter hat S. L. zu uns gesagt, wenn der Religionssache sollte geholfen werden, so müßte man weder euch, noch Luther oder Melanchthon dazu nehmen, sondern andere fromme Männer, die alten Lehrer (Kirchenväter) fahren lassen und nur Gottes Wort alten und neuen Testaments nehmen, und sich daraus eine göttliche und christliche Meinung vergleichen. Denn ihr und diese Leute leset zu viel Scribenten (Kirchenväter), daß ihr den rechten Geist nicht haben könntet. Darauf sagten wir, es gefiele uns seine Meinung nicht übel, wenn man nur solche fromme, verständige Männer haben möchte, wir könnten aber nicht denken, wo man die hernehmen wollte, wenn man auch Philippum (Melanchthon) und diese Männer nicht wollte dazu brauchen. Also daß wir es zuletzt dahin brachten, daß er sagte, Ihr, Philippus und diese Männer wären nicht übel dazu. — Ferner begab sich's auch, daß wir bei S. L. ein rund Dinglein, einen Stein, einem Täflein gleich, darauf viele Zeichen stunden, so S. L. am Hals trugen, inne wurden. Da wir fragten, was es wäre, gab er zur Antwort, es wäre der göttliche Name. Sagten wir, es ist gut, daß ihr den traget. Antworteten S. L., sie hofften, daß es nutzen sollte; darauf wir sagten: Nein! und ob S. L. gleich die ganze heilige Schrift am Halse trügen, in der Meinung, Gnade oder Gutes dadurch

von Gott zu empfangen, so sei es doch nichtig; aber wenn S. L. es dergestalt trügen, sich dabei Gottes, seines Namens und Befehls zu erinnern, das wäre keine böse Meinung. Redeten davon so viel mit S. L., daß wir solch Täflein bei S. L. weiter nicht bemerkten. — — Aus diesem allem habt ihr zu sehen und zu ermessen, wie baufällig die Dinge in unserem Verständniß (Bunde) stehen, was sich auf unser Verständniß, was sich auf unsere Confessionsverwandten, und auf die so der Augsburgischen Confession nicht verwandt, aber doch zum Theil unseres Glaubens sind, zu verlassen ist. Aber mitten in eurem überschickten Bedenken gefällt ihr uns nicht übel, denn es möchte dadurch kommen, daß man zu einem zeitlichen Frieden eine Zeit lang käme, darunter die Religion allgemach besser einwurzeln und es den Pfaffen doch nicht zu sehr zuwider sein möchte. Als nämlich mit ihnen, den genannten Geistlichen, dahin zu handeln, daß sie etwas zu Unterhaltung der Kirchen und Schulen gäben und sie doch das meiste behielten ꝛc. Dieses möchten sie vielleicht zu bereden sein. Wenn es nun gehen wollte, so gefiele es uns nicht übel, aber wir besorgen, es werde nicht geschehen. Sondern, da wir finden, daß den Kaiserlichen, ja auch dem Adel, der sich sonst für gut evangelisch ausgiebt, als Hartmann von Kronenberg und seinem Anhang, unsere Anordnung, so wir zu Marburg mit dem deutschen Hause vorgenommen, so sehr zuwider ist. Da wir doch dieser Güter keines Pfennigs Werth zu unserm Nutzen, sondern nur dieses begehren, daß davon die Armen des Hospitals, vermöge unserer Voraltern Stiftung, Pfarrer und Schulen — unterhalten werden. Und soll der Adel davon das meiste Theil behalten und dies nur größeren Nutzen, denn es bisher gehabt, haben. — Wir sind auch bedacht, wenn

der Reichstag vor sich gehet, und der Tag zur gütlichen Unterhandlung mit Nassau, daß wir uns wollen zum Tag begeben. Und in unserer Obergrafschaft Katzenellnbogen etwa um den achten Januar, es verhindere uns denn sonst andere wichtige Geschäfte, verfügen; da wir denn ohnedieß bedacht sein werden, derer von Eßlingen halber zu Herzog Ulrich zu reiten. Wenn wir dann in unsere Obergrafschaft komnen und es sollte nützlich und gut sein, so können wir jederzeit vollends zum Reichstag ziehen. Da wir denn an allem, was wir zur Fortsetzung des Evangelii befördern mögen, an unserem Fleiß, Mühe und Arbeit nichts wollen fehlen lassen. Wiewohl wir besorgen, wir werden uns auf beiden Seiten Ungunst machen und doch darum nichts ausrichten, wie es zu Regensburg auch geschah. — Daß wir aber sollten in so geringer Anzahl und so schwach hinauf zum Reichstag kommen, das ist nach jetzigen Kriegläufen und Händeln nicht unsere Gewohnheit, zudem daß es uns auch schimpflich sein würde. Was sich auch der Stadt Speier halber zu verlassen sei, das wissen wir nicht; das aber haben wir verstanden, daß der gute Mann, Doctor Ludwig Horter, daselbst jämmerlich erstochen wurde, danach auch nicht ein Hahn gekräht hat. Deswegen Vorsicht von nöthen, denn das Kammergericht daselbst ist unser höchster Widersacher, und das Pfaffenvolk dort Herr und Meister ist. Wie sich's schicken will, daß sich drei oder vier Fürsten sollten zusammen schlagen, das wissen wir nicht; verstehen doch eure Meinung in dem nicht anders denn gut. Aber unser Bedenken wie dieses, daß man auf dem Reichstag flugs arbeite, eilends dadurch ging und in sechs Wochen das ausrichte, dazu man sonst eine lange Zeit braucht, still liegt, viel verzehrt, krank sich fresset und säuft und

die Zeit übel hinbringt. Und daß man fleißig bei einander hielt, sich nicht trennte, nicht abschrecken ließ und das Geld nicht zu lieb hätte."

Die Zeit des ausgeschriebenen Reichstages nach Speier nahte nun heran. Philipp stellte das Land unter die Statthalterschaft des Rudolph Schenk und Hermann's von Hundelshausen, rüstete seine sämmtlichen Vasallen, im Fall Herzog Heinrich einen Angriff versuchen sollte, und ritt am 6. Februar 1544 nach Speier. Der Kaiser, dem er einige Falken mitbrachte, empfing ihn mit vieler Freundlichkeit, und bat ihn, die Reichsgeschäfte, besonders in Betreff des Religionsfriedens, zu fördern. Wegen der Streitsache mit Nassau wurde Granvella und Naves ernannt, und Philipp hatte dazu nicht nur seinen Vicekanzler Dr. Walter, sondern auch den lüneburgischen Kanzler, Balthasar Klammer, vormals Professer zu Marburg, mitgebracht. In einem Franziscanerkloster ließ Philipp predigen. Als die Kaiserlichen dies verhindern wollten, gab er zur Antwort: „Er könne seine zu Regensburg hinreichend anerkannte Glaubenslehre nicht verleugnen, die Klosterkirche, in der längst die alten Ceremonien ausgestorben seien sammt allen Mönchen, bis auf einen, fasse kaum zweitausend Menschen; er habe sonst wohl unter dem Zulauf von vier bis fünf tausend predigen lassen." Drei Monate wohnte er den Verhandlungen mit Nassau bei, aber ein Vergleich kam nicht zu Stande. Die Wiedereinsetzung des Herzogs von Wolfenbüttel, der sich im Gefolge des Kaisers befand, verweigerten beide Bundeshäupter. Karl schmeichelte dem Landgrafen mit der Oberbefehlshaberschaft gegen die Türken nach dem Feldzug gegen Frankreich, dessen Führung er ihm des Neides und Hasses wegen nicht zugemuthet habe. Die Gesinnungen gegen

Franz I. hatten sich nämlich sehr geändert, und obgleich dieser an Philipp wenige Monate vor dem Reichstage geschrieben hatte, um seinen Gesandten zu Speier eine anständige Aufnahme zu bereiten, so mußte doch schon der Herold des Königs Speier wie ein Hochverräther verlassen, und die Sache mit Franz, dem Bundesgenossen der Türken, ward zum erstenmal als eine Sache der Christenheit angesehen, und auf Unkosten der deutschen Nation eine Steuer zu zwanzigtausend Landsknechten und viertausend Reitern dem Kaiser dazu verwilligt. Philipp der Großmüthige wich jenem Anerbieten bescheiden aus und bemühte sich vergebens, für die bisherigen einseitigen Geständnisse des Kaisers, eine Genehmigung des gesammten Reichs zu erhalten. Der Kaiser, der des Scheines wegen den päbstlichen Gesandten schon vor dem Reichstage entlassen hatte, war entweder der altkatholischen Stände nicht mächtig, oder wollte ihnen und sich selbst einen Ausweg offen lassen. Also begab sich der Landgraf vier Wochen vor dem Reichsabschiede zu ihm und stellte ihm vor: „Er sei ihm zu Gefallen nach Speier gekommen; jetzt nach Verlauf eines Vierteljahres erheische die Verwaltung seines Landes, an dessen Grenzen sich verdächtiges Volk sammele, seine Rückkehr; er wolle seine Räthe mit genugsamen Befehl zurücklassen.“ Der Kaiser, der so lange ausharrete, um gegen Frankreich deutsches Geld und deutsche Truppen zu erhalten, ließ diese Entschuldigung nicht gelten. Es gäbe auch hier, meinte er, wichtige Händel, denen zu Gefallen er selbst anderwärts seine großen und mannichfaltigen Geschäfte hintansetze; die Sache seiner (des Landgrafen) Religionsverwandten stände auf dem Spiel.

Der Landgraf: Ein Kaiser könne allenthalben Befehle geben, ein Landesfürst müsse selbst verwalten;

er selbst mit seinen Religionsverwandten habe frühzeitig darum gebeten, zuerst ihre Angelegenheit vorzunehmen, aber S. M. habe es nicht für gut angesehen. Ihre Propositionen lägen vor, seine Räthe würden das Weitere thun.

Der Kaiser: Ich verstehe es wohl, eure Räthe sollen nichts thun, so wollt ihr auch nichts thun.

Landgraf: Wir wollen gern alles thun, was zu thun ist, so fern wir Frieden und Recht haben mögen.

Kaiser: Ja, ihr begehrt aber Dinge, die nicht redlich sind.

Landgraf: Ew. Majestät sind mein Herr, ich muß Ew. M. allerlei zu gute halten, ich achte aber, daß wir in E. M. gebildet und eingetragen sind. Aber wir begehren nichts, denn daß wir bei E. M. Erklärung, die Sie uns so oft gegeben haben, bleiben mögen.

Kaiser: Ihr haltet die Erklärung nicht.

Landgraf: Mit E. M. streite ich nicht. Wer aber sagt, daß ich wider die Erklärung gehandelt, er sei wer er wolle, dem will ich vor E. M., Kurfürsten, Fürsten und Ständen Antwort geben und meinen Fuß dabei setzen.

Kaiser: Ihr begehrt unbillig Ding; denn daß man das Kammergericht absetzen soll, das wäre ja unbillig.

Landgraf: Wenn E. M. die Dinge mit dem Kammergerichte recht erwägen, so werden E. M. finden, daß wir nichts Unbilliges suchen. Glaube auch nicht, daß uns E. M. heißen werden, daß wir unsre ärgsten und größten Feinde um unser Leib und Gut sollten Recht sprechen lassen. Denn sie sind uns zum allerhöchsten Feind. Erstlich von wegen der Verweigerung in Religionssachen, zum andern in weltlichen Sachen,

zum dritten wegen der gegen das Kammergericht beschlossenen Untersuchung und der Beschwerden ihrethalben übergeben, und zum vierten wegen des Berichts des evangelischen Bundes in der braunschweigischen Sache. Daß wir nun diejenigen, die unsre ärgsten Feinde sind, über unser Leib und Gut sollten sprechen lassen, das wäre uns hoch beschwerlich. So begehren wir auch ihre Verkleinerung nicht, sondern daß sie mit Ehren beurlaubt werden.

Kaiser: Er wollte sehen und der Sache nachdenken.

Landgraf: E. M. zu Gefallen will ich noch acht Tage bleiben, länger kann ich nicht verziehen. E. M. wollt selbst bedenken, sollte ich noch lange hier tageleihten, und es sollte mir an Land und Leuten Schaden geschehen, daß mir das ungelegen sein würde."

Der Landgraf reiste ab, von dem Könige Ferdinand und dessen beiden Söhnen eine Strecke Wegs begleitet, und der Kaiser verlangte darauf von den Protestirenden ihm die Fassung des Abschiedes zu überlassen, wogegen die Katholischen zwar protestirten, jedoch hinzufügten: „sie müßten es dulden, wenn der Kaiser aus Machtvollkommenheit etwas beschließe." Und so kam aus politischen Rücksichten, um der Hülfe der Protestanten gegen Frankreich sich zu versichern, jener vortheilhafte Abschied zu Stande, welcher als Anfang einer Gleichstellung der Evangelischen mit den Katholischen gelten konnte. Der Kaiser bestimmte nämlich: „ein allgemeines, freies, christliches Concil, ohne des Pabstes dabei zu erwähnen, oder einen Reichstag bis zum nächsten Herbste oder Winter; hierzu sollten der Kaiser und die Reichsstände Reformationsentwürfe verfassen, und aus beiderlei Reformationen sollte dann eine freundliche

und christliche Vergleichung gehandelt werden. Bis dahin sollte von beiden Theilen ein gleicher Religionsfrieden beobachtet werden; es sollten alle Prozesse wegen Einziehung kirchlicher Güter am Kammergerichte gegen die Protestirenden suspendirt sein; unterdessen sollten auch Katholiken schuldig sein, Zahlungen an die von den Protestirenden eingenommenen Kirchen und Stifter zu leisten, und die von diesen Kirchengütern zu bestellenden Schullehrer und Prediger sollten einstweilen aus beiden Religionen genommen werden können. Die Protestirenden endlich sollten zum erstenmal zu Assessoren am Kammergerichte zugelassen werden." So unzufrieden man in Rom über diese einseitige Maßregel war, so zufrieden konnte der Pabst Paul III. mit den am 18. September 1544 geschlossenen Frieden zu Crespy sein. Denn es hieß darin, daß der Frieden gemacht werde wegen Zurückführung des heiligen Glaubens zur christlichen Einheit, und daß beide Monarchen, Kaiser Karl und der König von Frankreich, nach allem ihrem Vermögen sich einverständlich bemühen, und gemeinsam und beharrlich alles thun wollten, um jene Vereinigung durch alle Mittel herbeizuführen, die man gemeinsam für die besten halten würde. Der König Franz, gegen den man zu Speier so feindlich gesinnt war, und gegen den auch Philipp 300 Reiter mit den Obersten Schertlin, Thalheim und Bortfeld gesandt hatte, war also plötzlich ein Bundesgenosse des Kaisers geworden. Demungeachtet stellten die Protestanten, dem Speierschen Abschiede gemäß, ihre Reformations- und Vergleichungsvorschläge auf, und zwar that dies Melanchthon auf Befehl des

Kurfürsten mit solcher Milde, daß den Bischöfen außer den weltlichen Rechten und Besitzungen auch die geistliche Gerichtsbarkeit zugestanden wurde, wenn sie ihr Amt christlich versähen. Philipp behielt jedoch in diesem Punkte der weltlichen Obrigkeit die Macht vor einzuschreiten „wenn man befinden würde, daß die Bischöfe die Ordination nicht nach dem rechten Verstand des Evangelii vornehmen und wider Menschenlehre mittelbar oder unmittelbar einführen wollten." Sonst trat er ihren Vorschlägen bei. Auf dem Reichstage zu Worms 1545, wo der Kaiser das von neuem angekündigte Concilium zu Trident selbst verschrieb, und die Beschlüsse von Speier nicht mehr gelten ließ, wurden alle diese Vorschläge bei Seite gelegt.

Achtzehntes Kapitel.

Niederlage Heinrichs. — Unterredung des Kaisers mit Philipp.

Auf dem Reichstage zu Speier war auch ausführlich, theils mündlich, theils schriftlich, wegen des Herzogs von Braunschweig verhandelt worden; der Kaiser hatte entschieden, daß bis nach ausgemachter Sache das braunschweigische Land verwaltet werden sollte, und die verbündeten Fürsten von Sachsen und Hessen erklärten sich auch dazu bereit. Aber der Herzog Heinrich war sehr unzufrieden damit, und faßte den Entschluß, sich mit bewaffneter Hand selbst wieder in den Besitz seines Lan-

des zu setzen. Die Uebergabe Braunschweigs an die kaiserlichen Kommissarien behufs der Verwaltung, wozu der Kurfürst von der Pfalz und Herzog Hans von Simmern ernannt worden, fand nicht wirklich statt, obgleich die Fürsten bereit dazu waren.

Sehr gelegen kam es dem Herzog Heinrich, daß damals an der sächsischen Grenze für England Truppen gegen Frankreich geworben wurden. Er begab sich eilig an den Hof des Königs von Fankreich, und wußte sich da eine Summe Geldes zu verschaffen, unter dem Vorwande, jene Truppen dafür zu zerstreuen. Allein statt dessen nahm er einen Haufen Kriegsvolk unter einem gewissen Frießberg in Sold, verstärkte sich noch durch andere Kriegshaufen und zog nun mit einem gerüsteten Heere von etwa 1500 Reitern und 8000 Landsknechten und leichtem Geschütz zuerst nach Rothenburg, im Stifte Bremen, um dort des Bischofs von Bremen schweres Geschütz zu erhalten, woran er aber durch die Knechte der Stadt Bremen verhindert wurde. Hierauf zog er, nicht ohne großen Schaden der Landbewohner, durch das Lüneburgische zur Wiedereroberung seines Landes. Es gesellte sich ihm auch der Graf Otto von Rittberg zu, welcher mit dem benachbarten, dem Schmalkaldischen Bündniß angehörigen, Grafen von Tecklenburg in Fehde gelegen hatte. Der Herzog nahm bald Steinbrück ein und belagerte Wolfenbüttel. Einen kaiserlichen Befehl, bei Strafe des Landfriedens von jeder Selbsthülfe abzustehen, ließ er unbeachtet. Dagegen schrieb er drohende Briefe und Mahnungen an alle norddeutsche Reichsstädte, an die benachbarten Bischöfe und an den Kurfürsten von Brandenburg. Die Stadt Wolfenbüttel verwarf jede Unterhandlung mit Heinrich, einen Bürger von Braunschweig, der den Weg der Güte vorschlug,

ließ der Stadtrath in das Gfängniß werfen, und ein unaufhörlicher Regen vereitelte während zwölf Tagen die Bemühungen des Herzogs, Schanzgräben aufzuwerfen und eine förmliche Belagerung anzufangen.

Der Landgraf hatte unterdessen die Genehmigung des Bundes zum Heereszuge erhalten, und seine Truppen durch anderes Kriegsvolk, das Herzog Ernst von Braunschweig, Namens des Kurfürsten von Sachsen führte, verstärkt. Er selbst hatte siebentausend Hessen unter Kurt Hesse und Balthasar von Marbach, drei Fähnlein besoldeter Knechte und sechzehnhundert Reiter, auch drei und zwanzig Stück Feldgeschütz; Herzog Ernst mit einer fast gleichen Anzahl Truppen stieß bei Nordheim zu dem Landgrafen. Philipp hatte auch seinen Eidam, Herzog Moriz, vermöge der Erbeinung zur Hülfe gegen Braunschweig aufgefordert, und er kam auch mit einem stattlichen Heere, obgleich der Herzog von Wolfenbüttel an Moriz geschrieben und ihn ersucht hatte, ihm in der rechtmäßigen Wiedereroberung seines Landes beizustehen. Moriz sandte dem Landgrafen dieses Schreiben, sowie ein ähnliches des Markgrafen von Brandenburg, zu, und bat seinen Schwiegervater um gütliche Beilegung des Handels. Philipp schrieb Moriz: „es will mit solcher gütlicher Handlung nunmehr zu lange gewartet sein, und hätte man gütliche Handlungen suchen wollen, sollt es billig geschehen sein, ehe Herzog Heinrich das Volk versammelt hat, aber wir wollen es an den Kurfürsten von Sachsen gelangen lassen und S. L. Bedenken darin hören, so wir aber jetzt noch Unterhändler in dieser Sache leiden könnten, möchten wir E. L. darin am liebsten haben.“ Er meldete zugleich, daß er mit seinem und dem kurfürstlich sächsischen Kriegsvolk des folgenden Tags zu Nordheim ankommen werde; Herzog

Moriz möge seine Sachen dermaßen richten, daß sein Volk dort ebenfalls in den allernächsten Tagen eintreffe. Moriz folgte; allein von der Wittwe des Herzogs Erich und dessen Sohne zur Vermittlung aufgefordert, versuchte er noch einmal die Güte und schrieb seinem Schwiegervater: ob nicht dadurch der Frieden herbeigeführt werden könne, wenn das Land in seine (Morizens) Hand gestellt würde. Dagegen bemerkte Philipp: „daß wir sollten einige Handlung bewilligen, oder manche Vorschläge hören oder annehmen, hat E. L. aus dargethanen Ursachen vernommen, daß es uns unmöglich zu thun ist, und ob wir's schon thäten, so hätten wir's bei unsern mitverwandten Ständen keine Folge. Daß auch wir sollten bewilligen, das Land jemals in E. L. oder andere Hand zu stellen, hat E. L. zu ermessen, daß es damit nicht mehr in dem Stand ist, wie es vor etlichen Monaten gestanden hat, denn seit der bewilligten Sequestration hat Herzog Heinrich mit der That mit Mord, Brand, Raub ꝛc. fortgefahren, auch nicht allein sein gehabtes Land, sondern den Herzog von Lüneburg, Tecklenburg und die Stadt Braunschweig beschädigt, desgleichen unsre Lehnleute gebrandschatzt; daß wir diese Kosten, darin uns Herzog Heinrich muthwillig geführt, sollten fallen lassen, zu den vorigen Unkosten, die wir auf's Land gewendet, — haben E. L. zu erachten, wie solches diesen Ständen und sonderlich uns, die ein Mächtiges darauf gewendet, wollte zu thun sein." Ferner erwähnte der Landgraf: „wie Herzog Heinrich ein sonderlicher Verfolger des Evangelii sei, wie aus den Klagen der Prediger seines gehabten Landes zu sehen; daß er gern die Religion ganz zu Boden stieße, wie er denn auch Bremen, Hamburg, Hannover, Minden bedroht habe, von dem christlichen Verständniß abzustehen."

Während der Zeit hatte Herzog Heinrich seinerseits die Belagerung von Wolfenbüttel aufgegeben, und eilte mit dem Heere und seinem Sohne Karl Victor über Gandersheim nach Kahlfeld, am rechten Ufer der Leine herauf, dicht unter Nordheim. Ein Theil seiner Truppen setzte über die Leine und nahm eine das Lager des Landgrafen bedrohende Stellung auf den Bergen ein. Herzog Moriz, als er dies bemerkte, rief aus: „thut der heillose Mann das?" und besetzte gleichfalls mit dem Landgrafen ihrer Seits die Anhöhen. Am 16. und 17. October fand hier ein lebhaftes Scharmützel Statt mit abwechselndem Vortheil, doch behaupteten die Verbündeten ihre Stellung. Von neuem wurde jetzt unterhandelt. Der Langraf verlangte, Heinrich sollte wegen der protestantischen Religion Versicherung thun, sich persönlich gegen Herzog Moriz zu Dresden stellen und sein Land demselben übergeben; dieser sollte sodann über Kriegskosten und Schaden und auch in den Irrungen mit Goslar und Braunschweig schiedsrichterlich sprechen. Heinrichs Antwort lautete nicht ungünstig „jedoch, hieß es, könne diese Sache hier im Felde, da man so ernstlich mit Schießen und Scharmützeln handle, nicht ausgemacht werden, weshalb ein Waffenstillstand auf die Nacht und den folgenden Tag geschlossen werden möge, während welchem jeder Theil in sein Lager ziehen solle." Der Waffenstillstand wurde bewilligt. Herzog Moriz, als Vermittler, hatte in einem Kloster eine persönliche Zusammenkunft mit Heinrich und dessen Räthen. Hier suchte Heinrich neue Ausflüchte; auch sollte ein Zug Proviantwagen für den Langrafen durch die Braunschweiger während des Waffenstillstandes genommen sein, und somit wurden die Verhandlungen aufgehoben. Herzog Moriz zog mit seinem Bruder August in das Lager des

Landgrafen. Dieser ließ in der Nacht des 20. October eine Brücke über die Ruhme schlagen und des Morgens frühe rückte er unter dem Feldmarschall Konrad von Hanstein mit seinen Reisigen und Schützen nahe an des Herzogs Lager vor. Voran die Vorwacht, Schanzgräber und Zimmerleute, 900 Büchsenschützen, acht Fähnlein Reiter; hierauf das leichte Feldgeschütz, zwölftehalb tausend Landsknechte in drei Haufen; dann die Banner und Fahnen der Fürsten, das große Feldgeschütz, das hessische und sächsische Landvolk mit den Wagen, drei Reiterhaufen und die Nachhut. Das Fußvolk ging über die Brücke, die Reiter durch's Wasser. Eine viertel Meile jenseits Nordheim ließ der Landgraf in derselben Nacht, auf Wilhelms von Schachten Rath, eine gewaltige Landwehr durchhauen, so daß der Vortrab mit Tagesanbruch auf einer Höhe dicht an Heinrichs Lager vor einer zweiten Landwehr erschien. Die Höhe mit dem nahen Gehölz besetzten die Schützen, das Hauptheer blieb hinter der Landwehr. Philipp hatte auch einen Reiterhaufen, unter Helwig von Rückershausen, an einen anderen Ort heruntergeschickt, um den Feind dadurch irre zu machen. Der Herzog sandte seiner Seits Reiter und Fußvolk um den Vortheil wieder zu gewinnen, und es geschah dort ein hitziges Gefecht. Die Braunschweigischen zogen sich zurück, und die Fürsten ließen nun ihre sehr überlegene Macht durch die Landwehr ziehen. So wurde das Heer auf dem breiten Felde bei Kahlfeld und dem vortheilhaft gelegenen Berge in Schlachtordnung gestellt. In das Feld sandte Philipp etliche Haufen Knechte und Reiter mit drei Rothschlangen und sieben Falkonen seines Geschützes. Als diese losbrannten, nahmen erst die Knechte, dann die Reiter des Herzogs einen Abzug zurück nach einem Berge. Von weitem er-

schienen zweitausend Landsknechte und dreihundert Reiter, welche zum Theil aus den Besatzungen von Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover und Hildesheim gegen den Herzog entboten waren, aber noch vom Landgrafen getrennt blieben. „Da hat unser Herr Gott, wie ein alter Bericht sagt, dem Feinde Herzog Heinrich und seinem Volke also einen Schrecken gemacht, und solche Zagheit in sie gebracht, daß man einen Trompeter schickte, eine Unterhandlung anzutragen, wozu Hillmar von Mühlhausen gesandt wurde." Der Landgraf antwortete: „Es bedürfe keiner Handlung mehr. Ich will Herzog Heinrich und seinen Sohn in meine Hand und keines andern haben; wollen sie das thun, wohl und gut, wo nicht, so will ich sie mit Ernst angreifen und macht's kurz." Zugleich ließ er alles Volk mit dem Geschütz gegen die Braunschweiger rücken. Herzog Moriz bemühte sich seinen Ungestüm zu mäßigen und die Sache nicht auf's äußerste kommen zu lassen; er ritt von einem zum andern. Den unmittelbaren Angriff hielt Philipp zurück, sagte aber: „er wolle sie auch nicht fortkommen lassen; giebt sich Herzog Heinrich in meine Hand, wohl und gut, wo nicht, so will ich forthauen." Unterdessen hatte Moriz, ungeachtet die beiden Heere nur fünfhundert Schritte von einander standen, und das Feldgeschütz fortbrannte, den Herzog Heinrich zu einer Unterredung entboten. Heinrich soll im Gesicht seiner bedrängten Lage Moriz gefragt haben, ob er sich denn in des Landgrafen Hand stellen solle, worauf jener geantwortet: „Lieber, ihr sehet selbst die Gelegenheit wohl." — So gab er denn dem Drang der Umstände nach und versprach es; dann ritt er ab mit den Seinen sich unterredend, während Moriz den Landgrafen bat sich freundlich mit Worten zu erzeigen. Dieser zu Pferde, in der

Hand eine Reitgerte, die man noch zu Kassel aufbewahrt, antwortete: er wolle sich fürstlich halten. Als Heinrich sich ihm, in Begleitung des Herzogs Moriz, näherte, und der Landgraf laut rief: So will sich denn Herzog Heinrich und sein Sohn an mich ergeben, schwieg Heinrich anfangs, dann wiederholt gefragt antwortete er: Ja. „Wenn Du, sagte Philipp, meiner jetzt so gewaltig wärest, als ich Deiner, so würdest Du mich nicht leben lassen; ich will mich aber besser gegen Dich halten, als Du um mich verdient hast." Der Landgraf schickte den Gefangenen nach Kassel und später nach Ziegenhain in Verwahrung; die hessischen Räthe berichteten an den Landgrafen, der Herzog habe sich über Verschiedenes beschwert. Hierauf antwortete Philipp mit Erzählung des Hergangs der Sache, und daß die Beschwerde grundlos sei, „und nimmt uns Wunder, setzte er hinzu, daß er solche Dinge sagen darf und sich nicht schämt; merken wohl, daß er seine alte Haut noch hat; will er sich selbst rathen und wohl thun, so mag er sich solcher Rede wohl enthalten, denn es wird, wie obgemeldet, viel anders erwiesen werden können; er bitte Gott um Verzeihung seiner vielfältigen Sünden &c."

Auf dem Felde bei Kahlberg herrschte nach dem Treffen große Erbitterung; die braunschweigischen und hessischen Ritter geriethen in Wortwechsel, vieles Kriegsvolk blieb handgemein, so daß weder Trompeter noch Befehlshaber, welche Ruhe geboten, bis zur Ankunft des Landgrafen ihres Lebens sicher waren. Im Umreiten traf der Landgraf noch drei Geschwader Reiter und einen starken Haufen; als diese bösen Bescheid gaben, zog er unter sie, wobei viele vom Adel gefangen wurden, und geloben mußten, auf sechs Monate die Waffen abzulegen. Auch alle Knechte und Reiter Heinrichs mußten mit ab-

gerissenen Fähnlein rottenweise aus dem Lande ziehen, und schwören, binnen drei Monaten nicht gegen den Bund zu dienen. Philipp zog an die Weser, seine abtrünnigen Vasallen zu strafen. Graf Johann von Schaumburg, welcher Geschütz und Volk an Heinrich geliehen, wurde der Feste Bückeburg entsetzt. Die wohlverwahrte Feste Rittberg zwang er zur Uebergabe und legte dem entwichenen Grafen Otto eine Geldstrafe auf. Der Sieg wurde außerdem noch durch ein Dankfest, durch Triumph- und Gedächtnißmünzen gefeiert. Die verbündeten Fürsten berichteten darauf den Hergang an den Kaiser, und baten, er möge jetzt die Acht über Herzog Heinrich aussprechen; allein dieser antwortete, es sei nicht nöthig den Herzog noch mehr zu strafen, Philipp möge sich seines Sieges mit Mäßigung bedienen und die Söldner abdanken.

Ueberhaupt war die günstige Gesinnung des Kaisers gegen die Protestanten verschwunden, seit dem er ihre Hülfe gegen Frankreich nicht mehr bedurfte; das päbstliche Concil wurde wieder dringend und ernstlich empfohlen, die letzten Zusagen von Speier waren vergessen, ein Franziskanermönch durfte auf dem Reichstage zu Worms (im Mai 1545) den Kaiser in einer Predigt öffentlich ermahnen, zur Vertheidigung der Kirche die Waffen zu ergreifen, und die aus Lothringen nach Oesterreich verlegten Spanier ließen sich damals vernehmen, ihr Herr werde nächstens den Pabst sowohl als die Deutschen zur Ordnung bringen. Der Landgraf schrieb seinem Gesandten zu Worms: diese Handlungsweise gemahne ihn, wie wenn man ein Kind mit einem Apfel zerre; zugleich befahl er und seine Religionsverwandten, sich nicht aus dem Abschied von Speier herausführen zu lassen. Demnach wurde zwar abermals auf dem folgenden Reichstag

zu Regensburg ein Religionsgespräch zugelassen, aber zu gleicher Zeit wurde zum erstenmal der König von Polen zu gemeinsamer Mitwirkung gegen die Protestanten aufgefordert, falls sie das Concil wieder verwerfen sollten, und man hatte insgeheim den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsadel sammt dem deutschen Orden gegen die Fürsten aufgereizt und auf die Gefahr der Domkapitel, Stifter und Bisthümer aufmerksam gemacht. Ja der Kaiser hatte zu Drornick sogar einen von Straßburg empfohlenen Protestanten, Peter Brühl, langsam verbrennen lassen. Es traf sich damals, daß der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz durch den Tod Albrechts von Brandenburg erledigt worden war. Philipp faßte den Gedanken, mit Hülfe einiger ihm wohlgeneigten Domherren, das Erzstift zu reformiren und einen seiner Söhne dazu wählen zu lassen. Der Oberamtmann von Darmstadt, Alexander von der Tanne, kam daher nach Mainz mit dem offenen Antrag, die Wahlfreiheit zu beschirmen. Allein da sowohl der Pabst den Bischof von Augsburg, als auch König Ferdinand einen seiner Söhne zu dieser Stelle empfohlen hatte, so erkannte der Landgraf, daß es unmöglich sein würde seinen Plan auszuführen, und zog es vor, in Uebereinstimmung mit dem Pfalzgrafen, den Sebastian von Heusenstamm dazu zu ernennen, welcher im Geheimen versprochen hatte, eine christliche Reformation im Erzstifte zu befördern.

Am 13. December 1545 wurde endlich das Concil zu Trident wirklich eröffnet und am 6. Januar 1546 die erste Sitzung gehalten. Zu gleicher Zeit eröffnete der Kaiser in Regensburg ein Religionsgespräch und ernannte zu Vorstehern den Bischof von Aichstädt und den Grafen Friedrich von Fürstenberg; Redner katholischer Seits waren der Spanier Malvendo, Erhard

Billick, Johann Hofmeister und Cochläus; von Seiten der Protestanten verordnete man Major, Brenz, Schnepf und Bucer, gegen den letztern aber hatte der Kurfürst von Sachsen das Mißtrauen, daß er in der Lehre zu nachgiebig sein werde. Luther erklärte sich dagegen, daß man Melanchthon dahin schickte, „denn es sei ein nichtig und vergeblich Colloquium. Sie haben keinen Mann, der werth ist, mit Melanchthon zu disputiren; auch ist er in Wahrheit krank." Der Kurfürst von Sachsen hatte auch schon vorher geäußert: „wenn der Kaiser vom Colloquium schweige, sollten die Evangelischen es auch thun. Da die Gegner in den klarsten Artikeln nicht weichen wollten, so müsse man das Heiligthum nicht vor die Hunde werfen. Auch würden die Gegner in den Artikeln der Messe, des Abendmahls ꝛc. viele Sprüche der Kirchenväter, obwohl sie sich nicht schickten, anführen, und es möchten langwierige, unfläthige Irrthümer über die Wahrheit die Oberhand behalten." Der neuerwählte Kurfürst von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, hielt zwar sein Versprechen wegen der Reformation nicht, doch sandte er auch Niemanden nach Regensburg, vielleicht, um im Fall des baldigen Kriegs den Landgrafen nicht zum Angriff zu reizen. Am 14. Januar 1546 bewirthete der Bischof von Aichstädt die protestantischen Theologen und äußerte bei diesem Anlasse: „Das Beste werde sein, wenn jene nach Trident gingen, um Andern, welche ihrer Meinung nach irrten, zu helfen, und dagegen auch sich selbst weisen zu lassen; der Kaiser werde verschaffen, daß sie sich nicht schlechterdings dem Concilium sollten unterwerfen müssen. Er für sich wolle bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bleiben." — Nachdem man vom 27. Januar besonders über die Rechtfertigung disputirt, erhielt man einen Beschluß des Kaisers, wonach nicht die Ge-

spräche selbst aufgezeichnet, sondern nur das Resultat derselben und die Punkte, worüber man sich verglichen habe, aufgeschrieben werden sollten. Dagegen sprachen die Evangelischen und forderten, daß sie wie bisher an die Fürsten wegen der Verhandlungen Bericht erstatten dürften. Als man katholischer Seits dies nicht zugeben wollte, so reichten die Evangelischen eine Protestation ein und reis'ten am 20. März ab. Hernach warfen beide Theile sich vor, das Collegium getrennt zu haben. Die Protestanten sagten, der Beschluß des Kaisers habe es veranlaßt, und die Katholiken behaupteten, ihre Weigerung und Abreise sei die Schuld der Aufhebung gewesen. Auf das Regensburger Religionsgespräch hatte auch noch Johannes Diaz, ein zum Evangelium übergegangener und gebildeter Spanier, den Bucer begleitet, und war von Malvendo als verstockter Ketzer erkannt worden. Darauf erschien des Diaz Bruder, lockte diesen nach Neuburg und ermordete hier denselben, ohne daß der Thäter zur Verantwortung gezogen worden wäre.

Indessen ging mit Anfang des Jahres 1546 der Schmalkaldische Bund wieder zu Ende und die Theilhaber hielten zu seiner Erneuerung mehrere Konvente zu Worms, Hannover und namentlich zu Frankfurt. Auch versammelte man sich, wie es in der Einladung hieß: „um des Pabstes Practiken, so er in dem Concilio ohne Zweifel gebrauchen, und zu seinem Vortheil untermengen wird, zu begegnen und bei Zeiten auf ehrliche und christliche Mittel und Wege zu denken und zu wachen, den widrigen Practiken zuvorzukommen.“ Philipp hatte seine Räthe vorausgeschickt, um vorläufig auf die Annahme tüchtiger deutscher Reiter zu dringen. Auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz kam nach Frankfurt und erklärte hier in einer Versammlung am 2. Februar

1546 seinen Beitritt zur evangelischen Religion. Auf seine Anfrage wegen anderer noch zweifelhafter Fürsten erklärte ihm der Landgraf: „Moriz hege gute Gesinnungen in der Religion, habe auch in dem Krieg gegen Herzog Heinrich beigestanden; Pfalzgraf Wolfgang, sein anderer Eidam, sei noch etwas engherzig; der Kurfürst von Brandenburg meine es gut, sei aber ohne Mittel; Nürnberg werde nicht schaden.“ — Obgleich alle Stände zu Frankfurt die Erneuerung des Bundes für nöthig hielten, und auch durch einen Ausschuß ein neuer Entwurf der Bundesurkunde aufgesetzt wurde, so kam doch ein eigentlicher Beschluß deshalb nicht zu Stande. Dagegen wurden die Kriegsaussichten immer drohender. Philipp schrieb an Granvella noch von Frankfurt aus: „Er höre aus deutschen und fremden Landen, der Pabst und der Kaiser wollten gegen die Protestanten mit der That und Gewalt nach eiligen Beschlüssen des Tridentinischen Conciliums mit Bann und Acht handeln, hierauf aus den Niederlanden wider den Erzbischof von Köln, aus Italien auf das Oberland, aus Böhmen gegen Sachsen ziehen. Der Kaiser solle auch willens sein, den nächsten Reichstag mit zehntausend Söldnern zu besuchen, was im deutschen Reiche unerhört sei. Viele Hauptleute zu Roß und Fuß selbst in Hessen rühmten sich kaiserlicher Anstellung und Wartegeldes, da doch ein Waffenstillstand mit den Türken, Friede mit Frankreich bestehe, und der Kaiser mit den evangelischen Ständen, die ihm wider alle seine Feinde geholfen, zu Nürnberg, Regensburg, Speier und anderwärts friedliche Tractate geschlossen. Zur Verhütung gegenseitiger verderblicher Rüstung möge er ihm die offene Wahrheit melden.“ Granvella antwortete: „Der Landgraf, als ein weiser Fürst, werde solche falsche Gerüchte nicht glauben; der

Kaiser, der keinen Vertrag mit dem Pabste geschlossen, habe auch keine Hauptleute geworben, wenn er gleich bei den gegenwärtigen Unruhen für die Sicherheit seines Landes sorge; er suche Ruhe und Frieden, habe deshalb den Reichstag angesetzt, und stütze sich auf die Bürgschaft des allgemeinen Vertrauens, das man zu ihm hegen müsse; wenngleich eine starke Begleitung, wie das Beispiel von Augsburg zeige, nicht ungewöhnlich sei. Gegen den mit so vieler Gelindigkeit gewarnten Erzbischof (von Köln) werde er sein kaiserliches Ansehen brauchen." — Auch machte der Kaiser wirklich auf seiner Reise zum Reichstage noch einen letzten und persönlichen Versuch, den Landgrafen für eine Vermittlung und nachgiebigere Behandlung der Religionssache zu bestimmen. Naves nämlich, der zur Beförderung dieser Sache auch an Köln und Pfalz gesendet war, äußerte unterwegs in einer Unterredung mit Graf Reinhard von Solms, der mit dem Landgrafen in naher Verbindung stand, daß, wenn Philipp auf der Reise des Kaisers mit demselben persönlich zusammentreffen würde, er eine gütige Aufnahme finden und sich von der friedliebenden Gesinnung des Kaisers auf's neue überzeugen werde, und daß durch eine solche Zusammenkunft beiderseitiger Verdacht und Mißtrauen am glücklichsten werde gehoben werden können. Zu Folge dieser Eröffnung schrieb der Landgraf an Naves: „die Gerüchte, daß der Kaiser Anstalten zum Kriege treffe, seien zwar vorhanden, er sei aber geneigt, dem, was Naves gesagt und Granvella geschrieben habe, mehr zu glauben und sei der persönlichen Zusammenkunft nicht abgeneigt, an welcher er wünsche, daß noch einige wenige andere Fürsten Theil nehmen möchten." — Der Kaiser besuchte auf dem Wege auch die Gemahlin des Pfalzgrafen Wolfgang zu Zweibrücken, die Tochter des

Landgrafen, welche damals im Kindbette war, auf das wohlwollendste, und erzeigte sich derselben, sowie auch allen Frauen ihres Hofstaats durch kleine Geschenke huldvoll. Der Landgraf kam nach erhaltenem Geleitsbriefe hierauf nach Speier, wo der Kaiser am Ende des März eintraf, zugleich erschien auch der Kurfürst von der Pfalz und ein Abgesandter von Würtemberg.

Die Unterredung am 28. März begann Philipp durch seinen Kanzler Tilemann von Günterode: „Ungeachtet aller ungünstigen Gerüchte über des Kaisers Absichten und auswärtigen Tractaten, und den Zweck des Conciliums, und im Vertrauen auf dessen letzte Zusagen gegen die evangelischen Religionsverwandte, hoffe er mit diesen, der Kaiser werde nicht aus dem Reich vorrücken, ohne gütlichen Religionsvergleich in deutscher National-Versammlung oder wenigstens eine Versicherung des Friedens und Rechts zu geben, wie sie dem Abschied zu Speier gemäß sei." Nach Abtretung aller Anwesenden antwortete Karl durch Naves: „Der Friede mit den Franzosen, die sich gern leichtsinnig rühmten, sei nicht gegen die Protestirenden, der Anstand mit den Türken sei noch gar nicht abgeschlossen und einer Religionsvergleichung keineswegs hinderlich. Das Concilium, von ihnen so oft begehrt, habe er zum Besten deutscher Nation gefördert; der von Köln habe sich nicht warnen lassen. Daß er keine kriegerischen Absichten habe, bezeuge seine Begleitung. Zu der Friedensliebe des Landgrafen habe er das beste Zutrauen; derselbe möge ihm sogleich persönlich oder nachher durch seine Räthe sein Bedenken eröffnen." — Philipp nahm das Wort: „Zu Deutschlands Wohl und um die Eintracht zwischen Kais. Maj. und den Ständen zu erhalten, übernehme er gern jede Mühe; er bedaure nur die Abwesenheit seiner Bun-

desverwandten. Er und seine Verwandten beabsichtigten nur Beschirmung bei ihrer Religion und gegen unbillige Gewalt. Diesen Zweck habe auch der Konvent zu Frankfurt gehabt. Es sei ihnen aus guter Hand berichtet, daß Franz I. um der Heirath seines zweiten Prinzen willen ihm Hülfe gegen die Protestanten versprochen; da der Kaiser des Friedens mit diesem Könige genösse, hätten weise Leute sich gewundert, daß er beim Türken Waffenstillstand gesucht; er selbst beruhige sich mit der Zusage, daß der Kaiser dabei das Wohl des Ganzen bezwecke; denn Deutschland bedürfe der Erholung. Sie hätten zwar um ein Concilium gebeten, aber um ein freies, gottwohlgefälliges, nationales, wofür sie das Tridentinische nicht halten können, wo mit Ausschließung der Idioten (wie man sie, die Protestanten, nenne) nur dem Pabst Geschworne entscheiden sollten. Daß er selbst Wege zur Vergleichung anzeigen solle, würde ihm wenig Dank auf beiden Seiten bringen, dazu gehörten viele Häupter. Doch wolle er sich mit des Kaisers Räthen deshalb gern besprechen. Ein Konvent deutscher Nation gebe mehr Hoffnung, als ein solches Concilium; denn die übrigen Nationen (Italiener, Franzosen, Spanier) wären von den Konfessionsverwandten in Lehre und Grundsätzen zu weit entfernt; Deutschland vertrüge hierin keine Hauptveränderung mehr; seines Erachtens sei jetzt nichts Besseres, als die Religion frei zu lassen, doch so, daß kein Stand den andern beschwere. Das Gespräch zu Regensburg sei unstreitig von Kais. Maj. aus guter Meinung veranstaltet, aber daselbst seien einige zanksüchtige Mönche, welche die verglichenen Punkte wieder ausstellten, und deren eigne Sittenlosigkeit wenig Hoffnung zur Reformation gewähre. Man müsse Männer wie Jacob Sturm, Georg Besserer, Franz Burkard und

Massenbach (der würtembergische Abgesandte) zur Vergleichung ziehen. Der fromme, nur auf Gott sehende, Erzbischof von Köln habe, ermächtigt durch den Regensburger Abschied (von 1541) und nach eigner gewissenhafter Ueberzeugung, eine Reformation begonnen, sehr gelinde, ohne Antastung der Kirchengüter, den ältesten Concilien und Regeln Tertullian's, Ambrosius, Augustinus und der heiligen Schrift gemäß; jede Gewaltthat gegen denselben würde bei Denjenigen, die noch weit mehr geändert, ein besorgliches Aufsehen machen." Karl antwortete in eigner Person: „Ueber das, was zu Frankfurt und sonst von ihnen gehandelt, genüge ihm des Landgrafen Bericht; durch das Concilium könnten sich die Geistlichen unter einander reformiren; die Beschlüsse desselben sollten gegen die Konfessionsverwandten keineswegs zur Gewaltthat führen; der Anfang des Regensburger nicht gehörig fortgesetzten Gesprächs sei gut genug gewesen; der von Köln habe sein Versprechen nicht gehalten, und bringe andere Menschen zu seinem Vornehmen, zu Regensburg sei wohl der Entwurf einer Reformation, nicht aber zugestanden, daß die Bischöfe einen neuen Glauben einführen sollten; als Kaiser habe er sich der in ihren Pfründen und Einkünften bedrohten Domherrn annehmen müssen; eine Unterredung des Landgrafen mit seinen Räthen lasse er sich gern gefallen." Der Kaiser ließ durch Naves einiges über den schnellen Abbruch des Regensburger Gesprächs und über die kölnische Sache hinzusetzen, worauf Philipp von neuem anhub: „er bitte Gott, daß er den Kaiser bei diesen Gesinnungen erhalte. Wenn derselbe in seiner Weisheit überlege, welche großen Vortheile ihm und seinen Erblanden Deutschland darbiete, so würde er nichts Ersprießlicheres finden, als durch billige, gnädige Regierung sich

aller Stände Wohlwollen und Dienste zu versichern. Deutschlands Entkräftung gereiche Kais. Maj. zum größten Schaden. Er möge ja nicht glauben, daß die Urheber und Theilnehmer des Conciliums eine Reform bewerkstelligten, da diese ihren Einkünften und sonstigen Interessen so nachtheilig sei. Zu Regensburg habe man weder Abschriften des Gesprächs, noch bis auf die letzte Stunde Schreiber und Notare bewilligt. Gropper und Andere zu Köln hätten anfangs selbst um eine Reformation angehalten, nachher den Erzbischof verlassen, der ein guter, seinen Schafen wohlvorstehender Hirte sei." — „Wie sollte der gute Herr reformiren, fiel der Kaiser ein, der weder Latein noch das Confiteor versteht (dem die Anfangsgründe fehlen), und Zeit seines Lebens kaum drei Messen gethan, deren ich zwei gehört?" — „Ich weiß Ew. Maj. zu sagen, antwortete Philipp, daß er einen guten Verstand in der Religion hat und fleißig in deutschen Büchern lieset." — „Reformiren, sprach der Kaiser, heißt nicht, einen andern Glauben und Religion einführen." — „Dessen ist er auch nicht geständig, sagte der Landgraf, daß er eine neue Religion angenommen, sondern nur, daß er die von Christus und den Aposteln gebotene Lehre wieder hergestellt habe. Daß er einige ungelehrte und unsittliche Pfaffen entfernt und bessere Seelsorger bestellt, sei seines Amts; es gäbe in den Ländern der andern Bischöfe viele Kirchspiele, in denen das Volk ohne Lehre und Unterricht gleich unvernünftigen Thieren aufwachse. Daß er ferner seine Geistlichkeit besteure und ihnen Einkünfte vorenthalte, könnten nur die Feinde des Bischofs der Kirchenverbesserung zuschreiben, dies sei die Folge der auf dem Reichstage zum Kriege wider die Türken und Franzosen ausgeschriebenen Steuern."

So endigte dieses Gespräch; es wurde aber am folgenden Tage in der Wohnung des Pfalzgrafen zwischen dem Kanzler Naves, Granvella, und anderer Seits dem Landgrafen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem würtembergischen Abgesandten fortgesetzt. Es war zuerst wieder vom Religionsgespräch die Rede, und daß die protestantischen Theologen dasselbe abgebrochen; der Landgraf äußerte hierüber noch keine sichere Kunde erhalten zu haben, er habe die Seinigen nicht zurückberufen, und in der That war auch der hessische Notar Johann Pistorius der Letzte, der sich bis zu einer billigeren Form des Gesprächs zurückzog, sowie Philipp überhaupt gerathen hatte, zur Abbrechung keinen offenen Befehl zu geben. Vielmehr, sagte Philipp, hätten die Vorsitzenden den Protestirenden weder Schreiber erlauben, noch ihnen Bericht an ihre Fürsten gestatten wollen. Den Hauptgegenstand betreffend, lobte der Landgraf abermals den zu Speier aufgerichteten Frieden, und erklärte, daß er ein besonderes Concilium zur Vereinigung der Religion nützlich halte; ein allgemeines Concilium, aus allen Nationen beschickt, könne dazu wenig dienen; — wenn man sich aber auch nicht vereinigen könne, so müsse doch der Frieden erhalten und der Speiersche Abschied beibehalten werden; die angenommene Religion könne nun einmal nicht mehr in Deutschland unterdrückt werden, sehr viele Tausende von Menschen würden darüber vertilgt werden, dem Kaiser selbst zum größten Verluste, den Feinden des Reichs aber und den Türken vor allen zum höchsten Gewinn. Granvella antwortete, der Speiersche Abschied sei den Zeitumständen nach gegeben, wer von beiden Theilen übrigens dagegen gehandelt, sei nicht verborgen. In National-Concilien habe man allezeit nur von Abstellung einzelner Fehler und Verbesserung

der Sitten gehandelt, vom Glauben aber und den Grundsätzen der Religion selbst nur auf einem allgemeinen Concilium (aus allen Nationen); es seien aber jetzt Spaltungen über den Glauben und vielfache Sorten, und so betreffe die Sache nicht Deutschland allein, sondern alle Völker des christlichen Namens. Uebrigens seien die (evangelischen) Theologen schwierige, seltsame, eigensinnige Leute, unter sich selbst uneinig, und schrieben lange Dinge; man müsse vielmehr Kurfürsten, Fürsten und andere geeignete Personen dazu nehmen und Mittelartikel machen. Uebrigens gewährten auch die Protestanten keine freie Religion: wer abweichend denke, den straften sie mit Kerker und Geldbuße, und wenn der Menge alles erlaubt würde, sei auch die weltliche Obrigkeit nicht gesichert. Der Langraf erwiederte, er handle nicht klug, daß er von so wichtigen Dingen ohne die Bundesgenossen rede, doch weil die Sache ohne Argwohn geschehe, wolle er fortfahren: „der Speiersche Abschied sei von der Gegenpartei durch die Erklärung, daß sie ihn dulden wollten, von ihnen dem Kaiser gegenüber durch die gegen Frankreich geleistete Hülfe doppelt versiegelt und unverletzlich geworden. Dem National-Concilium stände nichts entgegen, denn ihr Glaube sei der der Apostel, des Athanasius und des Nicäischen Conciliums; in den Hauptlehren stimmten ihre Theologen überein, in der Abendmahlslehre geständen jetzt alle, daß der Leib und das Blut Christi wahrhaftig empfangen werde; Wiedertäufer und andere Secten würden bei ihnen gestraft; also bedürfe es nur eine Vereinigung, bei der man der Ausländer entbehren könne. Daß Mittelartikel durch hohe Personen gefunden würden, wäre wohl gut, wenn man's treffen könnte dem göttlichen Wort gemäß, schwerlich aber ohne Theologen,

deren Mißbilligung den Handel noch böser mache. Die reine Predigt des Evangeliums ohne Zusätze, das vollständige Abendmahl unter beiden Gestalten und die Erlaubniß der Priesterehe, wie das letztere schon Paphnutius auf dem Concilium zu Nicäa gewollt, seien hinreichend zur Eintracht der ganzen deutschen Kirche. Betreffend, daß auch sie keine freie Religion gewähren sollten, so sei zwar wahr, daß sie an dem nämlichen Orte keine Verschiedenheit der Lehre duldeten, doch thäten sie Niemanden Gewalt an, tödteten Niemand des Glaubens wegen, und beraubten keinen des Vermögens." Er setzte noch hinzu, daß wenn die Augsburgischen Confessionsverwandten in den Ländern der katholischen Fürsten unverletzt blieben, und freie Religion in besondern Kirchen hätten, so würde er in seinem Theile nichts dagegen haben, den Katholiken in seinem Lande das Gleiche zuzugestehen; weil aber jenes verwehrt sei, so wollten sie ihrer Seits auch in ihren Gebieten Gleichförmigkeit der Lehre. — Granvella sagte: „Der Kaiser liebe die Religion und würde sich um des Pabstes willen zu keiner Unbilligkeit hinreißen lassen; nicht ohne großen Unwillen des Pabstes und seiner Partei habe der Kaiser den Speierschen Abschied gehalten, auch er und Naves wären deshalb verunglimpft worden. Bei einem Nationalconcilium sei kein Richter, denn die heilige Schrift werde nicht auf einerlei Art verstanden. Da das Gespräch nichts fruchte, und nur wenige Artikel verglichen seien, müsse man auf andere Mittel denken." — Der Landgraf bemerkte: „daß der Kaiser vom Pabste nicht abhänge, sei erfreulich; die römischen Bischöfe hätten vormals den Kaiser für die höchste Obrigkeit gehalten, jetzt sei der Kaiser dem Pabste vereidet; als letzter Richter müsse das Wort Gottes entscheiden, das dem geneigten Ge-

müthe des Menschen nicht dunkel sei; dasselbe zeige was Sünde sei, lade zur Buße und Besserung ein, und stelle Christus, welcher die Sünde der Welt auf sich genommen, als den vor, in dessen Namen allein Gott anzurufen sei zur Verleihung des heiligen Geistes. Diese Lehre, unveränderlich in der Kirche Gottes, predige das Unser Vater, das apostolische Symbolum und viele alte heilige Gesänge. Nicht was der größere Theil glaube, sondern was wahr sei, müsse man bedenken; auch in Jerusalem, als mehrere Apostel den heidnischen Völkern die Beschneidung zuführen wollten, sei durch die Stimmen weniger, Petri, Pauli, Jacobi und Barnabä, dieses Joch des ältern Gesetzes abgeworfen worden. Sie, die Evangelischen, wollten anderen Nationen nichts vorschreiben, sondern nur Deutschland zu Vergleichung führen. Aeußeren Frieden und Recht sichere der Speiersche Abschied." Als sodann der Kurfürst von der Pfalz um sein Gutachten ersucht wurde, schlug dieser ein neues Religionsgespräch, oder vielmehr die Fortsetzung des zu Regensburg abgebrochenen vor, und zwar so, daß über das ganze, was 1541 dort verglichen worden, nicht disputirt würde. Granvella suchte nun die beiden Fürsten zu bewegen, daß sie zum bevorstehenden Reichstage persönlich kommen möchten. Er sagte: „Der Kaiser begehre nichts höheres, als Vergleichung in der Religion, wo diese nicht erfolgte, wäre allerlei daraus zu besorgen. Er habe weder Heller noch Pfennig vom Reich. Da es aber darauf ankomme, Frieden und Ruhe zu pflanzen, so sehe er die Ungelegenheit seiner Person nicht an; ungeachtet seiner Leibesschwachheit sei er herauf gezogen, und habe weder mit Frankreich noch sonst jemand geheime Anschläge; wäre auch nicht gekommen, um einige Hülfe von den Ständen zu begehren; beide

Könige von Frankreich und England versammelten viel Volks, worauf er Aufsehen haben sollte; er habe es aber doch zurückgesetzt; auch sei seine Schwiegertochter in Spanien gestorben, dieser und anderer Sachen wegen habe er in Spanien zu schaffen; er begebe sich aber doch zum Reichstag; — sollte er nun allein dort ankommen, und die Fürsten nicht auch in eigner Person, so könne er nichts ausrichten; und es sei nichts, als daß man schreie Hülfe, Hülfe! und wollte doch keiner die Hand mit anlegen.“ Philipp ließ diese Worte nicht unerwiedert: „Der Kaiser habe zwar geringe Einkünfte vom Reich, aber von demselben unter allen Königen das höchste Ansehen; Deutschland liefere ihm allein seine Heere und jene mächtige Hülfe gegen Türken und Franzosen. Ihre Gegner schrien weit mehr wie sie und nähmen dennoch keine Gründe der Vernunft an. Allenthalben, wo sie sich willig zur Vergleichung gezeigt, hätten jene sich abgesondert.“ Als man den Landgrafen zu bewegen suchte zum Reichstag zu kommen: entschuldigte er sich mit der Größe der Unkosten, der Händel zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und Herzog Moriz wegen, die er persönlich schließen solle, und der Unsicherheit seines Landes wegen der Anhänger Herzogs Heinrich. An demselben Abend ließ ihn der Kaiser um eine nochmalige Zusammenkunft mit dem Bemerken ersuchen, daß ihn das heutige Gespräch mit Granvella nicht mißfallen habe. Auch hier dankte Karl dem Landgrafen, daß er bei ihm und dem Pfalzgrafen Verlangen nach friedlichem Einverständniß antreffe. Das Religionsgespräch sei er geneigt fortzusetzen oder auf's neue beginnen zu lassen. Nur möge Philipp auch in Person auf den Reichstag kommen, wenn nicht gleich anfangs, so doch später, und bedenken, daß der Kaiser jetzt seit drei Jahren, mit

Zurücksetzung aller Angelegenheiten, sich vorzüglich damit beschäftige, Deutschland zu beruhigen. Philipp blieb hierin unerbittlich, versprach friedliebende und wohlunterrichtete Räthe zu schicken und setzte hinzu, wenn dieselben nicht in allen Dingen dem Kaiser zu Willen wären, so geschähe dies nicht aus böser Absicht, sondern aus Gottesfurcht. Er selbst müsse sein ewiges Heil bedenken, dies Leben sei kurz und hinfällig. Bis Sinsheim begleitete der Pfalzgraf und Philipp den Kaiser.

Neunzehntes Kapitel.

Der Ingolstädter Zug gegen den Kaiser.

Am 10. April 1546 traf der Kaiser zum Reichstage in Regensburg ein, und König Ferdinand erschien auf die dringendste Einladung seines Bruders erst Ende Mai's, nachdem er die Zwistigkeiten der böhmischen Stände mit Schlesien und mit dem Herzog von Liegnitz zu Breslau geschlichtet hatte. Von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes kam Niemand, sonst aber Albrecht und Stephan von Brandenburg, Erich der Jüngere von Braunschweig und Herzog Moriz, der hier mit dem Kaiser eine geheime Verabredung traf. Ferdinand vermählte auch auf diesem Reichstage seine beiden Töchter, Anna und Maria, mit dem jungen Herzog Albrecht von Baiern und dem Herzoge von Cleve.

Bei der Eröffnung des Reichstages am 3. Juni blieb der Kaiser bei dem Religionsgespräch stehen, das

man gegen seine Absicht noch vor seiner Ankunft abgebrochen habe, klagte, daß so wenig Fürsten zugegen, und verlangte das Gutachten der Stände, was zu thun, und wie das Kammergericht wieder aufgerichtet werden möge? — In der Antwort trennten sich die katholischen und protestantischen Stände. Die Papisten bestanden auf dem Tridentinischen Concilium, und daß der Kaiser die Protestanten nöthigen sollte, sich den Aussprüchen desselben zu unterwerfen. Diese aber verharrten auf dem Speierschen Abschied und der versprochenen Nationalvergleichung. Daß der Kaiser aber damals schon zum Kriege, wie es mit dem Wunsch der katholischen Reichsstände übereinstimmte, entschlossen war: bewies er durch Absendung des Grafen Büren in die Niederlande, um die dortigen Truppen in's Reich zu führen, sowie mehrerer anderer Hauptleute an verschiedene, zum Theil nahe gelegene, Orte des katholischen Deutschlands, um Werbeplätze zu eröffnen. Am 9. Junius entsandte der Kaiser auf das eiligste den Cardinal von Trident nach Rom, um das Bündniß mit dem Pabste abzuschließen, welches auch am 26. Junius auf die Artikel zu Stande kam: „daß der Kaiser, weil die Protestirenden und der Schmalkaldische Bund dem Concilium sich nicht unterwerfen und nicht darauf erscheinen wollten, unter fortgesetzter ernstlicher Bemühung, sie ohne Krieg und durch gütliche Unterhandlung zu dem alten, wahrhaften, unzweifelhaften Glauben zurück zu führen, sich von dem gegenwärtigen Monat Junius an zum Kriege wider dieselben rüsten, und keinen der Kirche nachtheiligen Frieden, ohne Zustimmung des Pabstes, mit ihnen schließen wolle: und daß der Pabst, außer einer schon nach Augsburg erlegten Summe von 100,000 Kronen, noch andere 100,000 Kronen nach Venedig erlegen,

12,000 Italiener zu Fuß und 500 Reiter ausrüsten, und zugleich Bullen ausfertigen wolle, welche dem Kaiser die Hälfte einer Jahreseinnahme aus dem Kirchengut in Spanien, und den Verkauf von spanischem Kirchengut im Werth von 500,000 Kronen, jedoch gegen Ersatz, bewillige." — Die Protestanten, welche den Anfang des Krieges noch in diesem Jahre nicht erwartet hatten, wendeten sich zuerst an die katholischen Gesandtschaften, um gemeinschaftliche Vorstellungen wegen Erhaltung des Friedens im Reiche zu machen, was aber diese abschlugen. Sodann ließen sie den Kaiser befragen, ob die Kriegsrüstungen auf seinen Befehl geschehen und zu welchem Zwecke? Der Kaiser ließ antworten: „Unnöthig sei zu erwähnen, wie er seit Anfang seiner Regierung ein väterliches Gemüth zu deutscher Nation gezeigt, und allen Fleiß und Mühe angewandt habe, damit Frieden und Ruhe im Reich erhalten werden möge. Desselben Gemüths sei er auch noch, und auf nichts anderes bedacht, als daß aufrichtige Vergleichung zwischen den Ständen gemacht, auch beständiger Frieden und Recht erhalten werde. Und alle diejenigen, welche hierin ihm gehorsam wären, würden seinen gnädigen und guten Willen finden; wer sich aber nicht gehorsam beweisen, sondern widerstreben werde, gegen den werde er seine kaiserliche Autorität der Gebühr nach zu gebrauchen wissen." Den freien Städten Straßburg, Ulm, Augsburg und Nürnberg schrieb er deutlicher: „er wolle einige ungehorsame, ungetreue und widerspenstige Berauber und Zerstörer gemeinen Friedens und Rechtes zur Ordnung, Deutschland zu seiner hergebrachten Freiheit zurückbringen." Eine mündliche Erklärung Granvella's an die Gesandten jener Städte bezeichnete noch bestimmter die Bundeshäupter als „Ungehorsame und Rebellen."

Landgraf Philipp schrieb den 20. Juni an den Kurfürsten von Sachsen: „Wir haben uns wohl lang besorgt, es werde also zugehen und man werde unserer Seits zu lange schlafen. Da die Sachen also stehen, so ist alleweg von nöthen, daß E. L. und wir zusammen kommen; deswegen wollen sich E. L. auf's eiligste nach Thüringen, gen Gotha oder Eisenach, begeben, damit wir jederzeit ohne Säumen einander mit Schriften und eigner Person können erlangen. E. L. wolle uns auf's eiligste wieder schreiben, wie sich zu halten sein sollte, und ob's nicht eine Meinung und die Nothdurft erfordert, daß man zur Stunde etliche Knechte von Straßburg und aus dem Sächsischen und Niederlanden ließe anlaufen, auch etliche Reiter anreiten? Wir wollen E. L. nicht bergen, da große Theurung in unsern Landen ist, also daß wir haben unsern armen Leuten müssen eine merkliche Summe Getraides lassen, deswegen wir uns in unsern Festungen an Getraide sehr entblößt; so wollte E. L. uns aus dem Land zu Thüringen zu Speisung unsrer Festungen zweitausend Viertel Korn und zweitausend Viertel Hafer ein Jahr lang vorsetzen. Wollen wir E. L. desselben hinwieder ehrbarlich vergleichen, oder uns an Geld schlagen, wollen wir E. L. alsdann gütlich bezahlen. E. L. wolle bedenken, daß hauptsächlich vonnöthen die Festungen zu verwahren; denn wenn unsrer Festungen eine, als Kassel, Ziegenhain oder Gießen, erobert, würde man darin ein treffliches von Geschütz, Pulver, Kugeln &c. bekommen, dadurch der Gegentheil höchsten Vortheil erlangt. Und nachdem wir erzählt die Gefährlichkeit, die derzeit vorhanden, wolle E. L. uns verständigen, wie viel zu Roß und Fuß sie uns willens zuzusenden, wenn es über uns hergehen sollte, hinwiederum wir E. L., wenn es E. L.

gelten sollte. Es wird auch nöthig sein, da in unsern Ländern der Proviant so theuer ist und nicht zu erlangen, daß welcher unter uns beiden dem andern Hülfe schickt, daß solches auf des Schickenden Kosten geschehe. Wir bedenken, es sollte nicht schaden, daß E. L. Herzog Moriz schrieb, von S. L. zu erfahren, wenn es über E. L. sollte hergehen, was sich E. L. zu S. L. zu vertrösten?" —

Philipp entwickelte eine ungemeine Thätigkeit, schrieb die dringendsten Briefe an seine Bundesgenossen, suchte auswärtige Verbindungen wieder anzuknüpfen, namentlich mit Frankreich, wo Franz I. ihm sogleich die Pläne des Kaisers bekannt machte. Philipps Antwort fiel den Kaiserlichen in die Hände, worin er schrieb: „Die oberländischen Städte hätten bereits mehr als 20,000 guter Knechte beisammen, mit den sächsischen und niederländischen würde in wenig Tagen eine große Macht bei einander sein; nur möge ihnen der König mit etlichem Geld beförderlich helfen, denn großes Volk erfordere in die Länge viel Geld." Allein weder Frankreich noch England oder Dänemark leisteten thätigen Beistand, und Albrecht, sowie sein Vetter Johann von Brandenburg, denen der Kaiser vorgespiegelt hatte, daß dieser Krieg die Religion nicht betreffe, vergaßen der Erbeinung mit Hessen und dienten dem Kaiser. Am 20. Julius erfolgte die Achtserklärung gegen den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp.

In der Achtserklärung zählte der Kaiser neun einzelne Beweise des Ungehorsams auf, dessen sich die Fürsten gegen ihn und die Reichsgesetze schuldig gemacht hätten. Es sind dieselben vor allen: „daß sie durch die unziemliche und in Rechten verbotene Conspiration und gemachten Anhang, wodurch sie alle fruchtbare Handlung

zur Abstellung der Religionsspaltung und des gemeinen Nutzens deutscher Nation gehindert, dem Kaiser in ordentlichem Gebrauch und Uebung seiner Gewalt Eintrag gethan und sich derselben mit der That selbst angemaßt hätten; — ferner die durch Landgraf Philipp unternommenen Kriegszüge, die Entsetzung des Herzogs Heinrich; die gewaltthätige Einnehmung und freventliche Vorenthaltung von Regalien und Lehen, welche geistlichen Stiften und Prälaturen, auch Grafen und Herrschaften vom Reich verliehen worden; Entziehung der Unterthanen anderer Stände, unter dem Schein, sie in ihrer Religion zu beschirmen; Bemühungen bei ihren Mitständen, gegenwärtigen Reichstag nicht zu besuchen, zur höchsten Verachtung des Kaisers, damit in des Reichs beschwerlichen Obliegenheiten desto weniger etwas fruchtbares ausgerichtet werden möchte; Störung der obersten Justiz durch Verwerfung des Kammergerichtes, wodurch männiglich über Jahr und Tag rechtlos gelassen, was bei allen Nationen erschrecklich und unlöblich sei; daß sie Schmäh- und Schandschriften wider den Kaiser öffentlich umtragen und ausbreiten ließen; — Werbung bei fremden Mächten, um den Kaiser bei denselben so verhaßt als möglich zu machen, sie gegen ihn aufzuhetzen und durch geheimen Anhang, Fürschub und Förderung zu stärken; guter Wille sogar und Neigung, die deutsche Nation des Türken wegen in Gefahr zu setzen. Und alles dieses geschehe unter dem lieblichen und anmuthigen Schein der Religion, oder auch unter dem Vorwande angemaßter Erhaltung der Freiheit deutscher Nation, da sie doch nichts weniger als Vergleichung der wahren christlichen Religion, oder Erhaltung des Rechtes und der Freiheit deutscher Nation, suchten noch litten. — Dadurch also, daß sie ihm den schuldigen Gehorsam

unter dem Schein der Religion entzögen, sich gegen ihn erhöben und aufbäumten, gäben sie männiglich zu erkennen, daß ihr Gemüth und Vorhaben vielmehr dahin gerichtet sei, die kaiserliche Hoheit und Autorität, und mit derselben zugleich Religion, Frieden, Recht und Freiheit zu unterdrücken; ihren eignen Nutzen und Erhöhung dagegen unrechtlicher Weise zu suchen, jedermann unter ihr gewaltsames Joch und Tyrannei zu bringen; obschon er nun dieselben bisher gnädiglich verschont, und ihnen ihre Handlungen, mehr als ihm wohl gebührt hätte, ja mit Beschwerung des Gewissens, zur Verkleinerung seines Ansehens und zum Schaden anderer Reichsstände nachgesehen, und sich sowohl gegen den Kurfürsten als Landgrafen mit übermäßiger Geduld und Güte erzeigt, und gehofft habe, sie so von ihrer schweren Rebellion und Ungehorsam zuletzt abzuwenden und den Weg zur Strafe zu vermeiden, so werde er doch inne — daß sie in ihrem gewaltthätigen Vorhaben weder Gericht noch Recht leiden wollten, sondern aus bösem, neidischem und gehässigem Gemüthe — in ihrem argen Vorsatz verstockt und verhärtet seien, und je gütiger er sich ihnen erzeige, um so viel beharrlicher und verstockter in ihren freventlichen Unternehmen blieben; so habe ihn dieses zuletzt dringlich bewegt, sich seines kaiserlichen Amtes gegen dieselben zu gebrauchen.“ Hierauf war die Acht und Aberacht ausgesprochen, mit Entbindung ihrer Unterthanen von Eid und Pflichten, und mit dem Verbot ihnen Hülfe und Beistand zu erzeigen.

Dagegen wiesen nun Sachsen und Hessen in einem besondern „wahrhaftigen Bericht und summarischen Ausführung“ vom 15. Juli und später in der Beantwortung der Achtserklärung nicht ohne guten Grund nach, daß die Ursache des Kriegs die erwähnten einzelnen Vor-

gänge nicht sein könnten. Wegen der frühern Zwiste, dem Zuge Philipps wider die Bischöfe, dem Zuge gegen Würtemberg und andern könnten sie sich mit allem Fug auf den Frieden zu Kadan und die Verträge von 1541 und 1544 berufen. Bündnisse mit auswärtigen Fürsten zur Vertheidigung zu schließen, sei nach der goldnen Bulle erlaubt. „Wir sind, schrieben sie, von den Kurfürsten und Fürsten des Reichs die ersten nicht, die Schutzbündnisse mit auswärtigen christlichen Königen gemacht.“ Von dem Schmalkaldischen Bund selbst aber sagten sie: „wenn der Kaiser ihrer Religion einen beständigen, beharrlichen Frieden gegeben hätte, so hätte es des Bundes nicht bedurft; wäre die Ursache jenes Bundes gewandt worden, so würde er wohl gänzlich unterblieben oder längst vergangen sein. Denn jeder würde der Beiträge, neben den steten Türkensteuern, lieber vertragen gewesen sein, wenn er der Religion wegen in Ruhe und Frieden zu bleiben gewußt hätte.“ Nachdem sie auch die andern Beschuldigungen zurückgewiesen, schlossen sie mit den Worten: „Zudem ob wir gleich beide solches Ungehorsams mit Recht überwunden werden, so wäre dennoch dies nicht der rechte Weg gewesen, denselben Ungehorsam zu strafen, nämlich unser Land und Leute alsbald darum gewaltiglich zu überziehen, zu verheeren und zu verderben.“ — Die Sache betreffe aber das Wort Gottes und die von ihnen sogenannte wahre christliche Religion und derselben schuldige Erweiterung. — Darum kam es denn auch, daß Karl diesen Krieg einen Act der Autorität, der Pabst aber einen Kreuzzug gegen die Ketzer und die Evangelischen einen Vertheidigungskampf für Religion und deutsche Freiheit nannten.

Am 20. Julius langten nun in Regensburg zwölf

Fähnlein Spanier aus Ungarn an, wo dieselben in der letzten Zeit, bei stockender Besoldung von Seiten des Kaisers, viele Unordnung begangen hatten. Es erschienen auf 500 deutsche Reiter unter Markgraf Albrecht von Brandenburg und dem Deutschmeister Wolfgang Schutzpar von Milchling. Von Wien kam bald nachher auf Befehl König Ferdinands Geschütz mit Kriegsmunition, Shiffbrücken 2c. an. Der Herzog Wilhelm von Baiern hate erklärt, daß er an dem Kriege keinen Theil nehmen wolte, doch mußte er seine Festungen dem Kaiser öffnen. Am 16. Juli 1546 ging der Zug der Bundeshäuptr mit ungefähr zwanzigtausend Mann über Meiningen, Schweinfurth bis Donauwörth. Dem Herzoge von Baien hatten sie geschrieben, er möge das zu Ingolstadt und Rain gelegene Kriegsvolk fortschaffen. Als er antwortte, es stehe nicht in seiner Macht die Kaiserlichen auszureiben, ließen sie ihm sagen, sie müßten ihn, seinem Benemen nach, für ihren Feind halten. Da sandte er seinn Hofmarschall in das Lager der Verbündeten und liß erklären: die zu Rain liegenden Truppen seien nicht em Kaiser, sondern ihm verpflichtet, und hätten Befehl dn Bündischen keinen Schaden zu thun. Auch Herzog Urich hatte den Herzog von Baiern aufgefordert, einander nicht zu verlassen, sondern mit Gut und Blut beizustehen. Ulrich schrieb Anfangs Juni schon an Philipp: „Lieber Lps! ich will dich nicht lassen, hilf mir nur Luft machen.“ Und vom 26. Juni erließ Philipp ein Schreiben an Ulrich, worin es unter andern heißt: „Im Fall aber so der Kaiser zöge mit dem Heere etwa auf Frankfurt und wollte zwischen uns ziehen, so müßten E. L. die oberländischen Städte, und wir hinter ihm, überziehen, und etwa in Franken zusammen kommen und danach auf den Feind ziehen; wo

denn der Kurfürst von Sachsen von Böhmen her nicht zu hart gedrängt würde, so könnten S. L. mit ihrem Volk zu uns nach Franken, oder da der Gegentheil nicht nach Frankfurt zöge, etwa um Frankfurt zu unserm Volk kommen, und besetzten S. L. dann Wittenberg, Gotha 2c. Das ist unser Bedenken, doch stellen wir's zu weiterem Bedenken des Kurfürsten und E. L. Wir hoffen, ob Gott will, zu Reitern und Knechten in guter Anzahl zu kommen, haben allbereits an 2000 Pferde und 17 Fähnlein Knechte bestellt und bestellen noch täglich mehr Reiter und Knechte. — Hierzu will aber Geld gehören. Wir unterlassen nichts, wir borgen auf Schlösser und Städte wie wir können, und wollte Gott, daß wir für unser halb Land Geld hätten, wir wollten's an nichts fehlen lassen. Wüßten E. L. auch uns Wege anzuzeigen, wir wollten gern etliche Aemter in unser oberen Grafschaft verpfänden, wer uns Geld darauf thät. Es ist uns wahrlich dieser Anschlag genugsam schwer, wo es also käme, daß wir aus unserem Land ziehen und das verlassen sollten; denn sobald wir daraus ziehen, würde Maximilian von Iselstein, genannt Büren, mit seinem Kriegsvolk darin ziehen. Wir denken aber auf das Ende des Handels, daß wir unsre Macht zu Hauf thun, zusammen ziehen und einem Haufen des Gegentheils die Spitze bieten. Hülfe uns dann Gott, daß wir einen Haufen schlügen. — Wollte Gott, daß man uns gefolgt hätte; wir haben auf vielen Tagen von diesen Dingen gesagt, daß der Gegentheil einmal also thun werde. Wir haben zuletzt zu Frankfurt und Worms, und im Anfang jetzigen Reichstags zu Regensburg, geredet und getrieben, sich anders in die Sachen zu schicken. Es wollte aber nicht gehört werden. Solches ist aber jetzt vorüber, man thue nun soviel als möglich

ist. In jedem Fall ist unser Rath, daß man die Schweizer auf dieser Seite erlange, daß sie uns zuziehn, oder um Geld dienen, oder in den Sundgau, Breisgau, Elsaß, Tyrol ꝛc. fallen. Sollte aber der Zug in's Oberland gelten, so wäre am besten, daß E. L. und wir die Schweizer bei uns hätten, wenn es zur Schlacht käme."

Der Achtserklärung setzten die verbündeten Fürsten damals zwar verachtenden Trotz entgegen, der spätere Erfolg aber bewies, wie tief noch die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Ansehen im Gemüthe der Nation gewurzelt war, und welche Stärke noch immer in der bloßen Vorstellung lag, daß gewaltsamer Widerstand gegen die höchste Obrigkeit unrechtmäßig sei. So antworteten die katholischen Orte der Schweiz dem Kaiser: „daß sie dem Bündniß treu bleiben wollten, welches sie mit den Häusern Oesterreich und Burgund verbinde, und nicht gestatten, daß welche von den Ihrigen die Kriegsmacht der Gegner verstärkten, und welche schon gegangen wären, wollten sie zurückrufen." — Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen aber erklärten: „da nicht von beiden Seiten der nämliche Grund des Krieges angegeben werde, und das vom Pabste der Schweiz mitgetheilte Bündniß klar besage, daß der Krieg der Religion wegen unternommen werde, so wollten sie sich der Antwort besinnen, und warten, bis sie vom Kaiser die Versicherung erhielten, daß er ihre Religion ihnen unverletzt und ganz gestatte."

Philipp soll, als des Kurfürsten Kriegsmacht noch bei Halle in Sachsen lag, geäußert haben, wenn jener ihm nur seine Reiterei senden wolle, so sei er der Hoffnung, den noch ungerüsteten Kaiser in wenig Tagen aus Deutschland zu treiben. Karl hatte zu Regensburg nur neuntausend Mann, und Ulrich allein schickte zum

Bundesheer noch 28 Fähnlein unter Hans von Heydeck, so daß es an sieben und vierzigtausend Mann begriff. Doch verachtete man Philipps Rathschläge und griff den Kaiser weder zu Regensburg noch in Landshut an. In einem Bedenken der oberländischen und sächsischen Kriegsräthe wurde nun darauf angetragen: „auf dem südlichen Donauufer nach Regensburg zu ziehen, das Städtchen Rain, als einen wichtigen Paß für Zufuhr und Proviant, zu besetzen, so auch die Orte um Ingolstadt und eben so Landshut an der Isar, als einen Paß, durch welchen dem Kaiser das fremde Kriegsvolk von Italien und Zufuhr zugehen sollte. — Zöge sich der Kaiser gegen Innsbruck zurück, so seien die Päſſe Kuefstein und Rohdeburg zu besetzen. — Das schwere Geschütz sei aus Augsburg und Ulm zu vermehren, und am Rhein eine Anzahl Reiter und Knechte zu lassen, um in Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz, dem niederländischen Kriegsvolk unter Büren den Weg zu verlegen.“ Schärtlin war Oberster aller oberländischen Städte und hatte 84 Fähnlein, worunter 12 Fähnlein Schweizer waren. Er nahm die Ehrenberger Klause und Füssen, und hatte Lust, auf eigne Hand Eroberungen in Tyrol zu machen, als die Verbündeten ihn zurückriefen. Bei Rain besetzte er die Lechbrücke und nahm das Städtchen, während der Kurfürst und der Landgraf ein Lager zwischen Donauwörth und Rain aufschlugen. Unterdessen hatte das Heer des Kaisers sich in Landshut, wohin er gezogen war, durch 11,000 Mann italienisches Fußvolk und 600 Reiter, 24 Fähnlein Spanier aus der Lombardei und Neapel, 300 Reiter vom Herzog von Florenz, 200 Reiter von Ferrara und 15 Fähnlein deutscher Knechte verstärkt und ging wieder damit zurück nach Regensburg. Darauf zogen die Gegner wieder

über die Donau, „damit er ihnen nicht vorziehe, etwa nach Würtemberg, oder dem von Büren entgegen, oder gegen Sachsen.“ Man zog durch böse Wege in's Nordgau an die Altmühl, wandte sich aber wieder auf die Nachricht, daß der Kaiser nach Ingolstadt ziehe. — Er ließ das Heer bei Kaisershofen, am 24. August, auf einer Schiffbrücke die Donau übersetzen. Bei Nassenfels war ein Scharmützel mit den Hessischen, dadurch von Folgen, weil der Kurfürst, mißvergnügt darüber, daß Philipp sich darin eingelassen, ohne ihm etwas zu sagen, erklärte: „wo dieser mehr dergleichen ohne ihn anfinge, so würde er hinweg aus dem Felde ziehen“, wonach denn Philipp ihn überall als einen ersten Oberhauptmann mit Nachtheil hören mußte. (Die Oberherrschaft wechselte bekanntlich halbjährlich.) Am 30. August recognoscirten zuerst die Hauptleute und hernach der Landgraf das Wasser, die Schutter, ob man hinüberziehen könne, sich hart an des Kaisers Lager zu legen; um diesen entweder zum Schlagen oder zum Weichen zu bringen. Des andern Tags zog der Landgraf hinüber, der Kurfürst aber säumte noch, weil Heydecks Knechte kein Pulver hätten. Philipp stellte sich dennoch in Schlachtordnung und ließ mit einigen Stücken in's kaiserliche Kriegsvolk schießen, welches sich zurückzog. Schärtlin stellte sich mit 8000 Mann der Stelle gegenüber, wo der Kaiser selbst mit den deutschen Knechten stand. Dann kam auch der Kurfürst und bildete den rechten Flügel. So rückte man hart vor des Kaisers Schanze, nahe bei Ingolstadt, und beschoß dieselbe an allen Orten mit dem groben Geschütz. Philipp wünschte nun, daß man mit zwei Regimentern Knechten fortgedrückt, und durch die Schanzgräber die Schanze hätte einreißen lassen, um dann mit den Reitern und allem Volk auch hinein zu setzen; er

ritt deshalb zum Kurfürsten und sagte vor den versammelten Obersten und Kriegsräthen: „wenn er jetzt der Sachen allein Gewalt hätte, wie damals, als er Herzog Ulrich sein Land wieder erobern geholfen, so würde er bei seiner Seelen Seligkeit rathen es so zu machen.“ Der Kurfürst meinte aber, Ingolstadt sei fest und möchte viel Geschütz haben, man wisse auch nicht, wessen man sich zu der Stadt zu versehen hätte. Es unterblieb also. Viele sagten nachher, und der Landgraf wiederholte es oft, wäre an dem Tag seine Meinung befolgt worden, so wäre der Kaiser des Tags geschlagen gewesen. Am 2. und 3. September wurde hart auf Schanze und Lager des Kaisers geschossen, und am letztern Tage auch an einer Stelle „das Lager aufgeschossen, auch die vom Feinde aufgestellten Katzen hinweggeschossen, so daß man dieselben in drei Stunden nicht brauchen konnte.“ Die Italiener machten einen Ausfall, den Gegnern das Geschütz abzunehmen, zogen sich aber nach einem heftigen Scharmützel zurück. — Der hessische Zeugmeister, Hans Rommel, erbot sich, „wenn man ihm 500 Mann gäbe, so wolle er die kaiserliche Schanze zu nehmen sich unterstehen;“ der Kurfürst war aber dagegen, weil die von ihm erst zur Besichtigung geschickten Leute meinten, es wäre nicht wohl zu thun. „Wir glauben, schrieb Philipp später, wo man solchem Bedenken gefolgt, es wär des Tages was stattliches ausgerichtet worden.“ Uebrigens war das Schießen an diesen Tagen so heftig, daß es schien, „als wollte die Erde selbst zu Grunde gehen.“ Der Kaiser, welcher ungleich weniger Truppen hatte, nahm die angebotene Schlacht nicht an; er ließ vielmehr das Lager mit allem Fleiß befestigen und war selbst dem feindlichen Feuer ausgesetzt, indem mehrere Kanonenkugeln durch sein Zelt schlugen und nahe bei ihm einige

Leute und Pferde tödteten. Auch fanden mehrere nicht unbedeutende Reitergefechte Statt, worin einzelne mit kühnem Heldenmuth, und gleichsam im ritterlichen Kampfspiele, gegen viele stritten. Erzählt wird, einer der protestantischen Fürsten habe auf den Vorschlag mit dem Kaiser ein Treffen zu liefern, geantwortet: „Ich habe Land und Leute zu verlieren.“ Schärtlin aber darauf versetzt: „Und ich Burtenbach.“ — Nach einem mißlungenen Versuche am 4. September gaben die Verbündeten alle Angriffe auf das Lager des Kaisers auf und zogen zurück, wobei Philipp Thränen in den Augen hatte. Tags darauf setzten sie ihren Zug gegen Neuburg und Donauwörth fort, und suchten von dort dem Grafen von Baiern zu begegnen, der aus den Niederlanden dem Kaiser ein beträchtliches Heer zuführte. Büren mit 6000 Pferden und 15,000 Mann zu Fuß zog, ohne Widerstand zu finden, über den Rhein, und brachte in der Nacht des 15. Septembers seine Vereinigung mit dem Kaiser zu Stande, indem er durch eine Kriegslist die Verbündeten täuschte. Der Kaiser ließ nun wieder bei Ingolstadt die Donau übersetzen und rückte nach Neuburg vor, den Sitz der Regierung des Pfalzgrafen Ott-Heinrich, welches sich an den Kaiser ergab. Das Schloß wurde geplündert, die Besatzung der Bundestruppen mußte schwören, in vier Monaten nicht wider den Kaiser zu dienen und wurde entlassen. In Neuburg ward von Karl ein Landeshauptmann eingesetzt. Darauf wandte sich der Kaiser nach Nördlingen, der Kurfürst und der Landgraf folgten mit ihrem ganzen Heere. Der Kurfürst besetzte mit dem Vortreffen einen Berg bei Nördlingen und gegen den Nachzug geschahen von den Kaiserlichen hitzige Angriffe. Philipp verstärkte die Nachhut und stellte auch das Mitteltreffen zur Schlacht auf,

worauf auch der Kurfürst zurückkehrte. Man hatte geglaubt, es komme zur Schlacht, und auch der Kaiser, des Podagra's und heftiger Schmerzen am rechten Schenkel ungeachtet, legte seine Rüstung an, und zeigte sich zum Kampfe bereit. Da aber Philipp nicht angriff, und der Kaiser es für vortheilhafter hielt, wegen der Mehrzahl und der vortrefflichen Reiterei der Gegner, nicht selbst anzugreifen, so kam es zu keiner eigentlichen Schlacht. Auf den Befehl in's Lager zurückzugehen, riß der Graf von Büren unmuthig den Helm vom Haupt und warf ihn zu Boden.

Am 5. October waren kleine Gefechte; dann wandte sich der Kaiser mit dem Heere gegen Ulm und ließ zunächst Lauingen angreifen. Indessen fürchtete Augsburg den Angriff des Kaisers und beschied deshalb Schärtlin, eilig hin zu kommen. Dieser hatte drei Fähnlein Lauingen zu Hülfe gesandt, welche aber, als sie den Feind schon davor fanden, umkehrten. Nun zog Schärtlin nach Augsburg und blieb daselbst, obgleich er mehrmals in's Feld gefordert wurde. Durch tägliche Ausfälle gegen die zu Dillingen und Donauwörth liegenden Feinde fügte er den Kaiserlichen vielen Schaden zu. Als die Bundesfürsten erfuhren, daß der Kaiser Lauingen genommen habe, besorgten sie, er möchte ihnen das Brenzthal abgewinnen, oder vor Ulm ziehen, und nahmen daher den Zug nach Giengen. Am 14. October zogen sie ganz nahe auf der andern Seite der Brenz an des Kaisers Heer vorüber, so daß man die Trommeln hörte, und der Kaiser von einer Höhe her ihren Vorzug besichtigte; aber doch griff er die Vorüberziehenden nicht an. Auch gab er den Angriff auf Ulm auf, dessen Besatzung durch die Bundesfürsten auf 3000 Schweizer und 1500 Knechte gebracht und welches durch die Stellung des

Heeres bei Giengen geschützt war. So blieben die Lager bei Suntheim und Giengen durch 17 Tage gegen einander, während welcher Zeit zwar viele einzelne Scharmützel, aber kein wichtiges Gefecht stattfand. Einige Geschwader der kaiserlichen Reiterei, die sich jenseits des Flusses auf einem Berge vorgewagt hatten, suchte man abzudringen, doch zogen sich dieselben zurück: „so man damals fortgedrückt hätte, schrieb Philipp später, so wäre es ohne trefflichen Schaden des Kaisers nicht abgegangen; sondern es wären ihm etliche Geschwader Reiter und Knechte erlegt worden.“ — Am 16. entspann sich aus einem Angriff auf des Landgrafen Proviantwagen ein allgemeineres Gefecht, woran Philipp selbst Theil nahm, und wozu er alle seine Reiter und Knechte ausziehen ließ. Er drängte die kaiserliche Reiterei und Schützen aus einem Gehölze auf dem oben erwähnten Berge hinweg, und ließ von da mit großem Geschütz bis über den Fluß schießen; auch an der Furth war ein hitziges Reitergefecht. — Wieder machten die Kaiserlichen mit 3000 Büchsenschützen einen Angriff, um die Feinde in einen Hinterhalt zu locken. Es waren hurtige Leute, die sich leicht zur Flucht wandten, während die ganz gewappneten Deutschen ihnen nur mit Mühe folgten. Dies Gefecht veranlaßte die Aufstellung des Bundesheeres. Die Würtemberger und Bundesstädte hatten den rechten Flügel, Philipp den linken, die Sachsen die Mitte; das ganze Heer war in zwei Treffen geordnet. Der Kaiser aber hielt es für vortheilhafter, keine Schlacht anzufangen; er versprach sich von der Zeit gewissere Vortheile, der Ermüdung oder Uneinigkeit der Bundesverwandten wegen, und fuhr nur fort, die Gegner durch kleinere Gefechte bei Tag und Nacht zu beunruhigen. Allein es schien, als brächte die Verzögerung dem Kaiser

mehr Nachtheil, als den Gegnern. Die Bundestruppen erhielten Verstärkungen; so kamen in's Lager bei Giengen 30 neue Fähnlein aus Würtemberg. Im Heere des Kaisers erhielten dagegen nicht alle ihren Sold und ordentliche Verpflegung. Es trat Mangel ein, heftige Winde, fortwährender Regen und Kälte erregten Krankheiten, auch nahte der Winter. Der Kaiser zog nach Lauingen zurück und lagerte bei Dillingen und Wittlingen, ohne daß es dem Bundesheere möglich gewesen wäre, ihn von Giengen aus anzugreifen.

Unterdessen hatte das Kriegsvolk des Königs Ferdinand und Herzogs Moriz die in Sachsen zurückgebliebenen Soldaten des Kurfürsten Johann Friedrich in zwei Gefechten geschlagen, und das ganze offen stehende Land, mit Ausnahme der festen Orte Torgau, Wittenberg, Halle und Gotha, besetzt. Diese Nachricht, die im kaiserlichen Lager mit Freudenschüssen verkündet wurde, bezeichnete die Wendung der Dinge. Der Kurfürst, durch klägliche Darstellungen seiner Gemahlin bewogen, wollte mit seinem Heere aufbrechen. Philipp suchte ihn noch einige Zeit zurückzuhalten, denn er sah wohl ein, daß bald etwas Entscheidendes geschehen müsse, da es an Geld mangelte und die strenge Jahreszeit Krankheiten verbreitete. Er schrieb deshalb an Herzog Ulrich: „Wenn man in 14 Tagen nicht etwa mit dem Feinde sich schlagen könne, so werde man das Heer zertrennen müssen; er sei sein Lebenlang in keiner Sache betretener gewesen; er habe aber bedacht, ob nicht das würtemberger Land dadurch beschützt werden könne, daß zwei Regimenter etwa und etliche Geschwader die Steigen besetzt hielten, und während dem das übrige Volk in den fränkischen Bisthümern werde überwintern können, um Geld zu machen; auch könnte Ulrich dem Könige

Ferdinand in's Land fallen, weil derselbe sich jetzt offenbar durch den Zug aus Böhmen als Feind zeige." Es geschah aber nichts, und da die Trennung des Heeres immer unvermeidlicher schien, verlangten die Bundesräthe zu Ulm, man möge sich schlagen; Philipp aber schrieb an seine Räthe in Ulm, Tilemann von Günterode und Sebastian Aitinger: „Solltet ihr euch der Dinge, so Kriegsräthen nicht zustehen, nicht unternehmen; lassen uns schier dünken, daß Doctores und Schreiber wollen Kriegsleute und die Kriegsleute Doctores sein. Jedermann will jetzt, da der Feind wohl noch einmal so stark ist, als er vor Ingolstadt war, von großem Schlagen sagen, und vor Ingolstadt wollte man nicht fort. Wir können nicht denken, daß es nützlich zum Schlagen sei; — wir finden im Kriegsvolk nicht so große Lust zum Schlagen; der Krieg ist bisher meistentheils über unsere Reiter gegangen, und am wenigsten über die Knechte; finden nicht, daß die Knechte noch große Bäume ausgerissen haben, allein was sie mit großem Geschrei: Geld, Geld, Geld! thun. — Möchten leiden, daß die, so große Lust zum Schlagen haben, das wir jetzt thun sollen, herkämen und bezahlten das Kriegsvolk, hülfen alle Dinge selbst besehen, zögen gegen den Feind vor den Bauern her, so wollten wir nicht dahinter bleiben. Denn daß sie 5 oder 6 Meilen vom Feinde sind, in einer warmen Stube sitzen, ein Ding sich vorstellen und da rathschlagen und vorschreiben wollen, wie man gegen den Feind ziehen und mit ihm sich schlagen soll, dünkt uns, sie werden einen solchen Handel schwerlich treffen zc." Philipp führte zugleich an, man habe jetzt bis 1600 Reiter und 10,000 Knechte verloren; der Kaiser habe wohl dreimal so viel Reisige, und statt der abgegangenen Landsknechte schicke man ungebrauchte Bauern; es fehle an

Geld; am meisten aber habe in diesem Zug geschadet, daß zwei Häupter gewesen: „was einer gebietet, verbietet der andere; einer will seine Leute verschonen, spricht, man mache sie zu müde, das anderemal haben sie noch nicht gegessen und was der Dinge mehr seien; will man schlagen, so hat einer ein anderes Bedenken. Soll man nachdrücken, so geht's auch also zu, und ist derer, welche rathen, so viele, daß nichts von Statten geht. Hätte man zeitig, als wir das erstemal vor Donauwörth kamen, auch seit der Zeit, wie ich oftmals darum angeregt habe, einen Obristen gemacht, er wäre auch gewesen, wer er wollte und hätte dem vier Kriegsräthe zugeordnet, und den schaffen lassen mit allem Volke, so hoffen wir, es sollten die Sachen längst besser stehen. Da auch noch jetzt sollte mit Vortheil geschlagen werden, so müßte es also sein, daß man einen Obristen verordnete, er wäre adelig oder unadelig, gäbe dem vier Kriegsräthe zu, ließ ihn gewähren, wie er es macht. Denn sonst will einer mit seinem Volk auf der rechten Hand ziehen, als wenn man auf einem Reichstag einziehet. Danach will er nicht haben, daß man seine Reiter also bemühe. Darum so muß es durch Ein Haupt geschehen, welches Ansehen habe, also daß wenn einer spricht: ziehe daher mit dem Geschütz, dorthin mit einem Haufen Knechte und hierher mit etlichen Geschwader Reitern! daß dem auch nachgelebt werde von allem Volke, es stehe gleich zu, welchem Heere es wollte. Denn es uns dieser Sache halber in diesem Zuge dermaßen begegnet ist, daß wir, ob Gott will, einen solchen Zug nimmermehr thun wollen."

Um den Kurfürsten von Sachsen zu beruhigen, schrieb Philipp auch an seine Tochter Agnes, Gemahlin des Herzogs Moriz: „Liebe Tochter, ich habe E. L. Schreiben gelesen und daß es E. L. Herrn und Gemahl

und E. L. wohl gehet, das höre ich gern; daß auch S. L. (Moriz) mein guter Freund sein will, nehm ich zu Dank an, es soll auch S. L. immer an mir einen guten Freund finden. Es bekümmert mich aber nicht wenig, daß S. L. sich hat überreden lassen, des Kurfürsten Land einzunehmen und ihm eine Verwarnung zuzuschicken; denn wahrlich es bei vielen Leuten nicht gebilligt wird, wenn S. L. in solchem Vornehmen beharren würde, und wenn er was inne behalten würde, so könnten die Stände den Kurfürsten doch nicht verlassen. Die Ursache, warum der Kurfürst von Böhmen (König Ferdinand) das thut, so kommt es daher, daß er mit uns in diesem Krieg und Hülfe begriffen; — darum bitte deinen Herrn auf's höchste von meinetwegen, daß er von seinem Vornehmen abstehen wolle. — Wie dieser Krieg steht, habe ich dir vorher geschrieben, was sich seitdem zugetragen, findest zu hierneben; ich bin Gottlob gesund, unsre Feinde gewinnen nicht viel an uns, wenn wir einen Todten haben, so haben sie drei; wir wollen es länger mit ihnen aushalten, denn sie meinen. Sag deiner Tochter viele gute Nacht; ich wollte sie gern sehen. Ich habe meinem Sohn, deinem Herrn, geschrieben und Friedensunterhandlung bewilligt, so er handeln will, steht es bei ihm rc."

Am 23. November zog das Bundesheer bei tiefem Schnee und heftiger Kälte ab und zwar zuerst nach Heidenheim; nachdem sie noch Gemünden heimgesucht und von der Stadt 40,000 Gulden erzwungen, trennten sich die Kriegsvölker unter dem Kurfürsten, dem Landgrafen und Schärtlin. Der Kaiser erließ darauf eine Proclamation, erwähnte darin die Ursachen und den Erfolg des Kriegs gegen die in die Acht erklärten Anhänger und Fürsten des Schmalkaldischen Bundes, und wie diese,

ihres Pochens und Trotzens ungeachtet, nichts ausgerichtet, sondern vielmehr jetzt flüchtiger Weise abgezogen seien, und verlangte nun, da er gesonnen sei, sie mit allen Kräften zu verfolgen, von den Reichsständen in Franken und am Main, sie möchten sich der Geächteten nach Kräften erwehren, ihm selbst aber durch Vorrath an Lebensmitteln und Beistand zu Roß und Fuß alle treue Hülfe leisten. Darauf schickte der Kurfürst von der Pfalz noch im selben Monat den Friedrich von Flörsheim zum Kaiser, um sich bei diesem zu entschuldigen; er sei über den Zweck des Krieges betrogen worden, habe zwar 400 Reiter zum Bundesheer stellen müssen, dieselben aber wieder abgefordert. Der Kurfürst begab sich dann selbst nach Hall in Schwaben, wo Karl verweilte, beugte sein Haupt vor dem Kaiser und sagte: „Im Falle er unrecht gehandelt, und darin Schuld trüge, sei es ihm zum höchsten leid." Der Kaiser verzieh, „weil es ihm jetzt leid sei, und in der Zuversicht, daß er künftig, wenn sich wieder etwas Beschwerliches ergäbe, seiner Pflicht mehr gemäß handeln würde." Nach ihm traten die Gesandten von Ulm ein, knieten vor dem Kaiser und sprachen im Namen ihrer Stadt, sie erkennten den Irrthum, worin sie gefallen, und wie sie die kaiserl. Maj. auf's höchste beleidigt hätten; da aber keine Schuld so groß sei, daß sie nicht bei Gott dem Allmächtigen Verzeihung finde, wofern man sich dieselbe von Grund des Herzens leid sein lasse, so hofften sie auch vom Kaiser Verzeihung für ihr Vergehen gegen ihn, als der ein Ebenbild des Allmächtigen darstelle. Sie wollten die Wiederaufnahme in seinen Schutz und Schirm mit Gut und Blut verdienen. — Der Kaiser ertheilte ihnen Verzeihung und reichte einem Jeden die Hand, zum Zeichen der Aussöhnung; behielt sich aber vor, was für Frieden,

Ruhe und Einigkeit des Reichs vorzunehmen, nützlich und dienlich sein werde! Eben so leisteten die Bürgermeister von Frankfurt persönlich die Huldigung; und die Gesandten von sieben Städten, darunter Kempten und Memmingen, kamen an einem Tage in derselben Absicht. Bei allen machte der Kaiser gleichen Vorbehalt, wie bei Ulm. Unterdessen hatte das kaiserliche Heer unter Alba das Land bis Heilbronn eingenommen, hier erschien eine Gesandtschaft, des Herzogs Ulrich gänzliche Unterwerfung anzutragen, und es kam zum Vertrage, nach welchem Ulrich die wohlbesetzten und mit allem versehenen Festungen Hohenasperg, Kirchen an der Eck und Schorndorf übergab, und 300,000 Gulden bezahlte. In den Festungen fiel auch eine Menge von den Bundesgenossen hinterlassenes Geschütz in des Kaisers Hände. So hatte der Kaiser also ohne entscheidende Schlacht dennoch in diesem Theile des Kriegs den entscheidenden Sieg gewonnen, und er erwog, was schon jetzt, in Folge der seither erreichten Vortheile, für den Zweck des Kriegs geschehen könne. So schrieb er zu Heilbronn am 9. Januar 1547 an seinen Bruder: „Da nun Gott gefallen hat, mir dieses Glück zu geben, wofür ich ihm Dank sage und dasselbe auch für seinen heiligen Dienst zu benutzen wünsche, besonders in dem, was das Heilmittel der Religion in Deutschland betrifft; — und indem ich die Ursachen bedenke, um welcher willen ich, wie euch bekannt, gezwungen war, in diesen Krieg mich einzulassen, und auch, daß es wichtig ist, unsre Autorität im Reiche herzustellen, für das eigne Beste der Stände desselben; — finde ich mich gehindert, eine Entschließung über das, was jetzt geschehen solle, zu fassen. — Die Schwierigkeit aber, worin ich mich befinde, liegt im Entschluß, was für jetzt zu geschehen ist, und ob ich

ohne Rückhalt beginnen soll mit der Religionssache, einem jeden insbesondere befehlend, gänzlich zur alten Religion zurückzukehren, indem, wie es auch mit der genommenen Veranlassung gewesen, die Rebellen zu bestrafen, diese dennoch in ihren Schriften und eidlichen Versicherung dem Volke den Glauben beigebracht haben, daß es um der Religion willen sei, und man demnach denken kann, daß die, so sich unterworfen, darauf gefaßt sein werden, sich darin fügen zu müssen; — und daß, wenn solches mit Wärme befohlen, und die Prediger gestraft werden, alle sich dem fügen werden; und so an diesem Ende jetzt in der Sache der Religion geholfen würde, nach der Verpflichtung, die wir dazu haben. — Oder ob es vorzuziehen wäre, diesen Punkt noch für jetzt zu unterlassen und darauf bedacht zu sein, den Sieg gegen die Rebellen zu verfolgen, weil man für gewiß halten kann, daß unmöglich sein wird, etwas Gutes zu Stande zu bringen, so lange diese noch aufrecht stehen, und alle Kräfte gegen die Rebellen in Bewegung zu setzen, mit Unterlassung aller Versammlung der Reichsstände und anderer Fürsorge für die Angelegenheiten Deutschlands, so lange, bis jene gänzlich gestraft worden — und von solcher Vereinigung könnte man zu dem Ende Hülfe ziehen und den schwäbischen Bund zum Muster nehmen. Auch würde durch solche Verbindung gänzlich allem dem der Eingang gesperrt werden, was der König von Frankreich ausstreuen läßt, daß Einige unter den Protestanten sich mit ihm zu verbinden streben durch den König von England, zu welchem Ende schon der Kanzler des gewesenen Kurfürsten, Sturm, und einer für Hessen auf dem Wege sind." Nachdem der Kaiser noch einen Reichstag vorgeschlagen, „dergestalt, daß für diesmal die Wahl der Personen in unsre Hand gestellt würde; welches zu

erreichen große Wahrscheinlichkeit hätte, weil die, welche sich unterworfen, sich bereit erklärt haben, dasjenige anzunehmen, was ich deshalb verordnen würde, und außerdem würde man dazu den größeren und gesünderen Theil der Stände bestimmen können. Wohlverstanden, daß die Geächteten selbst und ihre Anhänger nicht als Mitglieder der versammelten Stände angesehen werden müßten;" — so setzt er noch hinzu, „er habe für allen Fall die Einberufungsschreiben zum Reichstag verfassen lassen; — auch sei noch der Ligue (des oben zu schließenden Bundes) wegen zur Erwägung gekommen, daß deren jetzige Aufrichtung den Schein geben könnte, als verzweifle man, ohne das mit der Bestrafung der Gegner fertig zu werden, und daß mehrere Stände sich nicht gern tief gegen jene einlassen würden; — andrerseits aber hätte man erwogen, daß eine solche Ligue nicht blos gegen die Geächteten, oder für das besondere Interesse des Kaisers, sondern zur Abwehr aller Gewaltthätigkeiten, und nicht minder für die Sicherheit und Schutz der andern Reichsstände gereiche, und daher Niemand sei, welcher sich mit Grund, noch auch nach der Pflicht, die alle hätten die kaiserliche Autorität zu kräftigen, entschuldigen könne, daran Theil zu nehmen."

Ferdinand antwortete auf diese wichtige Mittheilung: „unter allen erwähnten und klug erwogenen Mitteln scheint mir kein anderes so angemessen und fruchtbar, als einen gemeinen kaiserlichen Reichstag zu halten." Dieser Weg werde den Reichsständen der angenehmste und mindest verdächtige sein, und es würden auch die Geächteten und deren Anhänger dazu zu berufen sein, und dort neben den andern Angelegenheiten auch die Ligue für noch völligere Verfolgung und Bestrafung

derjenigen, welche etwa dann noch im Widerspruch verharrten, geschlossen werden können.

In Augsburg, wo noch Schärtlin mit seinen Truppen lag, wollte man gleichfalls die Belagerung des Kaisers nicht abwarten, sondern bewegte Schärtlin durch Bitten und Vorstellungen, daß er nach Constanz zog und übergab dann die Stadt dem Kaiser auf Gnade und Ungnade. Der von Büren war schon im Dezember 1546 über Miltenberg nach Oberhessen vorgerückt. In Darmstadt waren nur 400 Bauern, die keinen Befehl sich zu vertheidigen hatten. Doch vertheidigten sie sich besser, wie die größten Städte und schlugen zwei Stürme ab, wobei Büren 200 Mann verlor. Nach der Einnahme forderte dieser von Darmstadt und Bißingen 7000, von der oberen Grafschaft 100,000 Gulden Brandschatzung. Philipp hatte dem Kurfürsten von Sachsen, in dessen Land Moriz eingefallen war, das ganze nördliche Heer und noch außerdem für sich selbst zwei seiner besten Regimenter überlassen, und suchte durch schnelles Herbeieilen über Stuttgardt nach Leipzig den Zwist zu stillen. Allein der Kurfürst, anstatt dem Abschied zu Heidenheim gemäß, sich noch einige Monate in den feindseligen Bisthümern Frankens und dem Erzstift Mainz zu halten und zu stärken, Hessen durch Bezahlung der Landsknechte gegen Bürens Ankunft zu schützen und die Hälfte des Heeres zurückzulassen, eilte unaufhaltsam bei Frankfurt und Hessen vorbei, brandschatzte den unschuldigen Abt von Fulda, sandte dem Landgrafen das eine Regiment unbezahlt zurück und überzog Thüringen und Herzogs Moriz Land. Hier gelang es ihm zwar durch den Sieg bei Rochlitz am 2. März 1547 und die Tapferkeit hessischer Ritter, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg gefangen zu nehmen; doch benutzte er dies weder zu

einem Vertrage, noch zu einer schnellen kräftigen Unternehmung, sondern theilte sein Heer und verweilte sorglos an der Elbe. Der Landgraf selbst nahm mit 200 Reitern seinen Weg nach Hause über Frankfurt, und antwortete den Magistratspersonen der Stadt, die ihn um Rath und Hülfe ersuchten: „es däuchte ihm rathsam zu sein, daß ein jeder Fuchs seinen Schwanz bewahre.“ Viele Reiter, Edelleute und Knechte mußten aus Mangel an Geld entlassen werden; viele lagen krank. Den Landsknechten war Philipp nach jenem Zuge noch 80,000 Gulden schuldig, und sowohl die oberländischen als sächsischen Städte schlugen ihm Hülfe ab. Ueberhaupt betrugen die baaren Geldausgaben des Krieges für die Bundesstände nach einem Schreiben Philipps die für die damaligen Zeiten ungeheure Summe von 2 Millionen Gulden, davon fielen 500,000 Gulden allein auf Hessen. Philipp äußerte seine Verwunderung, daß den Knechten seit Giengen kein Geld gegeben, und man den Reitern auch mehrere Monate Sold schuldig sei. Er schrieb an seinen Kriegsrath: „Darum wohl einer scharfen Erkundigung und Rechnung vonnöthen. Denn wir befinden, daß ihr sehr willig seid, von dem Unsern auszugeben und Geld anzunehmen zu eurem Besten; wenn aber ihr, die tapfern Haufen, auch etwas dem Vaterland und dem gemeinen Nutzen und Guten zu Steuer geben sollt, seid ihr dickhörig, und stecken euer einestheils voll böser Worte.“

Ungeachtet Philipp bei Giengen das Gelübde gethan hatte, daß er nichts mehr mit dem Bunde zu schaffen haben wollte, und überhaupt diese ganze Zeit hindurch in einer Lage war, welche ihm die Erfüllung einer Bundespflicht auf Unkosten seines Landes unmöglich machte, so wartete er doch von dem Kurfürsten Johann Friedrich

als Hauptmann des nördlichen Kreises, daß er ihn zur Theilnahme auffordern werde. Aber der Kurfürst verlangte nur Truppen, die Philipp zur Besetzung seiner Festen bedurfte; Bundesversammlungen, wozu keine Stadt mehr sich öffnen wollte, und die Fortsetzung eines Bundes, der in der That schon aufgelös't und im Februar dieses Jahres erloschen war.

König Heinrich VIII. starb am 28. Januar, Franz I. am 31. März 1547, und Luther war schon am 18. Februar 1546 gestorben.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlacht bei Mühlberg. — Gefangennehmung des Landgrafen.

Durch einen Vertrag zu Regensburg im Jahre 1546 hatte Moriz dem Kaiser versprochen, „sich also gegen den Kaiser zu beweisen, wie es einem getreuen und gehorsamen Fürsten des Reichs gezieme, Schaden abzuwehren und nach allen Kräften dahin zu wirken, daß auch andere solches thun." Dagegen hatte ihm der Kaiser eine Vergrößerung seines Landes und die Kurwürde zugesagt, wenn er die gegen Johann Friedrich ausgesprochene Acht in Verbindung mit König Ferdinand übernähme. Doch konnte Moriz das Land des Kurfürsten nicht behaupten, sondern sah sich von diesem in seinem eignen Lande angegriffen und bedroht; auf seine Unterthanen konnte er sich wenig verlassen, da viele dem

Evangelium zugethan waren, und die Böhmen selbst keine Sicherheit gewährten; dagegen war der Besitz von Sachsen und die Ueberwindung des Kurfürsten von zu großer Wichtigkeit für den Kaiser, so daß dieser endlich den dringenden Bitten Ferdinands und Morizens nachgab und auf dem kürzesten Wege über Eger den Bedrängten zu Hülfe eilte. Der Kurfürst Johann Friedrich hatte die jetzige Neustadt Dresden geplündert und nach einer Berathung mit seinen Kriegsräthen sich entschlossen, den Elbstrom nicht zu verlassen. Unterdessen rückte der Kaiser und Ferdinand über Plauen und Leisnich gegen Meißen vor und nöthigte Johann Friedrich zu einer rückgängigen Bewegung auf dem jenseitigen Elbufer. Darauf zog der Kaiser gegen Streelen. Es war am 24. April 1547, die dichtesten Nebel dauerten bis gegen Mittag, und nach ihrem Verschwinden soll, wie ein Schriftsteller sagt, „die Sonne den ganzen Tag blutroth und wie glühendes Eisen schrecklich anzusehen gewesen, und der Tag so langsam vergangen sein, daß man sagte, die Sonne müsse still gestanden sein."

Als der Kaiser hörte, daß Johann Friedrich auf der andern Elbseite zu Mühlberg sei, sandte er gleich die ungarischen Husaren und spanische reitende Schützen gegen den Feind, und man schoß mehrere Stunden lang von einem Ufer auf das andere hinüber. Vorher hatten es schon einige Spanier unternommen, durch die Elbe zu schwimmen und den Rest der Schiffbrücke zu retten, welche auf Befehl des Kurfürsten angezündet worden war; allein jetzt entdeckte man durch Hülfe eines Müllers eine Furth durch den Fluß und konnte schnell einige tausend Reiter übersetzen, denen bald Moriz mit seiner Reiterei, König Ferdinand und der Kaiser selbst mit dem ganzen übrigen reisigen Zeuge folgten. Johann Friedrich

hatte dicht am Elbstrande seine Gezelte gehabt, Predigt gehört, die während der Predigt erhaltene Nachricht von der Ankunft des Kaisers auf dem jenseitigen Ufer nicht geglaubt, und später das Frühmahl genommen. Als die kaiserliche Reiterei durch den Strom setzte, welches für unmöglich gehalten worden, zogen sich die Sachsen gleich zurück mit Hinterlassung von 35 Stück Geschütz. Den Fliehenden setzten zuerst die Ungarn, dann der Kaiser selbst und Ferdinand mit der gesammten Reiterei nach. Beim Gefecht, das Johann Friedrich selbst ordnete, hielten die sächsischen Reiter nur kurze Zeit Stand und brachten auch das Fußvolk in Unordnung, welches sodann nach einigem Kampfe ebenfalls die Flucht ergriff, so daß man von Kostorf bis gegen Falkenburg und Baiersdorf, durch einen Raum von drei Meilen, die Fliehenden verfolgte. Nicht weit davon, an einem Walde, wurde der Kurfürst umringt und ergab sich nach einer männlichen und tapfern Gegenwehr, wobei er an der linken Wange verwundet wurde, einem deutschen Edelmanne Till von Trot. Neapolitanische Reiter führten den gefangenen Fürsten zum Herzog Alba und dann zum Kaiser. Von spanischen Hakenschützen bewacht, wurde er in seinem eignen Wagen dem Kaiser nachgeführt und auf das Beste gehalten. Sein Sohn Hans Friedrich II., an der Hand und am Kopfe verwundet, entfloh, der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen und mehrere Grafen wurden gleichfalls gefangen. In der Nacht bei hellem Mondschein setzten die kaiserlichen Reiter die Verfolgung noch fort und erbeuteten alle Fahnen, das ganze Geschütz und an 600 Wagen.

Nach dem Siege, der durch die Gefangennehmung Johann Friedrichs, als einen der mächtigsten Reichsfürsten, einen außerordentlichen Eindruck machte, ergab

sich zunächst Torgau und andere Orte, Wittenberg aber, welches wohl befestigt und mit allem versehen, eine Besatzung von 7000 Mann hatte, gab die muthige Antwort: „Sie seien unter dem glücklichen Regiment der Herzoge von Sachsen geboren und aufgewachsen, wollten ihnen getreu bleiben, und ihretwegen leben und sterben. Was man ihrem gefangenen Herrn Gutes und Böses erweisen würde, das würden sie ihrerseits dem Albrecht von Brandenburg thun." Johann Friedrich ersuchte den Kaiser, Jemanden in die Stadt zu seiner Gemahlin senden zu dürfen, die sich nebst ihren Kindern in Wittenberg befand. Ein spanischer Fähndrich, welcher sich auf die Befestigungskunst verstand und zugleich ein guter Trommelschläger war, ging als solcher verkleidet, den Auftrag des gefangenen Fürsten auszurichten, zugleich aber auch dem Kaiser Bericht zu erstatten über die Vertheidigungsmittel der Stadt. Die Wittenberger führten ihn aus freien Stücken um die Stadt herum, und hatte jener sie von außen schon für sehr fest gehalten, so erkannte er sie von innen noch viel mehr dafür, daher wünschte der Kaiser die Stadt durch Uebereinkunft zu erhalten und bot dem Kurfürsten an, er wolle ihm die Todesstrafe, welche er verwirkt habe, erlassen, wenn Wittenberg sich ergäbe. Johann Friedrich antwortete: „es stehe nicht in seinen Händen, mit der Stadt nach seinem Willen zu verfügen; der Kaiser möge mit den Bürgern selbst und mit der Besatzung unterhandeln; was ihn betreffe, so habe ihn zwar das Unglück in des Kaisers Gewalt gebracht, solches ihm aber nicht seinen Muth benommen." Der Kaiser versammelte nun wirklich einen Kriegsrath und sprach das Todesurtheil über Johann Friedrich aus. Der Kurfürst saß gerade mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, beim Schach-

spiel, als ihm den 10. Mai dieses Urtheil verkündigt wurde, und soll mit unverändertem Gesicht geantwortet haben: „so stehet mein Tod darauf, daß ich Wittenberg nicht geben will? wenn ich gleich sterbe, wird auch der Kaiser davon nicht größeren Nutzen haben, noch die Wittenberger größeren Schaden; wann ich gleich nicht lebe, so werden sie doch meine Kinder haben, von denen ein jedes ihnen soviel sein wird, als ich selbst." Darauf forderte er Herzog Ernst auf, das Schachspiel fortzusetzen. Auf Fürbitten des Kurfürsten von Brandenburg, Morizens, und auch des Herzogs von Cleve nahm der Kaiser zwar die Todesstrafe zurück, mit deren Vollziehung es ihm vielleicht selbst nicht Ernst war, setzte aber zum Theil harte Bedingungen, die Johann Friedrich unterzeichnete. Hiernach mußte er auf die Kurwürde verzichten und die festen Städte Wittenberg und Gotha den Händen des Kaisers zu freier Verfügung stellen. Auch verpflichtete er sich, allen Bündnissen zu entsagen und keine neuen einzugehen, dem Kaiser und Könige zum Nachtheil. Seinen Kindern wurde ein Theil des Landes, mit Weimar, Eisenach, Jena 2c., überlassen, alles übrige fiel an den nunmehrigen Kufürst Moriz; endlich mußte er ein Gelübde thun, an des Kaisers oder seines Sohnes Hofe zu bleiben, so lange es dem Kaiser gefallen werde.

Der Landgraf Philipp hatte seit der Wendung der Begebenheiten ernstlich darauf gedacht, sich mit dem Kaiser zu versöhnen. In den Verhandlungen, welche Herzog Moriz deshalb mit dem König Ferdinand führte, hatte ersterer Artikel gestellt, worüber sich Philipp an seinen Vicekanzler Lersner also äußert am 6. März 1547: „So viel die Artikel betrifft, welche der König und Herzog Moriz unserthalben mit einander gestellt,

sind wir des ersten Artikels zufrieden, wie folgt, wie wohl wahr ist, daß wir diesen Krieg nicht angefangen, sondern vom Kaiser angefangen ist und wir uns wehren mußten: Erst. Art. „„Nachdem der Landgraf zu Hessen sich wider die Röm. Kais. Maj., unsern allergnädigsten Herrn, den vergangenen Sommer feindlich mit der That auch mit Schriften neben andern eingelassen, und nun findet, daß er solches billig hätte unterlassen sollen; will und soll er nun hinfürder die obgedachte Kais. Maj. für seine rechte Obrigkeit unterthänig ehren und halten, derselben Ehre, Hoheit und Stand helfen vertheidigen, mehren und erhalten nach seinem besten Vermögen."" Des andern Punktes sind wir auch zufrieden, daß er also gesetzt werde: „„Und zu offenbarer Anzeige solches seines unterthänigen Willens, soll er S. M. in eigner Person einen Fußfall thun, und um gnädigste Verzeihung der geschehenen Handlung, mit darin nach Gelegenheit der Handlung Thaten und Schriften dienstlichen Worten unterthänig bitten."" Doch so wollet Herzog Moriz hierbei unsertwegen ersuchen und fleißig anhalten, daß S. L. es veranlasse, daß bei solchem Fußfall nicht viele Leute, und sonderlich Graf Reinhard von Solms nicht dabei sei, und daß die Worte, so wir reden sollen, also moderirt werden, daß sie uns angemessen seien; denn sollten wir Worte brauchen, die uns hernach verwerflich und unehrlich nachzureden sein möchten, solches wäre uns am beschwerlichsten, und es würden auch Herzog Morizen Kinder, deren Großvater wir sind, deshalb wenig Ehre haben; und daß uns solche Worte, die wir reden sollen, zuvor zugeschickt werden. Wir müssen thun wie die Kinder, wenn man sie züchtigt müssen sie auch oft sagen, ich hab's wohl verdient, und ist doch nicht immer verdient, sondern Vater und Mutter züchtigt

sie wohl, danach sie der Zorn ankommt. Den dritten Punkt lassen wir passiren also: „„Er soll auch das kaiserliche Kammergericht nicht nur leiden, sondern als ein gehorsamer Fürst helfen unterhalten."" Des vierten Punktes halber, da unser christlicher Verein auf Invocavit ist zu Ende gegangen (der Schmalkaldische Bund) und wir geneigt sind, die Verschreibung des Vereins abzugeben, auch von keinem Bündniß wissen, darin wir mit Kais. Maj. Unterthanen stehen, so sind wir, wenn der Friede zwischen Kais. Majestät und uns ist aufgerichtet, verbrieft und versiegelt, zufrieden, daß der vierte Punkt also gesetzt werde: „„Er soll auch von allen Bündnissen, die er wider Kais. Maj. hätte helfen machen, den Schmalkaldischen und andern zur Stunde abstehen, und die Verschreibung, so er deshalb hat, von sich geben, und wo er mit der Kais. Maj. Unterthanen Bündniß hätte, dieselbe Verschreibung der Kön. Maj. zustellen, und hinfürder die Zeit seines Lebens kein Bündniß wider die Kais. oder Röm. Kön. Maj. machen noch bewilligen helfen, noch keinen Potentaten, der Ihrer Maj. feindlich entgegen in keiner Weise, wie sie möchten erdacht werden."" Wir möchten wohl wünschen, daß man uns anzeigt, was man für Bündniß von uns haben wollte, da wir von keinem Bündniß wissen, das wider Kais. oder Kön. Maj. sei, ohne was das Wahlbündniß gewesen, welches nunmehr vorlängst seine Endschaft erreicht. Betreffend den fünften Punkt, mögen wir diese folgende Worte leiden: „„Ob auch die Kais. Maj. über kurz oder lang wider Jemanden, weß Standes er wäre, einen Ernst vornehmen würde, daß soll er sich nicht annehmen, sondern die Kais. Maj. wie obgemeldet für seine Obrigkeit haben und halten und sie daran weder öffentlich noch heimlich hindern in keiner Weise."" Was

aber angeht diese nachfolgenden Worte: „„Da ihm auch die Kais. Maj. befehlen würde der Kön. Maj. und Herzog Moriz zu Sachsen auch wider die anhängig und behülflich zu sein, die Ihre Maj. und F. G. deshalb wollten angreifen, daß sie der Kais. Maj. zu freundlichem Gefallen und unterthänigstem Gehorsam gelebt und sich Ihrer Maj. Begehren und Befehle gehalten, so soll er ihnen behülflich und beiständig sein, zu jeder Zeit, ohne alle Weigerung."" Diese Worte sind uns auf's allerbeschwerlichste; denn wir lassen uns dünken, wir thun ihm doch genug, daß wir dem Kurfürsten und anderen nicht mehr helfen und unsre Unterthanen abfordern; sollten wir nun auch noch wider sie sein, als nämlich in dem, was sich dieses Krieges halber zugetragen, so kann Herzog Moriz selbst erachten, wie uns solches thunlich, es wäre auch wider den Brauch ehrlicher Kriegsleute, und wir könnten's dann mit keinen Ehren verantworten. Denn wir haben uns mit dem Kurfürsten verschrieben, daß wir nicht gegen ihn handeln dürfen, nun kennen wir den Kurfürsten wohl, sollten wir doch etwas wider ihn thun, er würde uns unsern Brief und Siegel vorlegen, und wir könnten's nicht verantworten, wie wollten wir wohl bestehen; deswegen bitten wir Herzog Moriz freundlich, daß S. L. uns in solchem Punkt verschone, denn wir wissen solches nicht zu leisten. Und möchten wohl wünschen, daß S. L. und der König etliche Ehrliche vom Adel und Gelehrten zu sich forderten, und ihnen unsere Beschwerung und Bedenken hierin anzeigten, und sie auf ihren Eid fragten, ob sie auch uns (wenn wir solches thaten) Ehren halber entschuldigt haben möchten, und in gleichem Fall, so es S. L. mit Ehren thun möchten, so würde ohne Zweifel S. L. und die Kön. Maj. finden, daß wir ehrliche und nothwendige

Ursachen haben, diesen Artikel deshalb abzuschlagen. Wenn aber dieser Krieg zwischen dem Kaiser, König, Herzog Moriz und dem Kurfürsten vertragen wäre und ein Ende hätte, so trügen wir danach keine Beschwerung, wenn der König oder Herzog sollten überzogen werden, uns mit ihnen in eine defensive Einung zu begeben, doch nach unserem Vermögen. Und zeigt S. L. hierbei an, wir seien durch den letzten Braunschweigischen Zug und den jetzigen Krieg also entblößt, und würden durch das Geld, so wir dem Kaiser jetzt weiter geben sollen, dermaßen bedrängt, ob wir schon dem König und S. L. jetzt mit Ehren helfen könnten (als wir doch nicht mögen), daß dennoch wir oder unsre Unterthanen nichts stattliches vermöchten. Und da du uns in deinem Schreiben zu verstehen giebst, daß Herzog Moriz sich gegen dich also erklärt, daß dieser Artikel auf zukünftige Fälle, die sich nach diesem Krieg begeben, zu verstehen sein soll, so ist unser Befehl, daß du daran seiest mit besonderem Fleiß, daß solcher Artikel dermaßen klar gemacht und gesetzt werde, daß der König, Herzog Moriz und wir (wenn du es überhaupt nicht abhandeln kannst, daran du doch allen möglichen Fleiß sollst verwenden) uns, wie jetzt vermeldet, zukünftiger Fälle halber in eine defensive Einung begeben; denn uns des jetzigen Krieges halber gegen Jemanden mit Hülfe einzulassen, das können und mögen wir nicht thun. Und sollen wir uns ja in eine Einung mit Jemanden begeben, könntest du es dann dahin richten, daß wir nicht mit dem Römischen König, sondern allein mit Herzog Moriz in eine Einung kommen, das wäre uns am liebsten. Den Artikel, so vom Herzog Heinrich von Braunschweig sagt, lassen wir passiren also: „„Er soll Herzog Heinrich von Braunschweig sein abgedrungenes Land, soviel an ihm ist, wieder zustellen,

ihn und seinen Sohn frei lassen und mit ihnen deshalb Verträge aufrichten."" Denn das Wörtchen, so viel an ihm ist, muß aus der Ursache dabei gesetzt werden, weil wir desselben Bundes nicht allein mächtig sind. Denn wenn die Stadt Braunschweig es nicht leiden wollte, so würde es in unserm Vermögen nicht stehen, sie dazu anzuhalten; doch versehen wir uns, er und die von Braunschweig werden sich auch aller Sachen jetzt mit einander vergleichen. — Zum siebenten, so viel betrifft die acht Fähnlein Knechte und vierhundert Pferde, sammt derselben Wagen, die wir sollten sechs Monate lang erhalten, würde dasselbe 138,000 Gulden betragen. Darauf ist unser Befehl, daß du unserm lieben Vetter und Sohn Herzog Moriz anzeigest, es sei uns eine solche Summe zu erschwingen auf's beschwerlichste; denn der von Büren habe bereits von unserer oberen Grafschaft gebrandschatzt bis auf 80,000 Gulden, ohne was die Herrschaft Epstein gegeben, und außerhalb dessen, daß solche Orte unseres Landes dermaßen geplündert, verheert und verderbt, daß uns diese Unterthanen in langer Zeit nicht werden etwas nütze sein noch geben können; das Schloß zu Darmstadt sei uns ausgebrannt, welches wir kaum mit zehn bis zwölftausend Gulden nicht wieder bauen mögen; der von Büren und die Seinen haben uns zu Frankfurt und daselbst herum für viel tausend Gulden Getraide, Wein und Anderes genommen, aufgezehrt und verkauft. — Den achten Punkt, welcher von Abforderung unsrer Unterthanen handelt, bei Strafe der Confiskation ihrer Güter, lassen wir also bleiben, doch daß dabei gesetzt werde: „„Uns vorbehaltlich unseres Eigenthums an derselben Lehensgüter und Pfandschaften, so uns zustehen, und daß diese Confiskation solcher Güter, die unsre Pfandschaft oder Lehn sein, nicht weiter be-

rühren sollen."" Den neunten Artikel lassen wir also bleiben: „„Und damit solches Alles durch ihn wirklich vollzogen und gehalten werde, so soll er sich deß genugsam verschreiben, und von seiner Landschaft Verschreibung aufrichten, daß sie darin willigen, dem auch für sich nachkommen wollen, und drei regierende Fürsten vermögen, die sich auch neben seiner Landschaft verschreiben, wo er nicht halten würde der Kais. Maj. beiständig zu sein, daß er zu der Haltung gedrungen werde."" Doch muß man uns auch so viel Zeit hierzu geben, daß wir solches unterdeß bei unsrer Landschaft erlangen, desgleichen die drei regierende Fürsten, um die zur Versicherung ansuchen zu können. Und nachdem sich der Markgraf für dero einen erboten, so mögen wir S. L. dafür wohl leiden, desgleichen sind wir zufrieden, daß Herzog Moriz derselben auch einer sei, und wollen mit dem Pfalzgrafen oder mit unserem Sohne, Pfalzgraf Wolfgang, auf den Fall handeln, ob wir ihrer einer auch dazu bewegen könnten. Welcher also unter diesen beiden der Kais. Maj. am meisten beliebt, mit dem mögen sie handeln lassen. — So viel aber angehet, daß wir einen unserer Söhne für eine Geißel sollten an des Kaisers Hof thun ꝛc., sind wir bedacht einen unserer Söhne zu Geißel zu geben, doch bitten wir freundlich, da unsre Söhne noch ganz jung sind, deshalb, dem sie zu Geißeln gestellt würden, auf's beschwerlichste sein würden, wenn Kais. Maj. nach Italien, Spanien ꝛc. reisen; daß dennoch S. L. wollte Fleiß anwenden, daß unser Sohn möchte an des Königs Hof gelassen werden, und daß eine Zeit bestimmt würde, die unser Sohn an solchem als Geißel sein sollte, denn immer daran zu bleiben, das wollte uns und auch ihm am beschwerlichsten fallen, und hätte das Ansehen, als wäre er gefangen.

Den zehnten Artikel lassen wir also passiren wie folgt: „„Und gegen dies Alles will Kais. Maj. die gehabte Ungnade gegen ihn, den Landgrafen, fallen, und ihm S. M. Gnade wie zuvor widerfahren lassen, die ausgegangene Acht gegen ihn aufheben und ihn in seinem fürstlichen Stand auch bei Landen und Leuten wie zuvor gnädigst bleiben und wieder dazu kommen lassen."" Doch muß dies auch dabei gesetzt werden, daß man uns unser abgedrungenes Land, Leute und Lehnschaft von Grafen und andern wieder wirklich einräumen, dabei bleiben; auch diejenigen, so uns unter diesem Zuge gedient, es seien unsre Lehensleute oder andere Diener aus Serger, und die Gefangenen beiderseits ledig (frei) lassen wollte. Den eilften Artikel lassen wir also bleiben, wie folgt: „„So will und soll er sich auch dagegen wie ein gehorsamer Fürst mit Hülfe wider die Türken und sonst allenthalben, was in dem heil. Reich beschlossen wird, gehorsam und unterthänig erzeigen und halten."" Doch weil Herzog Moriz, wie du uns schreibst, zu dir gesagt, er wollte auf sich nehmen, daß wir sollten bei unsrer Religion gelassen werden, wie wir die vor Anfang dieses Kriegs gehabt 2c., so wollest du bei S. L. treiben, und auch davon nicht ablassen, daß an diesen Punkt gehangen und gesetzt werde: „„Es soll auch die Kais. Maj. den Landgrafen und seine Unterthanen bei ihrer Religion beiben lassen, wie sie die von Anfang dieses Krieges gehabt haben.""

Die Niederlage Johann Friedrichs konnte wohl nur Philipps Geneigtheit zum Vertrage verstärken. Als nach der Gefangennehmung des ersteren, und von erhaltener Nachricht von der Kapitulation mit Wittenberg, dessen Sohn Johann Friedrich der Mittlere zu Gotha seinen Rath in geheimer Werbung nach Cassel sandte, um vom

Landgrafen Rath und Hülfe zu bitten, äußerte dieser zwar: „er trage zu dem Gefangenen ein freundliches und herzliches Mitleiden. Und wüßte Gott, ob ihm wohl Vater und Mutter gestorben, und allerlei Leides in diesem Jammerthal zugestoßen, so wäre ihm doch die Tage seines Lebens kein so großes Herzeleid widerfahren;" — im Uebrigen aber beschränkte sich seine Hülfe auf den guten Rath: „daß man sich befleißigen möge, daß des Kaisers Gemüth möge gemildert werden; übrigens solle man Wittenberg und Gotha bis zu Erledigung Johann Friedrichs, und einem erlangten Vertrage, vertheidigen; und die sächsischen Städte durch Rücksendung ihres Kriegsvolkes verstärken. Johann Friedrich möge wohl durch Abtreten eines Theils seiner Lande die Freiheit erkaufen, Gott könne ihm wohl zu mehrerem wieder verhelfen &c. Kriegsvolk könne er jetzt nicht senden, weil die wetterauischen Grafen ihm einen Ueberfall droheten: er stehe in Unterhandlung und ungewisser Hoffnung, sich mit dem Kaiser zu vertragen, wenn aber auch solcher Vertrag vor sich gehe, so werde er gegen Herzog Johann Friedrich nicht handeln, sondern allen Fleiß zu seinem Besten verwenden. — Uebrigens, wo der Kurfürst ihm gefolgt, und auch Magdeburg sich zurückgezogen hätte, so würde es solche Wege mit ihm nicht erreicht haben, so aber sei das Unheil daraus entstanden, daß derselbe sein Kriegsvolk in die Besatzungen vertheilet, auf den Feind keine Kundschaft gehabt und dabei auf Böhmen zu viel vertraut habe."

Obgleich hiernach selbst einige Glieder des hessischen Adels einseitig mit dem Kaiser unterhandelten, so schien doch in Norddeutschland einige Hoffnung zum Widerstand gegen die kaiserlichen Truppen vorhanden, und einige Heerhaufen unter dem Grafen Albrecht von Mannsfeld,

Johann von Heideck und Thomashirn entsetzten das von den Kaiserlichen belagerte Bremen, vernichtete die Lande Herzogs Erich von Braunschweig-Callenberg und schlugen diesen am 22. Mai bei Drakenburg. Diese Anführer erließen wiederholte Aufforderungen an den Landgraf Philipp, sich an ihre Spitze zu stellen, ihnen Truppen zu senden und den Krieg im nördlichen Deutschland fortzuführen. Er antwortete ihnen von Eiterhagen bei Cassel: „Als aber sie begehren, daß wir in eigner Person sollen ziehen, ihr Haupt sein, und im Fall, daß uns solches beschwerlich wäre, vier oder fünf Fähnlein Knechte und zwei Fahnen Reiter schicken sollten; solches haben wir von ihnen nicht anders denn guter Meinung verstanden, und wollen ihnen darauf wieder gnädig nicht verhalten, daß wir hiervor dem von Mannsfeld, Oldenburg und der Stadt Braunschweig auf die Werbung, so sie an uns haben thun lassen, Antwort gegeben, und von ihnen zu wissen begehrt, wer ihre Mitverwandten seien, wie lang die Sächsischen, die See- und Hansestädte den Krieg beharren, wie viel sie Volk unterhalten wollten und wie viel Monate lang? was für Hülfe, so wir nach geendigter Sache oder während der Zeit überzogen würden, sie uns wieder thun, ob sie auch in einen Vertrag ohne uns gehen wollen rc.?“ Er traute ihnen nicht viel zu, und mochte auch, durch den Ingolstädter Zug gewitzigt, sich nicht in gemeinschaftliche Händel einlassen. Dagegen war der Kaiser mit jenen Artikeln nie befriedigt gewesen und war nach dem Kriege wohl noch weniger geneigt dazu. „Es sei allezeit der Kriegsgebrauch gewesen, daß der Sieger den Besiegten Bedingungen vorschreibe, meinte der Kaiser, jener möge kommen und seine Rebellion bekennen, ohne allen Beding sich auf Gnade und Ungnade ergeben und die

Festungen mit sammt dem Geschütz übergeben.“ Nichts desto weniger lud Moriz den Landgrafen, mit Vorwissen des Kaisers, zu einer Zusammenkunft nach Leipzig ein, und hier erfuhr er nun zu seinem Erstaunen was man von ihm verlange: eine unbedingte Unterwerfung, 150,000 Gulden, Schleifung aller hessischen Festungen, mit Ausnahme von Cassel oder Ziegenhein; Herausgabe alles Geschützes und aller Munition, Oeffnung des ganzen Landes für den Kaiser, Befriedigung des Deutschmeisters und viele andere Bedingungen, welche der Landgraf für unmenschlich erklärte. Daher schrieb er den 28. Mai an seinen Statthalter und Rath, daß sich die Unterhandlung zerschlagen habe. Sie möchten daher zu Cassel, Gießen und Ziegenhain sich zum Kriege rüsten, da der Krieg jetzt gewiß auf Hessen gehen werde: solches auch den sächsischen Städten, Braunschweig, dem Mannsfeld ꝛc. schreiben, daß sie eilends Jemand schicken möchten, um endlich zu beschließen, wie man nun weiter den ganzen Krieg vornehmen wolle. Zugleich gab er Befehle, die Truppen zu mustern ꝛc., „die zwei Sperber, die Nachtigall, die Franz (von Sickingen) gewesen, und den Distelfinken (lauter Geschütze), so zu Gießen sind, einzeln eins nach dem andern gen Ziegenhein in's Zeughaus führen zu lassen, daß es nicht groß Geschrei mache.“

Unterwegs aber besann er sich und unterredete sich mit dem Amtmann zu Weißenfels, Ebeleben, in folgender Weise: „mich erbarmt meiner Unterthanen, und der Lande, wodurch der Zug gehen soll. Wo ich nun wüßte, daß die Ergebung in die Gnade und Ungnade des Kaisers nicht mehr auf sich haben sollte, als den Fußfall und Abbitte, wie die andern Fürsten sie gethan, und wo ich dessen versichert würde, so wollte ich's nicht abschlagen. Wiewohl ich meine Festungen liebe, und es

schimpflich ist, das Geschütz auszuliefern; ehe ich aber Land und Unterthanen verderben lassen sollte, wollt' ich lieber zugeben, daß einige der Festungen geschleift, und ein Theil des Geschützes ausgeliefert würde." Bereitwillig begab sich Ebeleben mit dieser Erklärung in's Lager vor Wittenberg, wo Joachim und Moriz für Philipp unterhandelten; sie überbrachten diese dem Kaiser und begehrten zugleich eine Erläuterung, wie weit sich der Artikel der Ungnade erstrecken solle? Hierüber fanden vertrauliche und geheime Verhandlungen mit den kaiserlichen Räthen Statt, und es wurde das Begehren der Kurfürsten in ein Verzeichniß gebracht, „daß für ihre Personen vonnöthen sein würde, einen Verstand von Sr. Maj. zu haben, daß dem Landgrafen solche Ergebung weder zu Leibstrafe noch zu ewiger Gefängniß reichen; — desgleichen auch, daß er an seinem Land und Leuten zu Strafe nicht mehr verlieren oder J. M. einräumen solle, denn in den vorgestellten Artikeln begriffen. — Das solle gleichwohl der Landgraf nicht wissen, sondern sich schlechts und frei ergeben, aber solches allein aus dieser Ursach vorgenommen werden, damit hochgedachte Kurfürsten ihm die Ergebung desto freier und mit weniger Beschwerde rathen, und ihn dazu bringen möchten. Und wo J. M. an solcher Versicherung nicht ersättigt, so soll J. M. selbst einen Weg derselben Versicherung, wie sie zu den allerhöchsten möchten gestellt werden, erdenken, den ihre kurfürstl. Gnaden dem Landgrafen verhalten, und mit ihm darauf handeln möchten, sich auch selbst deshalb für den Landgrafen verpflichten." — Hierauf bewilligte der Kaiser, den beiden Kurfürsten diese Versicherung zu geben, so aber, daß Philipp nichts davon erführe, sondern sich seines Ortes unbedingt zu Gnade und Ungnade ergäbe. — In Folge

dessen glaubten es nun die Kurfürsten über sich nehmen zu können, dem Landgrafen „aus Niemands, denn unserm eignen Rath und Bewegniß," wie Moriz bei der späteren Streitführung öffentlich sagte, eine Versicherung und Verpflichtung schriftlich zu geben (4. Juni), worin sie sagten: „wir versprechen E. L., daß dieselben über die Artikel weder an Leib und Gut mit Gefängniß, Bestrickung oder Schmälerung ihres Landes nicht sollen beschwert werden. Und damit uns desto stattlicher zu glauben, so verpflichten wir uns mit dieser Schrift, wo E. L. über solche Artikel, wenn sich E. L. auf Gnade oder Ungnade stellen wird, einige Beschwerung begegnen würde, deß wir uns keineswegs versehen, daß wir uns alsdann auf E. L. Kinder Erfordern, persönlich wollen einstellen und deß erwarten, was E. L. über die Artikel auf solche Einstellung würde auferlegt. So sollen E. L. der Religion halber, gleich uns und Markgraf Johann versichert werden." — Außerdem stellten die beiden Kurfürsten dem Landgrafen einen Geleitsbrief aus, worin sie sagten, „daß sie aus sonderlicher gnädigster Bewilligung und Nachlassung des Kaisers dem Landgrafen ihr sicheres Geleit in's kaiserliche Feldlager ab und zu, bis wieder in S. L. Gewahrsam geben und zuschreiben." Philipp verstand sich hierauf zur Ergebung und Abbitte mit Schreiben vom 7. Juni, worin er nur wegen verschiedener Artikel des Vertrags einige minder bedeutende Abänderungen vorschlug, die auf seine Person keine Beziehung hatten. Nur bat er, „daß ihm Moriz und Joachim eine Tagreise oder zwei entgegen kommen und die Sache dahin leiten wollten, daß er über fünf oder acht Tage nicht aufgehalten werde." Zu Melsungen schloß er den bedungenen Vertrag mit dem aus dem Gefängniß entlassenen Herzog von Braunschweig, erhielt

die letzte Einladung der Kurfürsten nebst dem kaiserlichen Beschluß, worin es heißt: „Der Versicherung der Religion halber versieht sich Ihre Maj., er werde in dem, damit die beiden Kurfürsten zufrieden gewesen, auch keine Schwierigkeit machen; Ihre Maj. will dem Landgrafen nach geschehener Abbitte von der verkündigten Acht entbinden und einen unterschriebenen und besiegelten Sühnebrief über alle Handlung verfertigen und ihm zustellen lassen;" und bereitete sich zur Abreise. Aber immer besonnen und vorsichtig, übergab er seinen Söhnen, Räthen und Abgeordneten der Landschaft jene Verpflichtung der Kurfürsten mit dem ausdrücklichen Befehl, wenn ihm etwas über Erwarten begegne, dieselbe heilig zu bewahren, und darin selbst seine eignen späteren Befehle nicht anzusehen. Zu Naumburg empfingen ihn die beiden Kurfürsten, und am 18. Juni kam Philipp mit ihnen und in Begleitung von hundert Reitern Abends in Halle an, wo sich gleichfalls der Herzog von Braunschweig einfand. Folgenden Tages, einem Sonntage, blieb Philipp in seiner Herberge und ließ sich predigen. Nachmittags unterhandelten die Kurfürsten zwischen dem Kaiser und ihm. Nach einer mündlichen Erzählung des Vicekanzlers Held sollen „die Kurfürsten mit dem von Arras zu Morgen gegessen, flugs getrunken haben, und wäre ihrer keiner schier nüchtern gewesen, auch Arras nicht ganz; und als man gehandelt, hätten sie das Wort, daß der Kaiserliche gesagt, er wollte ihn aller Strafe begeben, außer der Verhaft, und wollte ihn doch auch nicht in ewigem Gefängniß halten, bewilligt und nicht darauf gemerkt, nachmals zu Abend nüchtern solches nicht gern gestehen wollen." Bemerkenswerth ist noch, daß der Bischof von Arras eine bisher nirgends erwähnte Versicherung vom Landgrafen erlangte, daß er sich dem

Tridentinischen Concilium fügen wollte, und es scheint hieraus, sowie aus den ganzen Verhandlungen hervorzugehen, daß man sich der Person des Landgrafen, als des gefährlichsten Feindes, nur habe auf jeden Fall bemächtigen wollen, um, wenn dies geschehen, keine der ihm geleisteten Versicherungen zu halten. Philipp erklärte, daß er nicht gekommen sei, eine Religionsversicherung zu geben, sondern zu empfangen, wie sie auch die Kurfürsten zur Erhaltung der evangelischen Lehre ihm in der Verpflichtung versprochen hätten. Hierüber entstand ein anderer heftiger Wortstreit, bis endlich der vom Bischof gedrängte und bedrohte Landgraf in ein allgemeines freies christliches Concilium zur Reformation der Geistlichen und Weltlichen, des Hauptes und der Glieder und der Mißbräuche, nicht weiter als die Kurfürsten gethan, willigte, und dagegen von Moriz eine neue schriftliche Versicherung erhielt, Leib, Hab und Gut bei ihm zu setzen, falls er einiger Religionsartikel überzogen würde.

Gegen fünf Uhr begleiteten die Kurfürsten den Landgrafen in die Wohnung des Kaisers, welcher in einem Saale, auf einem mit Tapeten behangenen Stuhle sitzend, ihn erwartete. Er war umgeben von dem Erzherzog Maximilian, den Herzogen Erich und Heinrich von Braunschweig nebst dessen Söhnen, dem Herzog Philibert von Savoyen, dem Deutschmeister, den Bischöfen von Hildesheim und Naumburg, den päbstlichen, dänischen und clevischen Gesandten und vieler Herren vom Adel. Der Landgraf trug ein schwarzsammtenes Kleid mit rother Binde, und nachdem er mit scheinbarer Heiterkeit mit den Kurfürsten gesprochen und gelächelt, kniete er auf dem Teppich vor des Kaisers Stuhl, sammt seinem Kanzler Tilemann von Günterode, nieder, welcher

die vorgeschriebene Abbitte ablas, mit dem Versprechen, die Kapitulation zu halten. Durch den Doctor Seld ließ der Kaiser antworten, „daß er in Ansehung seiner (des Landgrafen) Unterwerfung und der Fürbitte der Fürsten die Achterklärung aufhebe, auch die wegen der Rebellion verwirkte Lebensstrafe nachlasse, desgleichen auch, das Se. fürstl. Gnaden weder mit ewiger Gefängniß, noch mit Konfiskation oder Entsetzung ihrer Güter, mehreres oder weiteres, denn die Artikel der Abrede, so J. M. gnädigst bewilligt, enthalten, beschwert werden.“ Hierauf stand der Landgraf ungeheißen auf und nahete dem Kaiser, von ihm die Hand zu empfangen. Joachim, der den Kaiser vorher befragt, stellte sich verweigernd vor ihn; des Landgrafen Hand ergriff der Herzog von Alba, in dessen Herberge er mit den beiden Kurfürsten zu Abend speisen sollte. Nach der Tafel, als Philipp unbesorgten Gemüthes mit einem der gegenwärtigen Räthe im Brett spielte, erschien plötzlich Eustachius von Schliesen im Namen der beiden Kurfürsten und erklärte dem erstaunten Landgrafen, er solle nach dem Verlangen Alba's und Arras diese Nacht hier gefangen bleiben; sie als ehrliche Fürsten, die noch nie ihr Wort gebrochen, würden beim Kaiser des andern Morgens thun, was ihre Schuldigkeit wäre. Unterdessen Philipp sich auf Geleit und gegebene Verpflichtung berief, erschien ein Hauptmann mit hundert spanischen Hakenschützen, um ihn zu bewachen. Moriz und die brandenburgischen Räthe blieben bei ihm bis zum folgenden Morgen. — Der Kaiser erzählt diese Sache selbst in einem Schreiben an Ferdinand vom 23. Juni mit folgenden Worten: „In meinem letzten begehrte ich euer Gutachten über die Haft und Gefängniß des Landgrafen; denn überall in dem, das ich mit den Kurfürsten gehan-

delt hatte und auch in der Versicherung, welche sie verlangten, war nichts, was mich hinderte, ihn zurückzuhalten, nur daß sein Gefängniß nicht immerwährend sei, und ich schickte euch die Abschrift, um diesen Punkt besser zu verstehen. Worauf eure Antwort an demselben Tage eintraf, als er die Unterwerfung that; welche Antwort mehr dahin ging, die sichere Bewachung Johann Friedrichs zu empfehlen, als diesen Punkt zu beantworten, ob es besser sei, den Landgrafen in Haft zu halten oder nicht? Und erwägend, daß man ihn in Haft haltend ihm (immer) Gnade erzeigen könne; wenn man ihm aber völlige Verzeihung gewähre, man ihn dann nicht mehr in Haft behalten könne, entschloß ich mich zu dem ersteren; und deshalb ließ ich dem Markgrafen von Brandenburg, als jener (Philipp) die Unterwerfung that, auf die Frage, ob ich dem Landgraf die Hand reichen werde? — mit Nein antworten; und daß ich solches mir vorbehalte bis zu dessen gänzlicher Freilassung; aber daß, wenn er die Antwort höre, welche ich dem Landgrafen geben lasse, er sich überzeugen werde, daß ich demselben alles bewillige, was er und der Kurfürst von Sachsen außerhalb des Vertrages verlangt hätten; und nachdem jener sie gehört hatte, bezeigte er sich damit zufrieden; und sie begleiteten den Landgrafen zum Schloß (im Schloß des Herzogs Moriz hatte Alba seine Wohnung) und aßen mit ihm zu Nacht. Später, nachdem die Kurfürsten mit dem Landgrafen und auch mit ihren Räthen sich unterredet, erklärten sie, sie hätten es nicht verstanden, daß der Landgraf könne in Haft gehalten werden, und sie hätten ihm deshalb Versicherung gegeben. Auf solches zeigte man ihnen die Gründe des Gegentheils, auch nach dem Texte des Vertrags und jener Versicherung, welche sie selbst erhalten hätten,

und daß nur ewiges Gefängniß dadurch ausgeschlossen sei, und zumal, da so oft gesagt worden, daß für Erfüllung des Vertrags auch in dem, was schleunig geschehen solle, keine hinreichende Sicherheit gefunden werden könne, als mit seiner Person; da man so oft abgelehnt habe, was sie gesagt, daß man an ihnen strafen möge, wenn der Landgraf worin fehle (weil ich nicht wollte, daß gute und gehorsame Fürsten Folge und Strafe des Fehlers eines ungehorsamen tragen sollten), und daß ich mich auf dessen Wort, welches er mir so oft nicht gehalten, nicht verlassen könnte, bis die Werke mir Sicherheit leisteten. Und was sie sagten, dem Landgrafen versprochen zu haben, hätten sie ihm nicht versprechen können, gegen meinen Willen, um so weniger, da sie selbst durch ihre Schrift das Gegentheil versprochen hätten, nämlich um mich zu versichern, daß der Landgraf nicht den Städten schreibe — da er gewohnt, aus allem seinen Vortheil zu ziehen — solle derselbe sich ergeben auf Gnade und Ungnade, solches jedoch Formalität sei, und Versicherung der Ungnade wegen gegeben werden, damit er sich nicht gänzlich auf meine Milde solle verlassen müssen; und daß die Worte jenes Versprechens klar seien, und daß der Landgraf nichts anderes habe wissen sollen, als daß er ohne irgend eine Bedingung sich ergeben möge auf Gnade und Ungnade. Worauf sie keine andere Antwort ertheilten, als nur, sie seien keine Doctoren, um über Worte zu disputiren, und sie hätten nichts anderes verstanden, als daß er nicht gefangen sein sollte, und drangen auf dessen Freilassung; und da es schon spät war, und bis zwei Uhr Nachmitternacht, und deshalb meine Minister ablehnten, mich in dem Augenblick zu befragen, so drangen sie darauf, dem Landgrafen bis zum andern Tage Gesellschaft

zu leisten, damit es nicht das Ansehen habe, daß er gefangen sei, und obwohl man ihnen im Gegentheil vorstellte, daß solches großes Aufsehen machen und man darüber mannichfach reden würde, und daß es aussehen würde, als wollten sie behaupten, daß ich mein Wort nicht gehalten und daß ich solches übel empfinden würde; — so konnte man doch mit ihnen nicht anders zu Ende kommen, als daß Herzog Moriz die ganze Nacht dort blieb. — Anderen Tages wollten sie auf dem Nämlichen beharren, und da sie deshalb ihre Klagen an Mehrere richteten, und sich das Gerücht verbreitete, daß sie die Sache übel empfänden, und ihre Leute mich deshalb beschuldigen wollten, schien es mir, daß die Sache schon zu weit gekommen sei, um zurückzugehen, — außerdem, da ich keine andere genügende Sicherheit für die Erfüllung des Vertrages hatte, bei der Wichtigkeit der Sache und daß ich mich zur Verhandlung nur mit der Absicht eingelassen hatte, ihn in Haft zu halten, indem in allem, wessen man übereingekommen war, nichts war, was mich daran gehindert hätte, und die vom Landgrafen geführten Reden in Betreff der Schleifung seiner festen Plätze hinreichend zeigten, daß er keine Lust habe zur Erfüllung, sondern Zeit zu gewinnen suchte, und zu sehen, daß ich meine Kräfte (Truppen) zertheilte. — Und wenn ich davon zurückgegangen wäre, worin ich mich eingelassen hatte, ihn in Haft zu halten, nämlich, so hätte Jedermann denken können, daß ich mich darin ohne Recht eingelassen, und daß sie mich deshalb gezwungen hätten, davon abzulassen. So beschloß ich, darauf fest zu halten, und zu dem Ende äußerte ich nur, daß in dem, was vorgefallen, sie hätten meine Ehre in Zweifel setzen wollen, und daß man darüber streiten solle, ob ich mein Wort gehalten hätte oder nicht, und

ob ich mich weiter eingelassen hätte, als der Vertrag gestatte. — So verlangte ich auch jetzt, daß man ausmachen solle, ob ich nach dem Vertrag und den Nebenverschreibungen den Landgrafen in Haft behalten könne oder nicht, und wollte, daß dieser Punkt erledigt werde, vor allem Eingehen in andere Gegenstände, und daß ich (vorher) nicht hören wollte, was sie begehrten, ihrer Ehre acht zu haben in Erfüllung dessen, was sie dem Landgrafen versprochen, — ihnen sagen lassend, daß ich eben so wenig Doctor sei, als sie, und daß ich nach runder Meinung gehandelt, und daß die Schrift, wovon die Rede, von ihnen gestellt worden sei, und zwar zu deutsch, und daß sie aus allem, was in dieser Sache gehandelt worden, recht wohl hätten meine Absicht erkennen können. — Und nachdem man zur Erörterung gekommen, so haben sie zu dreien Malen eingestanden, daß nach allem, was man bewilligt hatte, sowohl durch die Kapitulation, als die Erläuterung derselben, ich ihn hätte in Haft nehmen und halten können, nur daß diese nicht immerwährend sei; und wenn jemand das Gegentheil sagen wollte, so wollten sie behaupten, daß dem so sei, und wenn ein Fehler in diesem vorgefallen, daß sie ihn gemacht hätten. Und auf diesen Grund haben sie mich gebeten, schon gleich die Dauer des Gefängnisses auf drei Wochen oder einen Monat bestimmen zu wollen, worauf ich nach Darstellung des Unrechts, so sie mir gethan, indem sie Schwierigkeit gegen diese Haft gemacht, und darin, daß sie sich dergestalt, wie sie sagten, eingelassen gegen das mir Versprochene, — ihnen gesagt, daß ich keine Versicherung schleunigen Vollzuges habe, daß ich sehen wolle, in welcher Art der Landgraf guten Glauben darin zeigen werde; und um was sie mich hierin ersuchen würden, darin würde ich ihnen so

ehrbare Antwort ertheilen, daß sie alle Ursache haben sollten, damit zufrieden zu sein."

Philipp war in Verzweiflung und mußte fast mit Gewalt von Halle weggezogen werden. Zwar hatten die beiden Kurfürsten ihm gelobt, nicht eher vom kaiserlichen Hofe zu weichen, als bis er in Freiheit gesetzt sei, doch durften sie dem Kaiser nicht weiter als bis Naumburg folgen, da derselbe im Gegentheil drohte, den Landgrafen nach Spanien abzuführen. Zuerst waren die beiden gefangenen Fürsten in einem Wagen, allein sie wurden bald getrennt und unter starker Bewachung immer eine Tagereise vor dem Kaiser geleitet.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Philipp im Gefängniß und versuchte Flucht.

Obgleich von Seiten des Landgrafen schneller noch, als man erwartet hatte, die Bedingungen der am 19. Juni zu Halle mit dem Kaiser abgeschlossenen Kapitulation erfüllt wurden, so blieb Philipp in beständiger Gefangenschaft und zwar bis gegen das Ende des Jahres 1547 vorerst in Donauwörth. An seinen Schwiegersohn schrieb er gleich anfangs: „Es ist nicht ohne, wir hätten uns der Dinge, so uns begegnen, eben so wenig als E. L. vermuthet; E. L. wissen auf was Treu und Glauben wir hergekommen (nach Halle); nun stehet von den Dingen, so uns begegnen, in der Kapitulation gar nichts, denn hätten wir solches wissen sollen, so wäre

von uns unterlassen her zu kommen, und wiewohl wir übel genug gehalten, in alle stinkende Häuser geschleppt und verwahrt werden, als wären wir der größte Uebelthäter, so wären wir doch zufrieden, wenn wir noch in diesem Monat Juli erledigt und uns wieder anheim zu gehen erlaubt würde." Er wolle einen oder zwei seiner Söhne bis zum gänzlichen Vollzug der Kapitulation beim Kaiser lassen. Auch an den Bischof von Arras sandte er ein Schreiben des Inhalts: „Er hoffe, daß des Kaisers Absicht nicht sei, ihn und seine Kinder in noch größeren Schaden zu stürzen, als schon die Kapitulation mit sich bringe; denn mit seinem Verderben könne dem Kaiser nicht geholfen sein." Am 11. August schrieb Philipp den beiden Kurfürsten: „er habe bisher ganz im Vertrauen auf sie und nach ihrem Rath gehandelt, sich nach dem Vorfall zu Halle gefallen lassen, daß sie abgezogen, vertrauend auf ihre Zusage, daß er dann über sechs Wochen nicht aufgehalten werde, 100,000 Gulden zu Nürnberg schon am 11. Juli, die anderen 50,000, früher als er schuldig gewesen, zu Schwabach geliefert, die Bundesbriefe überliefert, Herzog Heinrich und alle Gefangene erledigt, Geschütz und Munition verzeichnen lassen, so daß das Hinwegführen bei Kais. Maj. stände; Landschaft und Hofgesinde hätte geschworen, derselben, seines Sohnes Wilhelm, Brandenburgs, Sachsens und Herzogs Wolfgangs Ratificationen seien übergeben; Rüsselsheim mehrentheils, auch Giessen so weit geschleift, als es der kaiserliche General, Graf Reinhard von Solms, angeordnet; über Cassel oder Ziegenhain erwarte er die vergeblich erbetene Resolution; dennoch bleibe er in der Haft, die ihm länger an Seele, Leib und Gesundheit schade, und seiner Geschäfte und Schulden halber zu ewigem Verderbniß gereiche; sie

möchten also als ehrliebende Kurfürsten ihre Zusage erfüllen und zum Kaiser sich begeben." Unterdessen war der Kaiser zu Augsburg, wo ein Reichstag gehalten wurde, und von allen Seiten erhoben sich Stimmen für den gefangenen Fürsten. Die Stadt Homberg erbietet sich herzlich zu allen Diensten und Hülfen, des Landgrafen ältester Sohn Wilhelm ist bereit für ihn in das Gefängniß zu gehen, ja selbst etwas größeres und beschwerlicheres für ihn zu übernehmen, da sein Vater des Stilleliegens nicht gewöhnt sei und wichtigere Geschäfte habe. Die Landgräfin Christine schrieb ihrem Gemahl, sie würde keine Ruhe mehr auf Erden haben, bis er wieder zu seinem Lande käme, sendete 2000 Kronen zu seiner Erledigung und wandte sich an die Fürstin von Henneberg, einer Schwester des Kurfürsten von Brandenburg. Auf das Schreiben antwortete der Kurfürst: „er habe ob dieser Handlung nicht weniger Beschwerde als der Landgraf, es hätte ihm an Leib und Leben nichts beschwerlicheres zustehen können, er habe sich nichts weniger als dieses erwartet und werde sich nächstens, sammt Moriz, zum Kaiser begeben." Heinrich Lersner, des Landgrafen Vicekanzler, berichtete dagegen aus Augsburg: „der Bischof von Arras, bei dem große welsche Herren aus- und eingingen, habe ihn lange im Vorgemache warten lassen, und auf die überreichte Schrift geantwortet, er habe nicht Muße sie zu lesen, der Kaiser habe einen Termin gesetzt, innerhalb dessen er keine Gesuche und Fürbitten annehme." Endlich erfolgte die Resolution, daß die Festungswerke von Cassel abgebrochen werden sollten, und alle Vorstellungen des Landgrafen, daß die Stadt nicht sehr fest sei, daß man die Fulda abgraben könne rc., blieben fruchtlos. Bei der Schleifung von Giessen saß die Gattin des Grafen Reinhard

von Solms auf den Wällen und trieb die armen Leute selbst zum Brechen der Wälle und Ausfüllen der Gräben an; wenn nicht Erde genug da wäre, sprach sie, wolle sie solche aus Lich kommen lassen. Ja es wären noch mehrere Schlösser abgebrochen worden, wenn nicht das Recht der Lehnsherren, der Pfalz, der Aebte von Fulda, Hersfeld ꝛc. vorgewandt worden wäre. Am 10. September 1547 gebar die Landgräfin ihrem Gemahl einen Sohn, es ist dies der Stifter der Hessen-Darmstädtischen Linie, Georg I. Philipp schrieb auf die Nachricht, noch immer voll Hoffnung auf baldige Befreiung, man möge mit der Taufe noch warten, wenn aber das Kind krank würde, möchte die Landgräfin dasselbe nach ihrem seeligen Vater Georg nennen. Und wandte sich aufs neue in einem dringenden Schreiben an Moriz: „Wenn auch alle Gründe und Ursachen nicht helfen wollen, so will die Nothdurft erfordern, daß E. L. Kais. Maj. anzeigen, daß E. L. und der Markgraf mir ein Geleit gegeben, darin stehe, daß Einer von beiden Liebden solches mit Vorwissen und gnädiger Bewilligung Kais. Maj. gethan, auch was sich E. L. verschrieben und verpflichtet gegen meine Kinder, und daß auf solchen E. L. Treu und Glauben ich gen Halle gekommen bin, da ich auch nicht anders gewußt, solch Geleit geschehe mit Wissen Kais. Maj. Denn ohne das wäre ich dahin nicht gekommen, hätte mich auch wohl noch länger aufhalten mögen und Kais. Maj. in große Kosten bringen können. Zweifle nicht, wenn Kais. Maj. das berichtet werde, wie mir E. L. Geleit gegeben und sich verpflichtet, es werde Kais. Maj. als ein ehrliebender Kaiser mich nicht aufhalten. Da aber Kais. Maj. der Dinge nicht berichtet, und wohl zu erbarmen ist, daß noch nie mit Kais. Maj. davon geredet worden, kann ich es Kais. Maj. nicht

verdenken, daß sie mich immer sitzen lassen. Er möge mit dem jungen Markgrafen thun, als der treue Freund und als sein Tochtermann, und bedenken, daß ihm dies bei der ganzen Welt löblich sein würde." Desgleichen an den Kurfürsten von Brandenburg schrieb er: „Er und Moriz möchten mit oder ohne Wissen des Kaisers und seiner Räthe gehandelt haben, so müßten sie zum Kaiser sagen: „Wir haben's auf das gute Vertrauen, so wir zu Ew. Kais. Maj. gehabt, gethan, haben auch den Landgrafen durch keinen andern Weg dahin bringen mögen, und so es nicht geschehen, so wäre Ew. Kais. Maj. vielmehr aufgelaufen, zweiflen darum nicht, Ew. Kais. Maj. werde uns nicht stecken lassen; denn wir sind also verpflichtet, daß wir es müssen und wollen halten, sonst wir weder mit Ehren noch bei Gott verantworten könnten, ihn, den Landgrafen, also stecken zu lassen, denn es würde uns alle Welt für unehrliche Fürsten halten; und wenn schon des Landgrafen Kinder uns nicht mahnen würden, so wollen wir uns doch für uns selbst einstellen." Sie müßten auch anführen, da der Kaiser ihn von der Acht entbunden, mit welchem Recht man ihn denn noch aufhalten könnte. Der Kaiser habe öffentlich zugesagt, ihm ewiges Gefängniß zu erlassen, wenn er nun also in dem Gefängniß stürbe, so würde es Kais. Maj. kein gutes Gerücht bringen." Am 13. November schrieb er wieder an beide Kurfürsten: „Wenn E. L. so fleißig wären in meinen Sachen, als im Bankettiren, Gäste laden und Spielen, wäre meine Sache längst besser. E. L. wollen doch einmal ihr Geleit, Verschreibung, Glauben und Treue, die uns E. L. zugesagt, verschrieben und gegeben haben, bedenken. Und so dieser Zettel E. L. etwas verdrießt, so wollen doch E. L. bedenken, daß es uns noch viel mehr verdrießt,

daß wir heute 21 Wochen auf E. L. Geleit, Treu und Glauben in dieser Gefangenschaft gewesen, und noch kein Ende unserer Erledigung wissen und dazu kranken Leibes sind, und daß E. L. solches alles nicht achten, sondern auf ihre Sachen in Wollust sehen, E. L. müssen's vor gut hinnehmen von einem kranken Manne. Wäre er ein armer Knecht und hätte so etwas zugesagt, so würde er zum Kaiser gehen und sagen: Herr, wir haben ihm das zugesagt, will Ew. Maj. ihn nicht frei lassen, so setzen Ew. Maj. uns an die Stelle. Ihr Ruf, wenn sie so fortführen einen kleinen Zorn oder Unwillen zu scheuen, werde ewig nicht ausgelöscht und in der Geschichte bleiben." — In Folge einer Bittschrift der Landgräfin, ihrer Söhne und der hessischen Abgeordneten an die zu Augsburg versammelten Reichsstände, und auf Verwendung der Pfalzgrafen, der Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Baden und Würtemberg gab der Kaiser zwar endlich eine Antwort, doch enthielt sie nur neue Beschwerden, daß Cassel noch nicht vollständig geschleift, die geheimen Briefe über den Schmalkaldischen Bund nicht alle ausgeliefert seien, der Landgraf vielmehr versucht habe einige Kaiserliche Diener zu bestechen. Philipp erwiederte darauf: Cassel sei zu zwei Drittheilen zerstört, Aitinger, der alle geheime Papiere in den Händen gehabt, sei in Folge der schrecklichen Verfolgung gestorben, er, der Landgraf, könne und wolle nicht der Verräther Aller sein, und was endlich die Bestechungen betreffe, so habe der aus Gram verstorbene Amtmann zu Weißenfels, Ebeleben, ihm schon vor der Ankunft in Halle den Rath gegeben, dem Bischof von Arras ein Geschenk zu machen, und deshalb habe er 10,000 Kronen mitgenommen, um eine seiner Festungen zu retten, auch habe Ebeleben einen Sack mit Kronen an Arras bringen

sollen, wie es damit gegangen, wisse Moriz; dem Grafen Reinhard von Solms habe er blos versprochen, das Amt Königsberg nicht abzulösen, sondern ihm erblich zu lassen; dem Hauptmann seiner Wache habe er 100 Kronen angeboten, wenn er ihm erlaube des Nachts Wachslichter zu brennen. — Auch bei den Reichsständen fand Philipp keine Hülfe. Die Bittschrift erhielten sie gar nicht, und von den so wichtigen Aktenstücken, denen der Landgraf eine ausführliche Darlegung der Gründe des Ingolstädter Zugs beigefügt hatte, nahmen sie keine Notiz. Vielmehr ward er nach Nördlingen gebracht, in eine Herberge, deren Wirth an der Pest gestorben war. Er selbst litt an Brustbeschwerden, und hier wurde ihm durch Alba noch sein Leibarzt, Dr. Megabach, sein Secretair und andere Diener genommen, so daß ihm nur zwei Edelknaben, von denen der vornehmste Anton von Wersabe hieß, ein Koch und ein Ausgeber oder Käufer gelassen; auch Dinte und Papier vorläufig verboten. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, der Kaiser wolle wegen der lästigen Einmahnungen Kriegsknechte nach Hessen schicken, worauf Philipp den Kurfürsten bis zu Ende des Reichstages Frist gab, „denn, sagte er, wir haben ja nur die Kapitulation angenommen zu Verhütung unserer Lande und unserer frommen Unterthanen Schadens und Verderbniß.“ Die Hessen verdienten aber auch diese Zuneigung, denn während die Geistlichen in Fritzlar, Amöneburg und in den Grafschaften sich jetzt weigerten, Steuer von ihren Gütern im Lande zu bezahlen, so boten sich andrerseits 20 bis 30 der vornehmsten Hessen dem Kaiser als Geißel an, und regelmäßige Sendungen von Proviant gingen dem Landgrafen in die Gefängnisse zu, wobei man sich immer hessischer Fuhrleute bediente, und ihre Führer mit geheimen Briefen

versah. Da die Aussichten immer trüber wurden, Lersner und Günterode zu Augsburg von Arras und Alba nur grobe Antworten erhielten, der Erzbischof von Trier nur äußerlich artig, der von Mainz, welcher doch dem Landgrafen seine Erhebung verdankte, so ausweichend und unzufrieden war, daß sich selbst die hessischen Prinzen nachher über ihn beschwerten, und Kurfürst Joachim endlich erklärte, das starke Dringen schade mehr als es nütze, der Kaiser sei immer schwerer zu sprechen; so entschloß sich die Landgräfin vor dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Im Januar 1548 zog sie über Herrenbreitungen, wo man ihr ein Nachtlager verweigerte, mit einigen hessischen Rittern nach Augsburg. Sie nahm ihre Tochter Anna, Gemahlin des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, mit, Agnes, ihre andere Tochter, des Kurfürsten Gemahlin, durfte sie nur eine Strecke begleiten. Joachim II. besorgte der Landgräfin Quartier in Augsburg, und obgleich voll Mitleid des Kaisers Schwester, Maria, die Statthalterin der Niederlande, zugleich mit der Landgräfin und vielen Hofdamen dem Kaiser zu Füßen fiel, so erhielt man doch nur die gewöhnliche Antwort: er wolle sich seiner Zeit gnädig erzeigen. Christina, die ihren Gemahl krank antraf, wurde von diesem ersucht, den Kaiser noch einmal in Speier anzuflehen, und erhielt auch jetzt nichts anderes, als die Erlaubniß acht Tage bei ihrem Gemahl zu bleiben. Philipp war unterdessen von Heilbronn nach Schwäbisch-Hall geführt worden. Von dieser Reise erzählt ein Augenzeuge: „Als man von Speier hinab nach Worms zog, sah ich, daß der Landgraf um acht Uhr Vormittags zwischen der spanischen Vorhut mit ihren langen Röhren, vorn, hinten und auf beiden Seiten wohl gerüstet, er aber auf einem Klepper nicht gar groß, bloße und

ledige Büchsenhalftern am Sattel, das Kreuz vom Rappier an die Scheide fest gemacht, daß er die Wehre daraus nicht ziehen konnte, in einer großen Menge Volks, nicht allein von Fremden, sondern auch von Speierschen Einwohnern, ihren Weibern, Gesinde, Jung und Alt, und so nahe, als sie nur an ihn kommen konnten, welche riefen: allhier reitet der aufrührerische Schelm und Bösewicht! und noch wohl andere härtere, fast beschwerliche Worte, die ich hierher zu setzen Bedenken trage, längs der Stadt zum Thore hinaus, nicht anders als ein verurtheilter Missethäter zur Execution erkannter Leibes- und Lebensstrafe geführt ward."

Es war nicht genug, daß Philipp an Leib und Leben bedroht, von Gefangenschaft und Krankheit geplagt ward, er wurde auch noch in seinem Gewahrsam mit den verdrießlichsten Geschäften beladen. Alle Prozesse mit Nassau wegen Katzenellenbogen, dem Deutschmeister, Mainz, Solms, Braunschweig, den Klosteräbten, die unterdessen vom Kaiser einseitig entschieden waren, wurden ihm, obgleich er keine Rechtsgelehrte in seinem Gefängniß hatte, zur Rechtfertigung vorgelegt; zu Heilbronn theilte er Vollmachten an seine Gemahlin und Räthe aus, sowie er überhaupt bis zu dem verunglückten Befreiungsversuch in Mecheln noch immer als ein regierender Herr betrachtet wurde, und selbst die Religionsangelegenheit mußte seine Sorge noch vermehren helfen. Der Kaiser hatte nämlich damals, um sich den Ruhm zu verschaffen, daß er neben den politischen Verhältnissen auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß gesetzt habe, eine Verordnung erlassen, wie es einstweilen (interim) bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils, mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen gehalten werden sollte, und gab ihr auf dem

Reichstage zu Augsburg die Kraft eines Reichsgesetzes. Nach dieser Verordnung, dem sogenannten Interim, war den Protestanten der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe für diejenigen Prediger, welche verheirathet waren, nachgelassen, in allem übrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien der katholischen Kirche wieder beobachten. Philipp ließ sich durch Joachims Ermahnungen und Versprechungen im Namen des Kaisers bewegen, die Einführung dieses Interims seinem Lande anzubefehlen, und schrieb selbst seinem Sohne Wilhelm, eine Messe zu hören sei immer noch besser als Kartenspielen und dem Bachus und der Venus opfern. Allein die hessischen Prediger, die nach dem Geiste Philipps, nicht nach seinen befangenen Worten, handelten, verschmähten dieses Interim, sammt den dringenden Anträgen der Bischöfe von Mainz und Trier, welche hierauf gestützt, ihre alte Macht in Hessen einführen wollten. Eben so männlich benahm sich Christina, welche schriftlich mit den Bischöfen verhandelte, obwohl sie den Kaiser noch mehr erzürnte, der deshalb an mehrere hessische Prediger, als Verächter des Interims, strenge Edicte sandte. Auch erfuhr man, daß Pabst Paul **III.** vom Kaiser die Hinrichtung der beiden gefangenen Fürsten verlangt, Carl aber es bestimmt abgeschlagen habe.

Im Jahre 1549 hatte der Kaiser seinen Sohn Philipp aus Spanien kommen lassen, um ihm die römische Königswürde, zum Nachtheil seines Bruders, zu verschaffen, da ersuchten die hessischen Räthe Moriz sich an diesen zu wenden, und durch Philipp vielleicht eine günstige Wendung herbei zu führen. Philipp antwortete von Trient: „Er würde lieber in einer andern Sache den Kurfürsten dienen; als in dieser, denn er kenne

seines Vaters hohen Verstand; der nichts ohne wichtige Ursache thue, auch sein gerechtes und gütiges Gemüth. Aber um Morizens willen könne er ihm diese Bitte nicht abschlagen, auch wäre er sonst geneigt alle Freundschaft gegen die Stände deutscher Nation zu erzeigen, als welche er wie sein Vaterland achte.“ Der Kurfürst von Brandenburg, der auch von den hessischen Räthen um Beistand in dieser Sache angesprochen wurde, verlangte 7000 Gulden zur Bestreitung der Reise, und erhielt 6000, die des Landgrafen Sohn bei dem zerrütteten Zustande des Landes nur mit großer Mühe zusammenbrachte. Allein auch dieser Versuch, und obschon der hochherzige Kardinal von Trient die Bitten Philipps mit den Kurfürsten unterstützte, blieb vergebens. Zwar entfärbte sich der Kaiser etwas bei der eindringlichen Rede des Kardinals und rief ihm zu: „Gemach, Herr von Trient!“ Der Landgraf, anstatt befreit zu werden, wurde auf einem Schiff über den Rhein und nach Oudenarde in einen Kerker geführt, wo er den schmählichen Vertrag mit dem Deutschmeister schließen mußte, und wo ihm der Hauptmann, als er in der Charwoche Krankheits halber Fleisch essen wollte, die Speisen zur Erde werfen ließ. Einer der kaiserlichen Kommissarien, der alle Festungswerke und Wälle, das Geschütz gesehen und des Landes Waldungen, Berge und Producte angestaunt hatte, berichtete dem Kaiser: „nie würde man den Landgrafen haben besiegen können, wenn derselbe in seinem Lande geblieben, so kriegerisch tapfer sei das Volk, unter denen keiner wäre, der nicht seinen Kopf für seinen Fürsten gäbe. Ja es trüge das Land die Sehnsucht zu seinem Fürsten nicht länger, kein Sohn könne so seinen Vater, kein Weib so ihres Mannes Tod beweinen, als diese Menschen ihres Herren Unglück

betrauerten.“ Ueberhaupt nahm aber auch in Hessen eine solche Unordnung überhand, als wenn es gar keinen Landesherrn mehr hätte; in allen Sachen galt keine Gerechtigkeit mehr, sondern Willkür. Dem Grafen von Solms mußte man das Amt Königsberg auf 20 Jahre einräumen, und noch außer den Naturalien und Geschütz 17,000 Gulden geben, dem Deutschmeister außer Grebenau noch 50,000 Gulden zahlen; die Pfaffen zu Fritzlar wollten dem Lande im Namen des Erzbischofs etliche 1000 Viertel Getraide abdringen, Mainz selbst verlangte 100,000 Gulden und wollte keine Tagfahrt eingehen. Der vorlängst verglichene Abt von Haina forderte die Wiederherstellung des Spitals, wo etliche hundert arme, blinde, wahnsinnige Menschen unterhalten wurden. Ebenso der Abt von Gronau, wo Landgraf Philipp zum Spital noch eigene Güter hinzugegeben hatte. Paderborn forderte das mit baarem Gelde erkaufte Stift Helmarshausen zurück, selbst der Abt von Hersfeld wollte zurücknehmen, was zur Zeit des Bauernkrieges vertragen war. Daher klagten die hessischen Räthe: „wenn wir gleich alle Dinge gethan, so werden wir doch für unnütze Knechte gehalten; da Niemand durch Bürgschaft Geld verschaffen wolle, müßten sie immer fort verkaufen und verpfänden, aber auch das höre auf, weil des Landgrafen Versicherung abginge.“ In Hessen selbst wurden Mordthaten und Räubereien etwas gewöhnliches, Niemand wagte es wegen des gefangenen Fürsten oder der Landesangelegenheiten offen mit dem andern zu sprechen; denn überall gab es Spähser, welche alle Reden an den kaiserlichen Hof berichteten und deren Uebermuth man dulden mußte. Was half es, daß Philipp mit unermüdeter Sorgfalt an sein Land dachte, im October dieses Jahres den Unterthanen, welche vom Wild Schaden

gelitten, 1500 Viertel Korn und eben so viel Hafer reichen ließ, weil er doch so viel verthan haben würde, wenn er auf der Jagd gewesen wäre; wenn er wegen des vielen Schnappens und Wildschießens im Lande befehlen ließ, daß auf die einspännigen Knechte und Junker gesehen werden sollte. Oder wenn er mit herzlichen Ermahnungen mehr als einmal gebot: „Wollet armen Leuten und frommen Predigern Steuern thun mit Korn und Geld, thut Jedermann gleich und recht, ziehet alle meine Kinder zu Gottesfurcht und Ehren. Bittet die Prediger, daß sie nicht zänkisch und disputirlich predigen, sondern Buße, Glaube, Liebe und Hoffnung und gute Werke. Gott weiß, daß ich gern wollte, daß alle Dinge also gingen, daß sie Gott gefielen und der alten und ersten christlichen Kirche gemäß gehalten würden."

Nun sollte Hessen noch ein neuer Unfall treffen. Die Landgräfin Christina, durch des Kaisers Benehmen nach ihrer zweimaligen Demüthigung tief gekränkt, durch die Gefangenschaft ihres Gemahls und die Sorgen der Regentschaft gebeugt, wurde krank und starb am 15. April 1549. Kurz vor ihrem Ende richtete sie noch ein äußerst rührendes Bittschreiben an den Kaiser, worin sie zeigte, daß alle Artikel der Kapitulation nun geleistet wären, und ihn um ihres seligen Vaters, Herzogs Georg, Verdienste willen anflehte, ihren Gemahl ihr wieder zu geben. Der älteste Sohn Philipps, Landgraf Wilhelm, trat hierauf an die Spitze der Regentschaft, und ihm wurde Rudolf Schenk, der Statthalter, Wilhelm von Schachten, der Marschall, Günterode, der Kanzler, der am 3. December 1550 starb, Dr. Walter, Kurt Diede, Simon Bing als Secretair und andere als Geheimerath beigegeben. Von den übrigen Kindern Philipps kam Elisabeth und Georg an den Hof zu Dresden, ob-

gleich der Landgraf seinen Schwiegersohn damals für wankelmüthig hielt und sie in Cassel erziehen lassen wollte, wohin sich auch seine Schwester Elisabeth von Rochlitz begab. Die Gebeine der Landgräfin wurden in der St. Martinskirche beigesetzt. Von Oudenarde ward Philipp nach Mecheln in das Hintertheil des kaiserlichen Palastes gebracht, auch ihm sein bisheriger Hauptmann Johann Guevra, der sich in Afrika, Ungarn ꝛc. ausgezeichnet hatte, entzogen und ihm unter dem Anton de Esquival ein strengerer Nachfolger gesetzt. Philipps Beschäftigungen während seiner Gefangenschaft bestanden im Lesen der heiligen Schrift, der Kirchenväter, im Singen geistlicher Lieder nach dem Morgengebet und Auf- und Abgehen in der Kammer, und zuweilen ein Schach- oder Kegelspiel. Nur selten wurde er, wie er sagt, als Löwe oder Spektakel in einem Wagen spazieren gefahren. — „Ihr habt einen Vortheil, schrieb er an seine Räthe nach Cassel, ihr seid bei Freunden, ich bei Feinden, ihr seid bei dem rechtgläubigen, ich bei einem seltsamen abergläubigen Volk. Die Spanier halten die Lutheraner für ärger als Türken und Mohren, könnten sie sie alle tödten, wenn sie von dem Glauben nicht abstünden, würden sie doch dafür Ablaß erhalten; wo Kaiserl. Maj. noch eine Zeitlang lebe, sagen sie, würde man wunderliche Dinge sehen. Ist ihre Maj. also gesinnet, als das hier ausgegangene Edikt Anzeige gibt und wie dies Volk begehrt, so ist bei allen, die es mit der Röm. Kirche nicht gleichförmig halten, Aufsehens hoch noth. — Wollte ich das Alles beschreiben, was ich in Religionssachen diese drei Jahre hindurch mit ihnen und sie mit mir geredet haben, so wäre es wunderlich zu lesen.“ Mit einem in Rechten und der Theologie gelehrten Präsidenten von Neapel habe er viel Dispu-

tirens gehabt über die Kirche, über Rechtfertigung und Pabst. Eine Unterredung über die Heiligen, wobei der Landgraf leugnete, daß Patriarchen, Propheten oder Apostel dieselben angerufen, und an der die Spanier Anstoß nahmen, gab Veranlassung zum Verbot dieser geistlichen Disputationen, worauf Philipp verlangte, daß sie auch von dem Schmähen der Lutherischen, seiner Verwandten, Freunden und Gesellen abstünden und sich von der bisher seit dem Interim besuchten Sonntagsmesse entbinden ließ. Denn er habe das Interim im rechten Verstande dahin angenommen, daß man die Messe reformire, dem Volke erkläre und dabei zum wenigsten die Kirchendiener communiciren lasse, auch das Volk dazu ermahne. Da dies nicht geschehe, habe er Gewissensscrupel, länger in die unreformirte Messe zu gehen. Er sähe aus der Inquisition und anderer Verfolgung frommer Christen, daß man alles wieder auf die alte Bahn richten wolle, und danke Gott, daß er ihn aus dieser Gefahr befreit. Er habe in der Sonntagsmesse nur das gehört, was gut gewesen, Evangelium, Episteln und Gebete, die nicht an die Heiligen gerichtet wären. Denn äußere Ceremonien irrten ihn nicht. Jetzt sähe er die Mißbräuche wieder. Auch verschwanden die anfangs in Cassel eingeführten Choräle und Lichter wieder und das Interim wurde nur verachtet. An den Secretair Simon Bing schrieb er damals auch: „Wollet im Gedächtniß behalten, wie alle Dinge im vergangenen Krieg zugegangen allenthalben, dieses Alles ist gut und nöthig, um Sterbens und Lebens willen, in ein Buch zusammen zu ziehen und zu gelegener Zeit, so ich todt oder noch lebte, in Druck ausgehen zu lassen, um damit meinen Glimpf, Ehre und Gewissen zu verantworten. Seinen Sohn, L. Wilhelm, ermahnte er, im Fall seines Todes

„eine ehrliche Jungfrau zu nehmen, über fromme Prediger und Gelehrte und christliche Lehre und Zucht zu halten, bei der Wahrheit des Evangelii zu bleiben und auf Gott zu sehen, es koste Leib und Gut; Gleich und Recht dem gemeinen Mann sowohl als den Verwandten und Freunden ohne Ansehen der Personen zu geben, den Armen Gutes zu thun, alle seine Geschwister zu Gottesfurcht und allen Ehren erziehen zu lassen, seine auf einander folgenden Testamente zu Straßburg, Frankfurt, Cassel und Ziegenhain, wovon eins das andere erkläre, zu halten. Die Schulden zu bezahlen, Nassau zum höchsten mit 200,000 Gulden zu befriedigen. Die Festungen wieder zu bauen und sich mit treuen Freunden zu verbinden, woran ihn die Kapitulation nicht hindere noch binde." — Ferner schrieb er über Gefängnisse: „Es sind in diesem Lande gute reinliche Gefängnisse, bei uns aber zu Cassel und Marburg böse unreinliche Gefängnisse, darin auch Schlangen und Kröten sein und viele Leute verderben; ist darum mein ernstliches Gebot, wollet zu Cassel und Marburg lassen gute verwahrte, reinliche Gefängnisse machen, auf's eilendste, auf daß die armen Gefangenen nicht verderben, desgleichen an andern Orten im Lande. Wollet solches nicht vergessen, denn die Gefangenen so verderben lassen, das ist eine große Sünde und Strafe." Zu Hofgeismar sollten, wie er höre, wohl 20 Wildschützen sein, die solle man hart strafen, aber wo den Armen durch das Wildpret Schaden geschehe, redlich erstatten, auch vom Forstgeld nur die Hälfte, und wo sehr arme Leute wären, nichts nehmen.

Von den Dienern des Landgrafen war der sogenannte Bremer, Anton von Wersabe, sein Leibpage, Hans Henkel sein Diener und Hans Rommel, der Zeug-

meister, ging ab und zu. Alle Briefe, die der Landgraf unmittelbar oder durch den Wirth zur Rose in Mecheln, wo die Hessen abstiegen, empfing, beantwortete er heimlich, und hatte zu diesem Zweck sein Siegel um den Hals hängen. Schon im Jahre 1547 auf dem Wege nach Nördlingen und späterhin zu Oudenarde auf Kurfürst Moriz Rath ward eine Entweichung versucht, allein erst, da Philipp des unversöhnlichen Kaisers Absicht erkannte, und nach Spanien oder Italien, oder in das böse niederländische Schloß Vilvorden geführt zu werden fürchtete; da die von den Kurfürsten ausgestellte Verpflichtung vom Kaiser eigenmächtig für nichtig erklärt wurde, und Lazarus von Schwende drohte, daß beim etwaigen Einstellen der Kurfürsten und fernerer Widerspenstigkeit Hessen mit Truppen überzogen werden sollte, wurde ernstlich an eine Flucht gedacht. In Cassel wurden darin nur Wilhelm Schachten, auf welchen Philipp sehr viel hielt, Simon Bing und hierauf Landgraf Wilhelm eingeweiht. Aus dem unten folgenden Bericht Hans Rommels, des Zeugmeisters, geht hervor, daß Philipp diesen zuerst zu dieser Unternehmung vermochte, indem er ihm seine ganze verzweifelte Lage entdeckte. In einer zu Cassel gehaltenen geheimen Berathschlagung erklärte zwar Rommel und der ihm beigegebene von Ratzenberger die Flucht über die Maas und den Rhein, eine Entfernung von wenigstens 50 Meilen, und besonders des Landgrafen Plan, sie des Morgens zu unternehmen, um nach dem Sprüchwort: „des Abends in den Thurm zu kommen," besonders da der jetzt schwer beleibte Fürst nicht so weit eilends reiten und noch vor dem Aufsteigen erstochen werden könnte, für unthunlich; eben so Daniel von Hatzfeld, Balthasar von Jossa und andere Ritter, die anfangs Theil nehmen wollten. Außer-

dem verlangte Rommel noch einen Führer des ganzen Unternehmens, da er kein Reiter sei und es des Nachts geschehen müsse; er selbst wolle mit seinen Gesellen die Spanier abhalten, die Thüren verrammeln und die Flucht decken. Außer einem größeren Garten am kaiserlichen Palast zu Mecheln, wo der Landgraf des Morgens zu spazieren pflegte, war nämlich noch ein kleinerer, durch eine Pforte abgesonderter, nach der Stadt führender Garten, den man von den Fenstern des Gefängnisses nicht übersehen konnte. Mit Hülfe des Pagen hatte nach Wachsabdrücken dieser Pforte und der andern Thüren ein geschickter Künstler, Johann Kleinschmidt, zu Immenhausen bei Cassel die Schlüssel verfertigt. Landgraf Philipp widerlegte alle Einwürfe, sagte, er sei nicht so fett als Siegmund von Boyneburg, wolle zwei Tage und Nächte in einer Strecke reiten, verwarf die Nacht wegen der langen Nachtwachen der Spanier, der verschlossenen Thüren und Stadtthore, der engen Stiegen, der Hunde ꝛc., erwähnte der guten Stimmung der Bürger von Mecheln für ihn, die ohnehin sammt den Spaniern lange schliefen, setzte im Voraus, wenn das Werk mißlänge, alle Theilnehmer außer Verantwortung, und stimmte in allen seinen Briefen so rührende Klagen mit so harten Vorwürfen an, daß endlich L. Wilhelm einwilligte. Am 17. November 1550 schrieb Philipp an den von seinem Weibe abgemahnten, aber den Bitten und Beschwörungen seines Herrn nicht länger widerstehenden Hans Rommel: „Lieber H. R., ich bedanke mich deines guten und beständigen Willens halber, will's in Gnaden erkennen, laß dich durch Niemanden abwendig machen, bleibe beständig, thue, was ich dir zutraue, desgleichen du und Kurt von Biedenkap.“ Dieser Kurt Breitenstein von Biedenkap war nämlich als Kaufmann

oft in Antwerpen gewesen und kannte alle Wege dahin. Mit ihm hatte Philipp ausführlich gehandelt, da die Ritter mit der Sache nichts zu thun haben wollten, wenn man ihnen den Landgrafen nicht bis 4 Meilen von Mecheln schaffe, hatte die Ausführung auf den Mondschein Anfangs Decembers bestimmt und sogar ein besonderes Pferd aus Cassel dazu bestellt. Allein Hans Rommel und Breitenstein zogen erst gegen Ende Decembers von Cassel ab, das Gerücht davon hatte sich zu frühe verbreitet und war selbst den feindlich gesinnten Braunschweigern zu Ohren gekommen, in den Niederlanden ging ein Geschrei, L. Wilhelm komme mit 30,000 Hessen, seinen Vater zu befreien, die Pferde zum Unterlegen waren theils in zu großen Haufen nach Cöln geführt, theils standen sie, von Breitenstein zu früh bestellt, fast 12 Tage an bestimmten Orten umsonst. Dieses Alles ließ schon auf kein Gelingen des Unternehmens hoffen. Dazu kam noch, daß Landgraf Philipp seine Leute aus Mitleid im Voraus verabschiedet und ein starker Wind den Zaun neben der Pforte und die Planken umgeworfen hatte, wodurch viele Arbeiter herbeigezogen und das Verbergen unmöglich gemacht wurde. Daher hatte die Stadt Mecheln ihre Schleußen aufgezogen, von denen eine zwischen dem Stadtthor und dem kleinen Garten vor dem Gefängniß vorbeiführte, und um vollends die Sache zu verderben, hatte der Hofnarr L. Philipps am Tage der Flucht Morgens 5 Uhr seine Kleider ausgeboten und laut gerufen: er wolle auch mitziehen; der Hausknecht sah nun im Stalle die gesattelten Pferde und entdeckte den Anschlag. Philipp, von seinen Wächtern zurückgehalten, konnte nicht zur bestimmten Zeit kommen, rathlos harrten Rommel und die Seinen vor dem Gefängniß, da erschienen plötzlich die Spanier, tödteten zwei der

Begleiter Kurt Breitensteins, die übrigen entrannen mit Mühe, und der unglückliche Fürst ward in eine zehn Schuh lange Kammer eingezwängt, deren Fenster vernagelt wurden. Als man ihm die Leiber der getödteten Hessen, die in der Nähe des Gartens aufgehängt wurden, mit den Worten zeigte: da sind die Verräther, die dich erledigen wollten, antwortete er, gen Himmel sehend: „es ist leider mißlungen; diese Unglücklichen sind besser, als dich dünken mag.“ Er ward so tiefsinnig, daß man für seinen Verstand fürchtete, und als den Sonntag nach dieser Begebenheit die armen Leute, wie gewöhnlich Almosen zu holen, vor sein Gefängniß traten, rief er ihnen zu, sie möchten hinweggehen, er habe nichts mehr. Abgeordnete des Raths, die ihm vorstellten, warum er sich und die Seinigen und auch ihre Stadt in so große Gefahr und Ungnade beim Kaiser gebracht, erhielten von ihm die Antwort: sie sollten ihn in seiner Betrübniß umkommen lassen; die solches gethan, wären seine Unterthanen, sie hätten gehandelt, wie treue Leute; wenn der Kaiser, ihr Herr, gefangen wäre, ob sie nicht auch so thun würden?

Am 1. Januar 1551 schrieb Hans Rommel an den Landgrafen Wilhelm nach Cassel: „Wiewohl mir herzlich leid ist, daß ich Ew. Gnaden nicht bessere Botschaft schreiben oder bringen kann, es ist aber wahrlich von Gott also geschehen, und damit Ew. Fürstl. Gnaden nicht denke, daß ich oder meine Gesellen etwas versäumt hätten, so will ich E. F. G. kürzlich hiermit berichten, wie es ergangen ist, denn ich weiß, daß E. G. viele seltsame Botschaften vorkommen werden, und kann doch E. F. G. Niemand den rechten Grund anzeigen, es habe denn Gott der Allmächtige Philipps, Schwaner oder des Marschalls Hahn davongeholfen (vielleicht

waren dies die beiden getödteten Hessen), denn es ist Niemand im Garten gewesen, denn wir viere. Erstlich sind die acht Pferde in einem Haufen gegangen bis Cöln, ob es also von E. G. verordnet gewesen ist, weiß ich nicht; man hat aber in allen Flecken und Dörfern davon wissen zu sagen, und sich darüber verwundert, was die Deutschen, wie sie uns hießen, mit den hübschen Pferden wollten, wie E. G. Conrad von Dalwig wohl berichten kann. Zum andern hat man die Post an allen Orten gelegt, ehe wir hier ausgezogen sind, und haben zwölf Tage gestanden, ein jeglicher an seinem Ort, sind auch alle Postpferde durch Conrad Breitenstein gekauft worden. Ob so viele Pferde zu kaufen und so lange still zu stehen heimlich bleiben konnte, hat E. G. selbst zu ermessen, denn die erste Post ist zwei Meilen von Mecheln gelegen 2c. Zum dritten, so ist ein Geschrei in die Niederlande gekommen, ungefähr den 18. December, wie E. F. G. kämen mit dreißigtausend Mann, und wollten Ew. Herrn Vater mit Gewalt ledig machen, darüber sich das ganze Land entsetzet, also daß die Stadt Mecheln, den Sonntag, als wir da angekommen sind, alle ihre Schleußen vermacht haben, damit sie das Wasser um die Stadt führen konnten; dieser Schleußen ist eine zwischen dem Thor und dem heimlichen Gemach, welches im Hof vor dem kleinen Garten ist, darin wir gestanden haben. Zum vierten hat der Wind ungefähr drei Tage davor, ehe wir angekommen sind, den Zaun neben der Thür, da wir in den kleinen Garten gehen mußten, umgeworfen und die Planken durch die Leute, die am Wasser gearbeitet haben, hinweg getragen, wohl so weit, daß man mit einem Wagen hinein fahren konnte, daß es nicht möglich war, daß man sich darin verbergen konnte. Zum fünften hat mein gnädiger Herr (L. Phi-

lipp) alle Menschen mit Zehrung lassen abfertigen und sagen lassen, daß sie sich sollten hinweg machen. Als ich und Philipps solches gehört haben, sind wir solcher thörigen Händel halber sehr erschrocken, haben den Bremer (Anton von Wersabe, Philipps Leibpagen) zum öftersten ermahnt und gebeten, daß er solche vorgeschriebene gefährliche Dinge meinem G. H. wolle wohl erinnern und zu bedenken geben, daß er sich selbst und uns arme Gesellen um Leib und Leben bringen und seine Kinder, und Land und Leute auch; so sind die fünf, so mit mir in und vor den Garten gehen sollten, noch nicht angekommen gewesen, aber solches hat bei meinem gnädigen Herrn oder Bremer kein Gehör haben wollen, sondern ist letzterer dreimal zu meinem gn. Herrn gegangen und wieder gekommen und uns allemal heftiger an unsere Pflicht und Eid, Liebe und Treue ermahnt, auch zum öfterenmale um Gottes willen gebeten, daß wir vier, nämlich ich und Philipps, der Schwaner und des Marschalls Hahn alsbald am Montag früh die Sachen sollen angreifen. Wie wir am Abend spät gekommen sind, wiewohl wir deshalb eine große Beschwerung gehabt haben, weil Philipps und Hahn die Gelegenheit nicht gesehen haben, aber der Schwaner hat die Sache am Abend besehen und eingewilligt anzugreifen, als ich und Philipps gekommen sind; also hat mich der Bremer nochmals meiner Ehre und Treue ermahnt, daß ich kein weiteres Bedenken machen wolle, damit meine Gesellen nicht zaghaft werden. Also haben wir sämmtlich eingewilligt und habe ich dem Bremer in Beisein meiner Gesellen gesagt: ich will in den Garten gehen, wenn ich auch gleich wußte, daß ich nicht wieder herauskommen sollte, mein gnädiger Herr soll nicht sagen, daß ich so verzagt sei, aber ich sage auch bei meiner Seelen Selig-

keit, daß es nicht möglich ist, menschlicher Vernunft nach, daß wir so öffentlich vor allen Menschen stehen und halten sollen und, da so viele Leute an der Arbeit sind, nicht verrathen werden; aber es soll an mir nicht fehlen. Also hat der Bremer anstatt meines gnädigen Fürsten und Herrn von uns allen die Hand genommen, daß wir Morgen früh um halb sieben zu Roß und Fuß in und vor dem Garten sein sollen. Wie wir nun Morgens um fünf Uhr auf gewesen und uns zum Handel gerüstet haben, ist der Narr umher gegangen, hat seine Kleider wollen verkaufen und überlaut gesagt, es ziehen alle Menschen heim, man werde meinen gnädigen Herrn auch heimführen, und dem Hausknecht seine Kleider angeboten. Alsbald ist der Hausknecht in die Ställe gelaufen, hat die Pferde gesattelt gesehen und hat überlaut gerufen, es ist verrathenes Werk, sie sind gestern und heut hinweg geritten, die wollen auch nach und ihren Herrn hinweg führen. Also sind wir sehr erschrocken und doch hat Conrad Breitenstein den einen Hausknecht etwas gestillt und gesagt, er habe mit dem Landgrafen nichts zu thun, die guten Gesellen wollten mit ihm nach Antwerpen reiten, er solle ihm keinen Handel und Geschrei machen, hat ihm auch etwas Geld geschenkt. Gleichfalls haben wir andern mit dem Narren gehandelt, damit er in der Herberge bleibe, wir wollten nur ein wenig ausgehen, und wenn wir wieder kämen, wollten wir ihm die Kleider selber bezahlen; er ist aber auf seinem Geschrei und Vornehmen geblieben und gesagt, er wisse wohl, wie die Sachen ständen, seine Gesellen seien alle weg. Darauf hat sich der Hausknecht verloren (fortgemacht), was er ausgerichtet hat, ist leicht zu denken. Als wir solche offenbare Verrätherei gesehen und gehört, sind wir über alle Maßen betrübt und be-

treten gewesen, haben jedoch bedacht, wenn wir nicht dahin gingen, möchte uns solches nicht geglaubt werden, haben deshalb beschlossen, wir wollten lieber sterben, als daß mein gn. Fürst und Herr kommen und uns nicht finden sollte; oder daß seine Fürstl. Gnaden und ihrer Gnaden Kinder und jedermann sagen sollte, wir wären so verzagt gewesen. Deshalb haben wir uns geeilt, daß wir zu bestimmter Zeit da wären, um der Verrätherei vielleicht noch zuvorzukommen; also sind wir um halb sieben zu Fuß und zu Pferd ein jeder an seinem Ort gewesen, um sieben Uhr ist der Bremer gekommen und hat gesehen, ob wir alle da seien und ist wieder hinweggegangen. Nun haben wir da gestanden und immer gehofft, mein gn. Herr komme, und darf mit Wahrheit sagen, in der Zeit, die wir da gestanden haben, sind über hundert Menschen, jung und alt, vorüber gegangen, die das Wasser haben besehen und wie es die Nacht gestiegen ist und uns alle da stehen sahen; etliche thaten, als sähen sie uns nicht und gingen vorüber, etliche standen eine Weile und sahen uns an. Mein gnädiger Herr aber blieb aus, da es bis um acht Uhr war, kam der Hauptmann mit seinen Spaniern auswendig herumgelaufen, suchten uns erst am heimlichen Gemach und im Gang, da ward ich sie am ersten gewahr, sagte zu meinen drei Gesellen, lieben Brüder, da sind die Spanier, wir sind verrathen, was wollen wir thun? da antwortet Schwaner, wir müssen hindurch, also haben wir sämmtlich angefangen zu laufen durch die Spanier her, denn sie kehrten uns zum Theil den Rücken, zum Theil die Seiten zu. Der Hauptmann wurde uns am ersten gewahr, ruft die Spanier an: schudt, schudt, schudt! Also sind wir unter einander zum Pförtlein heraus gekommen und wiewohl die Haken=

schützen ihre Hände voll Feuer hatten, hat doch Gott der Allmächtige gnädig verhütet, daß keiner losschießen konnte. Da sind meine drei Gesellen die Soragstraße nach der Stadt gelaufen; ich gedenke, daß Philipps und Hahn im Schrecken der kleinen Gasse, darin die Pferde stunden, vergessen und vermißt haben, darum ich den Pferden zugelaufen bin, haben mich vier Spanier verfolgt, drei mit Röhren (Schießgewehr) und einer mit einem Rappier. Wie ich zu dem Pferde kam, stach der mit dem Rappier so gewaltig nach mir, daß er nach der Länge auf die Erde fiel. Also bin ich davon gekommen. — Der Fuhrknecht, der die Stadtthore hat sollen zuthun, der weiß auch davon zu sagen, wie ihm Gott davon geholfen hat. Ew. Gnaden Herr Vater ist nicht in den Garten gekommen, und kann ich mir denken, daß, da die Spanier die Sache sind gewahr geworden, so haben sie ihn von der Kammer nicht wollen gehen lassen. Wäre er gekommen, da seine Gnaden den Bremer umher schickte, wollten wir ihn mit Gottes Hülfe ohne allen Schaden davon gebracht haben; oder hätte man vor der Zeit, da wir's besichtigt und lange darüber zu Rath gingen, dazu gethan, wir hätten uns vor dem Nachjagen und Sturmschlagen nicht fürchten wollen. Wiewohl ich nicht zweifle, der Hausknecht habe uns verrathen, so hoffe ich doch, wir wollten ihm zuvor gekommen sein, wenn man nicht gerade am Wasser gearbeitet und der Zaun nicht hinweg gewesen wäre, wo Ew. Gnaden Herr Vater zu rechter Zeit gekommen wäre; denn meines Erachtens haben es die Spanier über eine halbe Viertelstunde vorher noch nicht gewußt. — Hiermit befehle ich Ew. Fürstl. Gnaden Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm.“ —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Moriz wirft die Maske ab. — Philipp kehrt nach Hessen zurück.

So war auch diese Hoffnung wieder vernichtet und hatte Philipp nur ein noch traurigeres Loos bereitet. L. Wilhelm und seine Räthe zu Cassel machten sich auf das Aeußerste gefaßt. Wolle der Kaiser sie strafen und vielleicht gefänglich einziehen, so wollten sie alle treulich zusammenhalten, der Landgraf Philipp als Herr, aber auch mit der Ritterschaft und Landschaft Rath und Wissen und zur Verhütung Aller Schadens und Verderbens sich in jene beschwerliche Handlung zu Halle eingelassen. Sie erkannten Landgraf Wilhelm für ihren gebornen Landesfürsten an und baten nun, derselbe möchte wegen etwaiger heimlicher Anschläge seine eigne Person besser verwahren, sich etwa nach Ziegenhain mit der Hofhaltung verfügen und sich „des Hasenjagens und Lustirens mit Vorsicht gebrauchen.“ — Schon am 30. Januar schrieb Philipp einen eigenhändigen Brief um Geld, ein Wamms, ein Paar Hosen oder einen Schneider, eine Arznei (das Wasser des Dr. Gideons) und mehrere Kirchenväter und andere Bücher, ein gedrucktes Interim und den letzten Reichsabschied, und ermahnte von nun an wieder seinen Sohn und Räthe, nicht kleinmüthig zu sein, dem Kurt Breitenstein und Hans Rommel, welcher anfangs sehr verfolgt wurde, Gutes zu thun, denn sie hätten's verdient. Er habe, so schließt er, seine versuchte Entweichung Kaiserl. Maj. überflüssig verantwortet, und wolle lieber todt sein, als länger sitzen. Wie man

mit ihm verfuhr, mögen einige Beispiele zeigen: Johann von Padillo, ein armer Spanier, der für Landgraf Philipp einen Brief besorgt hatte, ward vor seinem Fenster durch die Spieße gejagt. Als im September d. J. zwei Lutherische in Brüssel verbrannt worden waren, kamen die Spanier freudig zu Philipp und erzählten ihm, der Kaiser habe die Vertreibung aller lutherischen Prediger aus Deutschland befohlen, einige sollten getödtet, andere gefangen werden.

Es blieb unter solchen Umständen keine andere Wahl, als vom Kaiser mit Gewalt die Befreiung des Landgrafen zu erzwingen, und dazu hatte Kurfürst Moriz schon lange im Geheimen seine Anstalten getroffen. Kurz nach der Mühlberger Schlacht hatte nämlich Moriz die Stadt Magdeburg zur Uebergabe aufgefordert; zugleich hatten sich der Kurfürst von Brandenburg, Markgraf Albrecht und Heinrich von Braunschweig gegen diese Stadt gerüstet, aber Moriz führte den Oberbefehl und ging hier so langsam und besonnen zu Werke, daß er nicht nur den Kaiser täuschte, sondern auch sich selbst Mittel an Truppen und Geld zu neuen und erfolgreicheren Unternehmungen sicherte. Denn nachdem er im November 1551 einen Theil Magdeburgs eingenommen und darauf mit der Stadt eine Kapitulation eingegangen hatte, worin es ausdrücklich hieß, daß man auf des Kaisers Bewilligung Morizen für seinen rechten Herrn erkennen und halten wolle, bis der Kaiser und der Kurfürst die Stadt an andere Herren weise; so nahm Moriz die Truppen des Grafen Albrecht von Mannsfeld und des Hans von Heideck, welche vorher hatten Magdeburg vertheidigen helfen, selbst in seinen Sold, und bediente sich des von Heideck, um mit dem Könige Heinrich von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser zu schließen.

Dieses bestand in nichts Geringerem, als daß König Heinrich 400,000 Kronen in Straßburg hinterlegen solle, um davon das deutsche Heer durch 4 Monate zu besolden, und den gleichen Sold noch 4 fernere Monate zu leisten; er solle selbst mit 60,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern nach Straßburg kommen, hier bis zu Ende des Kriegs bleiben und den Paß frei erhalten. Dagegen wolle Moriz auf eigne Kosten 20,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter stellen, auch über einen Theil der Truppen des Königs den Oberbefehl führen und nach dem Kriege dem Könige durch zwei Jahre in dessen Sold 25,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zur Wiedereroberung Mailands lassen. Die eroberten Orte in Deutschland sollten ihren früheren Besitzern bleiben, ohne Nutzung für den König, von der Religion solle nicht eher gehandelt werden, als nach dem Kriege, und dann verspreche der König ein freies Concil und wolle dessen Beschützer sein, jedoch immer mit der gehörigen Ehrfurcht gegen den apostolischen Stuhl und die Person des Pabstes.

Der Plan des Kurfürsten Moriz war nun folgender: nachdem er Alles zum Kriege vorbereitet hatte, erneuerte er beim Kaiser das Begehren der Freilassung des Landgrafen, und erklärte sich zum Schein bereit, wenn die Freilassung nicht in einem bestimmten Termin erfolge, sich als Bürge persönlich einzustellen und nach Innsbruck, wo der Kaiser war, zu kommen. Moriz schickte sich auch wirklich zu der Reise an, und ließ seine Räthe und sein Hofgesinde bis nach Landshut voraus reisen, in ähnlicher Weise, wie er auch schon Gesandte auf's Concilium geschickt, und seine Theologen bereits den Weg dahin hatte antreten lassen, auch ließ er sich eine Herberge in Innsbruck bereiten. Er selbst machte einige Tagereisen, wendete dann aber plötzlich um, und fing von diesem Augen-

blicke an die Larve abzuwerfen und seine wahre Gesinnung zu zeigen. Er hielt einen Landtag zu Torgau, schrieb hier am 1. März 1552 dem Kaiser: „er sei von der Reise zurückgekehrt, weil er unter Weges allerlei vernommen, das ihm Bedenken gemacht," verlangte dringender die Freilassung des Landgrafen und verwarf das Concil zu Trident, weil es kein freies christliches Concil sei. — Nun waren schon gegen das Ende der Belagerung Magdeburgs immer lautere Gerüchte von Verbindungen protestantischer Fürsten mit Frankreich und von zweideutigen Absichten des Kurfürsten entstanden. Daher schrieb Ferdinand dem Kaiser: „Ich würde auch noch unterlassen, davon zu schreiben, wenn nicht diese Nachrichten sich fortgesetzt von einigen Seiten her in solcher Weise erneuerten, daß ich besorge, es könnte daraus etwas für unsere gemeinschaftlichen Angelegenheiten und für die christliche Republik Nachtheiliges entstehen; — es scheint auch nach jenen Nachrichten, daß das was den Kurfürsten (Moriz) am meisten zu einer Aenderung bewegen könnte, die Haft des Landgrafen ist, und daß man die Vermuthung hegt, man würde, wenn dessen Befreiung geschähe, sich nicht allein des erstern ganz versichert halten, sondern auch ihn leicht dahin bringen können, Ew. Maj. gegen Ihre Feinde zu dienen und wo man ihn verwenden wollte." Diesen weisen Winken und Rathschlägen Ferdinands stand einer Seits entgegen, daß der Kaiser zu große Bedenken bei der Freilassung des Landgrafen hatte, und sich einen so plötzlichen Treubruch und Aenderung des Verfahrens von Moriz nicht denken konnte, anderer Seits aber vorzüglich Mangel an Geld. Daher beschränkte sich der Kaiser seinen Bruder aufzufordern, sich um weitere Nachrichten zu bemühen, und schrieb: „Es würde sehr

seltsam sein, wenn Moriz alles, was der Kaiser für ihn gethan, so weit vergessen sollte, daß er französischen Practiken Gehör schenkte, wenn gleich sein rücksichtsloses Verwenden von so vielen Rebellen in seinem Dienst einigen Verdacht errege. Moriz habe keine Ursache wegen der Haft des Landgrafen sich aufzuhalten; er, der Kaiser, müsse es auch empfinden, daß Philipp neulich, obwohl in Haft, solche Kühnheit gehabt habe; was also, wenn er frei, von ihm zu erwarten sein möchte? Und da Ihr nach euren Briefen achtet, daß um allerseits zu beruhigen, es wohlgethan sein würde, ihn zu befreien unter Sicherheiten, so hätte ich gewünscht, Ihr möchtet mir zugleich geschrieben haben, welche Sicherheiten euch hinreichend scheinen würden." Im December 1551 schrieb Ferdinand auf's Neue dem Kaiser: „Daß jetzt im Reich mehr als 10,000 gerüstete Streiter versichert sind und man täglich mit noch mehreren verhandelt; — daß nichts gewisser ist, als daß, wenn der Landgraf nicht auf freien Fuß gestellt wird, Ew. Maj. sich auf einen größeren und gefahrvolleren Krieg als je gefaßt machen muß. Denn man rüstet sich heimlich überall, und zugleich ist sehr zu fürchten, daß die Größten und Meisten im Reich den französischen Practiken zustimmen. — Der Kurfürst von Brandenburg hat gesagt: er ließe mich bitten von Seinetwegen die Befreiung des Landgrafen zu bewirken, denn sonst müsse er mit Jenem von Sachsen sich als Gefangener stellen, welches ihnen so verdrießlich sei, als ich denken könnte, doch würden sie darauf sinnen müssen, sich zu befreien, und man würde sehen, was daraus erfolgte. — Das Gerücht geht, daß die Söhne des Landgrafen (wenn sie es noch nicht gethan haben), die Grafschaft Katzenellenbogen würden einnehmen wollen, und wenn sodann die Freilassung des Landgrafen nicht

geschähe, das Uebrige alsbald folgen soll. Das Kriegsvolk, welches vor Magdeburg gewesen, beklagt sich sehr der Bezahlung wegen, und wenn dieselbe nicht bis 1. Januar erfolgt ist, wollen sie weiter etwas vornehmen, vielleicht auf die Bisthümer Bamberg, Würzburg u. a. und ihnen werden sich Alle zugesellen, welche den Frieden des Reichs nicht lieben. Und wenn Ew. Maj. solches nicht hindern wollte, könnten sie leicht Anlaß nehmen, gegen das Concil zu handeln, oder den Mangel in Zahlung vorwenden und das gemeine Volk zur Bewegung aufreizen, da sie schon genug zu aller Empörung und Aufruhr geneigt sind, so auf's Neue den Krieg im Reich entzündend und gerade gegen die Person Ew. Maj. ziehen, um Sie aus Deutschland gehen zu machen, das Concilium zu unterbrechen, und auch die Reichsstädte dem Gehorsam zu entziehen, wozu die französischen Practiken mitwirken würden, wie sie nicht aufhören, solche aller Orten zu führen. — Um alle Bewegungen zu vermeiden und ihnen vorzubauen, wäre kein besseres noch schnelleres Mittel, als die Freilassung des Landgrafen, um sich hierdurch der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und ihrer Anhänger zu versichern, und zumal des ersteren." — — Anstatt dieses Mittel anzuwenden, sandte Carl seinen Hofmarschall nach Sachsen und Brandenburg, um das Unternehmen Morizens zu beobachten und zur Erhaltung des Friedens zu wirken. Dieser schrieb an die Landstände zu Torgau, daß, „wenn sich der Kurfürst, seinem Erbieten nach, zum Kaiser begeben hätte, die Sache zur gänzlichen Erörterung gekommen sein, und der Kaiser, auf nochmaliges gebührliches Ansuchen, in die Erledigung des Landgrafen würde gewilligt haben. Man befinde nun aber allerlei seltsame Versammlungen von Kriegsleuten,

welche den Kurfürsten Moriz als ihr Haupt nennten, und er ersuche deswegen die Landstände denselben dahin weisen und richten zu helfen, damit derselbe sich nicht durch böse Leute, so den ehrlichen altherkommenden Namen des Hauses Sachsen nicht betrachten, verführen lasse, sondern ihre eigne und des Landes Wohlfahrt besser bedenken möge." Die Landstände richteten auch wirklich ein ausführliches Bedenken und Bitte an Moriz, und schrieben dem Landgrafen Wilhelm, mit Bitte, ihrem Herrn auf die geschehene Einmahnung längere Frist und Anstand zu geben; allein Moriz hatte es längst anders beschlossen, und Landgraf Wilhelm berief sich in einer Verwehrungsschrift an den Kaiser, aus dem Feldlager zu Schwabenmünchigen vom 8. April 1552 abermals auf die von den beiden Kurfürsten seinem Vater gegebene Verschreibung, und „wie es ihm und seinem Vater selbst nicht möglich wäre auszusprechen oder zu schreiben, wie jämmerlich, erbärmlich, unfürstlich und schmählich derselbe nun fünf Jahre lang in Haft gehalten worden sei. Und dabei sei es nicht geblieben, sondern der Kaiser habe auch seinen Vater gedrungen, gegen die gemeinen Rechte und gegen die Meinung vieler berühmten Universitäten in Deutschland, Frankreich und Italien, die dem Kaiser zugestellt worden, seine Rechte aus dem Gefängniß zu vertheidigen. Der allgemein lautende erste Artikel der (Hallischen) Kapitulation sei nur der kaiserlichen Reputation zu Ehren belassen worden, und andere Fürsten, in deren Kapitulationen dieselben allgemeinen Worte auch gesetzt, seien mit Gefängniß nicht beschwert worden, sein Vater habe also dergleichen um so weniger erwarten können, weil er von den Kurfürsten die oben erwähnte Erklärung gehabt; er würde lieber alles daran gesetzt haben, als diesen Artikel einzugehen;

er lege hierin dem Kaiser nicht so viel, als etlichen seiner Räthe, Diener und Gesinde am Kammergericht zu, welchen der Kaiser jedoch den Zaum nicht sogar hätte lassen sollen, wie denn auch einige Große öffentlich gesagt, man wolle den Landgrafen und sein Haus so gering machen, daß man ihnen nicht sollte einen Groschen borgen."

Kurfürst Moriz erklärte sich in einem Ausschreiben, in welchem auch Landgraf Wilhelm und der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg als Theilnehmer genannt werden, in ähnlicher Art. In Betreff der Gefangenhaltung des Landgrafen sagt er: „es sei bisher im Reich unerhörte, parteiliche Uebereilung und Unbilligkeit darunter geübt und gebraucht, alles zu dem Ende gemeinet, daß man Se. Liebden und Ihren Kindern ein Stück Landes nach dem andern, unter dem Schein und angestrichenen Farbe des Rechtes abdringen wolle. Zudem, daß auch das Haus Sachsen, vermöge einer Erbverbrüderung, auf dem Fürstenthum Hessen ein sehr merkliches Interesse habe, welches durch solchen Weg auch abgeschnitten würde; daß alles dieser beiden so löblichen fürstlichen Häuser halben ja zu beklagen und zu erbarmen, auch sich über ein solches Vornehmen höchst zu verwundern sein würde, wo man nicht vor Augen sähe, daß der Gegentheil damit umginge, wie er aus leicht gefundenen Vorwänden vollends einen Fürsten nach dem andern hinziehen und seine so lang geprakticirte Monarchie, die dann nichts ansehnliches neben sich leiden könne, einmal zu begehrtem Ende führen möchte."

König Heinrich von Frankreich zog nun mit einem starken Heere aus, nahm Toul und Verdun, der Connetable, Anne Montmorenci, bemächtigte sich der wichtigen Reichsstadt Metz am 10. April, befestigte diese Stadt

noch mehr und zog sodann in's Elsaß, um Straßburg zu nehmen, was aber durch die gute Gesinnung der Bürger und durch die zur kraftvollen Gegenwehr genommenen Maßregeln damals vereitelt wurde. Das Kammergericht zu Speier entfloh bei der Annäherung des Königs. Die verbündeten deutschen Fürsten rückten mit ihren Truppen über Rotenburg, Dünkelsbühl, Nördlingen und Donauwörth gegen Augsburg. Diese Stadt kapitulirte nach wenig Tagen, erhielt freien Abzug der kaiserlichen Truppen, und die Fürsten, nachdem sie den alten Rath wieder hergestellt, erließen eine Aufforderung an Ulm. Da die Bürger von Ulm dieser nicht entsprachen, zog man vor die Stadt, sie zu belagern, mußte jedoch nach sechs Tagen unverrichteter Sache wieder abziehen.

Den Kaiser traf dieser plötzliche Aufruhr und Angriff in einer von Geld und Truppen entblößten Lage; er schrieb deshalb an Ferdinand um Beides, und erklärte, er wolle Moriz die Freilassung Philipps anbieten, nur daß dabei des Kaisers Ansehen bewahrt bleibe und jener nicht weiter vorgehe. — Ferdinand fragte dagegen, in welcher Weise Carl die Freilassung bewilligen wolle, und welches sein endlicher Beschluß wegen der Religion sei, wenn jene davon reden würden? Außerdem wendete sich Ferdinand an Moriz und den Kurfürsten von Brandenburg, suchte erstern zu einer persönlichen Unterredung auf den 4. April zu bewegen, welcher aber Moriz auswich und forderte, daß der Landgraf in sechs Wochen freigelassen werden müsse, da er sich sonst dem Sohne desselben als Gefangener stellen müsse, und dann nichts anders mehr würde thun können, als was diese wollten. Kurfürst Joachim schrieb gleichfalls an Ferdinand: „wie er des Landgrafen Philipp wegen seiner gegebenen Ver-

pflichtung nach eingemahnt werde, und dessen Söhne ihm ein ehrenrühriges Schreiben überschickt hätten. „Und mir gleichwohl die Zeit meines Lebens, wie Gott weiß, in dieser ganzen Welt nichts Beschwerlicheres könnte oder möchte widerfahren, denn daß ich durch diese Wege der kaiserlichen und Ew. königlichen Majestät, meiner von Gott verordneten Obrigkeit, mit Gewalt abgedrungen, oder nunmehr in meinen letzten Jahren an meinen fürstlichen Ehren und wohlhergebrachten guten Gerüchte sollte verleumdet und also in alle Welt getragen werden. Es liegen mir auch diese Sachen also an, daß sie mich zu unzeitigem Abgang von dieser Welt endlich bringen werden." — Der Kaiser antwortete auf eine ähnliche Werbung des Kurfürsten Joachims wegen Philipps: „wenn dieser sich der Gebühr nach gehalten hätte, so würde er der Haft vorlängst erlassen worden sein, und auch jetzt sei der Kaiser, auf des Kurfürsten und Anderer Fürbitte, der Erledigung wegen entschlossen gewesen. Und die Sache allein auf des Kurfürsten von Sachsen Erscheinen und gänzliche Abhandlung und Versicherung stehe, dazu sich dieser zum Theil selbst früher erboten. Und also der Aufschub und Verzug solcher Erledigung durch Niemand, denn durch Moriz und die jungen Landgrafen verursacht worden. So fern die Kriegsgewerbe abgestellt würden, sollte der Landgraf seiner Erledigung vergewissert sein, und Joachims Gesandter möge zu Philipp gehen und ihm bekannt machen, worauf der Handel stehe." — Der Gesandte Joachims aber bat, Philipp möge wenigstens jetzt gleich an des Kaisers oder Ferdinands Hof gebracht und fürstlich gehalten werden; es sei auch zu erwarten, daß der Landgraf als ein betagter, verständiger Fürst, der nunmehr Glück und Unglück versucht, bei Söhnen, Unterthanen

und Mitverwandten allen Fleiß zur beständigen guten Ruhe anwenden werde." —

Da der Kaiser merkte, daß er die Deutschen nicht mehr so oft durch leere Versprechungen werde hinhalten können, so entschloß er sich zur geheimen Abreise, um unerkannt bis durch die Ehrenberger Klause zu gelangen, sich dann links auf entlegenen Wegen, deren Rosenberg kundig war, bis an den Bodensee und von da weiter in die Niederlande zu begeben. Er ritt am 6. April vor Mitternacht, in Begleitung der Herren von Andelot und Rosenberg, seinem Barbier Van der Fé, nebst zweien Dienern Rosenbergs, von Innsbruck ab, und kam am andern Morgen bis Parvyß; hier ward er genöthigt, um unerkannt zu bleiben, an Parvyß vorbei, rechts durch Gebirg und Wald zu reiten bis Nassereuth, wo er ruhete und Nachmittags den Weg fortsetzte, und ungeachtet großer Ermüdung und durch Körperleiden bewirkte Erschöpfung noch in der Nacht bis Bachelbach, nur eine Stunde von der Klause, ritt. Von mehreren Reisenden, welche ihnen begegneten, hatte der Kaiser die Nachricht eingezogen, daß die Truppen des Kurfürsten Moriz gegen Landsberg und Füssen aufgebrochen seien, so daß schon eine Abtheilung derselben am 7. Abends zu Füssen, welches nahe vor der Klause gelegen, ankommen sollte, und daß eine Deputation ihnen die Schlüssel der Stadt bereits entgegengeschickt habe. Auch erfuhr man, daß der Weg über Kempten durch die Reiter Morizens unsicher gemacht sei. Der Kaiser sandte seinen Barbier an den Befehlshaber des Schlosses Ehrenberg, und erhielt von diesem die Antwort, die Feinde seien in Laden, einem großen Dorfe 8 Stunden von Füssen, angekommen, mit der Absicht, gerade gegen Füssen zu ziehen. Auf diese Nachricht entschloß sich

Carl, da er bei der gefühlten Entkräftung daran verzweifelte, unter so augenscheinlicher Gefahr die Reise fortsetzen zu können, nach Innsbruck zurückzukehren, was auch mit demselben Geheimniß ausgeführt wurde.

Unterdessen hatte sich Kurfürst Moriz wider Erwarten zu Linz eingefunden, um mit dem König Ferdinand die vorgeschlagene Unterredung zu halten, und hier kam nach mehrfachen mündlichen und schriftlichen Erklärungen am 1. Mai die wichtige Abrede zu Stande, welche hinsichtlich der Religion die Grundlage des Passauer Vertrags enthielt. Der erste Artikel betraf die Erledigung des Landgrafen. Ferdinand erinnerte hierbei: „wie kais. Maj. mit Lediglassung desselben Sr. kurfürstlichen Gnaden zu ihrer persönlichen Ankunft freundlich hat verehren wollen. Ihn habe derselbe jetzt mit Vollmacht versehen. Und obgleich Philipp im Schreiben vom 26. Februar eine Summe Geldes zu erlegen, auch Geißel und Festungen als Versicherungen angeboten, so wolle doch der Kaiser solches fallen lassen, um zu zeigen, daß er nicht seinen Nutzen, sondern der deutschen Nation Wohlfahrt vor Augen habe; — und wenn die kriegführenden Fürsten ihr Kriegsvolk zertrennen, ihre Bündnisse aufgeben, sich wieder in des heil. Reichs Gehorsam geben, und die überzogenen Stände und Städte ihrer Pflicht ledig zählen würden, so solle der Landgraf (gegen Verschreibung von ihm, seinen Söhnen und Landschaft und den verbürgenden Fürsten, wegen Haltung der Kapitulationspunkte und künftigen gehorsamen Verhaltens gegen Kaiser und Reich) in 14 Tagen nach jener Zertrennung des Kriegsvolkes nach Köln auf freien Fuß gestellt werden.“ — Moriz wollte, der Landgraf möge sogleich heraufwärts, in die Nähe des Kaisers gebracht werden (mit Geleit der Fürsten und eines kaiserlichen

Bevollmächtigten), um dann gleichzeitig mit Entlassung des Kriegsvolkes erledigt zu werden, und bis dahin frei mit den Verbündeten sprechen zu können, da denn auch sein Ansehen am ersten vermögen würde, seinen Sohn zum Frieden und Gehorsam zu bestimmen. Allein Ferdinand bewilligte nur Briefe an die Königin Maria, die Statthalterin der Niederlande, in Folge deren die Gesandten der verbündeten Fürsten den alten Landgrafen allein sollten sprechen dürfen. — Wegen der Beschwerungen, welche dem Landgrafen und seinem Lande während der Haft sollten zugefügt sein, bewilligte Ferdinand, daß namentlich die Rechtssprüche wegen Katzenellenbogen eingestellt und der Weg gütlicher Unterhandlung vorgenommen werden sollte, wo dieser aber fruchtlos bliebe, möchte eine Durchsicht der Streitigkeiten und andere Rechtsmittel im Beisein von vier Kurfürsten und sechs andern Fürsten Statt finden. In der Religionssache stellte Moriz vor, daß den Ständen der Augsburgischen Konfession durch emsige Befehle allerlei habe aufgelegt werden sollen, was ihrer Religion zuwider, besonders mit Einschärfung des Interims und Vertreibung der widerstrebenden Prediger; woraus Unwillen und Mißtrauen entstanden sei, daß man es auch an andern Orten so machen werde, wie es an etlichen angefangen, und besonders auch zwischen jenen Fürsten und ihren Unterthanen, welche im Kriege 1546 die letzteren vertröstet hätten, daß es des Kaisers Gemüth und Meinung nicht sei, sie von ihrer Religion zu drängen. Es sei daher nothwendig, dahin zu wirken, daß sich der Religion wegen kein Stand des Reichs einiger Gefahr und Ueberziehens zu gewärtigen habe, wie namentlich auch schon zu Speier 1544 beschlossen worden; — auch möge man bedacht sein, ob der Zwiespalt in der Religion durch

ein Nationalconcilium oder Gespräch möchte verglichen werden." — Ferdinand erklärte: „der Kaiser wisse sich nicht zu erinnern, in Religionssachen etwas befohlen zu haben, als was die Reichsabschiede jederzeit mit sich gebracht, und sonst mit Gewalt und der That von wegen der Religion Niemanden überzogen zu haben. Er sei auch des Tridentinischen Conciliums halber keiner andern Meinung gewesen, denn daß in Vollziehung der Reichsabschiede die Spaltung in der Religion gütlich und christlich möge verglichen werden. Weil sich aber finde, daß das angestellte Tridentinische Concil bei vielen Ständen des Reichs die gehoffte Frucht nicht wirke, so bewillige er, Namens des Kaisers, daß hinfüro der Religion und des Glaubens wegen mit der That kein Stand des Reichs beschwert noch gedrungen, sondern alsbald ein Reichstag solle gehalten werden zur freundlichen Vergleichung darüber, durch was christliche und freundliche Wege, es sei nochmals des Concils oder einer allgemeinen Reichsversammlung, die spaltige Religionssache verglichen und erörtert werden möge?" — Moriz entgegnete: „daß es nicht die wenigste Beschwerde der Stände Augsburgischer Konfession sei, wenn die Vergleichung auf einem Reichstag oder gemeine Stände des Reichs verschoben würde, da jene durch die Mehrheit jeder Zeit überstimmt würden. — Er hoffe daher, der Kaiser werde dieser Punkte halber, klare und genugsame Erklärung thun, damit die Gemüther gestillt und ein rechtes Vertrauen gepflanzt werden könne." —

Damit nun diese vorläufige Verhandlung zum Frieden führen könne, wurde verabredet, daß auf Himmelfahrtstag eine neue gütliche Verhandlung Statt finden solle, wozu auch die vier rheinischen Kurfürsten und Brandenburg, von geistlichen Fürsten Salzburg, Eich-

städt, Passau, von weltlichen Albrecht von Baiern, Heinrich von Braunschweig, Hans von Brandenburg, Jülich, Pommern und Würtemberg berufen werden sollten. Zugleich hatte Moriz übernommen, seinen äußersten bestmöglichen Fleiß anzuwenden, daß die Verbündeten den Stillstand schon vom 11. Mai an bewilligten, was aber auf Anreizen des französischen Gesandten erst vom 28. an geschah. Während dieser Zeit machte Moriz noch den bekannten Angriff auf die Ehrenberger Klause, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte, und wodurch er den Kaiser nöthigte, mit Ferdinand zuerst in der Richtung nach Trident, dann seitwärts nach Villach zu fliehen. Auch Landgraf Wilhelm hatte vielen Theil an diesem Siege, doch bewirkten sie noch immer nicht damit die Befreiung Philipps des Großmüthigen. Zwar war sie schon zu Linz zugegeben, allein sie sollte erst 14 Tage nach der Entlassung des Kriegsvolkes geschehen. Die Verbündeten verlangten zu Passau, daß jene Erledigung zugleich mit Zertrennung des Kriegsvolkes erfolgen und zu dem Ende der Landgraf vielmehr gleich in die Nähe des Kaisers gebracht, oder wenn das nicht wäre, gleich jetzt gegen Verpflichtung sich wieder einzustellen, wenn die Entlassung des Kriegsvolkes nicht erfolgen würde, erledigt oder in eines andern Reichsfürsten Hand gestellt werden möge. Denn Philipp schwebte zu Mecheln in beständiger Todesgefahr, schon bei dem Herannahen des Königs Heinrich erklärte Anton de Esquival, wenn Heinrich Mecheln belagere, so werde er seinen Gefangenen erstechen. Man kam daher endlich überein, das Kriegsvolk solle an einem bestimmten Tage, den 18. Juni 1552, entlassen und an eben diesem Tage der Landgraf nach Rheinfels auf freien Fuß gestellt werden. Derselbe solle sich zugleich verschreiben, sich zeitlebens

als ein gehorsamer Reichsfürst zu halten, auch die Verhaftung nicht ahnden, eifern oder rächen zu wollen, solches auch bei seinen Söhnen und der Landschaft zu verschaffen und die Kapitulation auf's neue unterzeichnen. Zugleich wurde die Befestigung Kassels ausnahmsweise genehmigt. Der Kaiser machte noch immer Einwendungen, und so entschloß sich endlich Ferdinand, selbst nach Villach zu seinem Bruder zu reisen, um persönlich die Sache bei ihm zu befördern, doch versprach er, in acht Tagen wieder in Passau einzutreffen. Zugleich unterhandelte er mit Moriz und bat diesen, es bei seinen Verbündeten dahin zu bringen, daß sie bei der Kapitulation blieben, wenn der Kaiser nachmals einwillige. Am 14. Juli kehrte Ferdinand zurück und brachte die Antwort, der Kaiser habe den Vertrag mit Ausnahme einiger Punkte genehmigt, wodurch freilich die Erledigung des Landgrafen noch immer weiter hinausgeschoben würde. Moriz hatte zwar Alles angewendet, um den Frieden bei den übrigen Verbündeten zu erhalten, doch hatte er es nicht verhindern können, daß die Truppen von Mergentheim aufbrachen und Frankfurt belagerten, welches von einer Abtheilung kaiserlicher Truppen besetzt war. So trafen denn die Gesandten Ferdinands und der übrigen vermittelnden Fürsten den Kurfürsten Moriz in voller Thätigkeit, und nur mit Mühe gelang es ihnen, dem Kriege Einhalt zu thun; indem sie vorstellten, daß, nähmen sie den Frieden so nicht an, der Kaiser den Krieg mit aller möglichen Macht führen werde, daß Johann Friedrich, welchen Karl jetzt zu den Seinigen entlasse, alsdann Moriz selbst die größte Gefahr drohe, und daß Landgraf Wilhelm durch beharrliche Fortsetzung des Krieges die Person seines Vaters und sein eigenes Land dem Verderben aussetze. Gegen die Erwartung

Vieler kam sodann am 2. August der Friede zu Stande, indem Moriz und Landgraf Wilhelm den Passauer Vertrag unterzeichneten.

Noch verzögerte die festgesetzte Erledigung des Landgrafen den Abfall des Markgrafen von Kulmbach und des mit französischem Gelde gedungenen Reiffenberger Regiments, welches trotz der Abmahnung Landgraf Wilhelms zur selbigen Zeit über den Rhein zog. Philipp war schon auf Befehl der Statthalterin der Niederlande nach Mastricht gekommen, als ihn Maria wieder zurück nach Löven führte, wo er sechs Tage in engem Gewahrsam blieb. Moriz und Wilhelm drohten mit neuem Krieg. Jetzt wurde der kaiserliche Befehl zur Befreiung des Landgrafen ausgefertigt, aber das eigentliche Patent, worauf der Hauptmann die Entlassung seines Gefangenen allein gründete, hielt der listige Bischof von Arras noch immer zurück. Am 4. September 1552 kam auch dieses endlich an und der Landgraf sah sich nun nach länger denn fünf traurigen Jahren im Besitz der ersehnten Freiheit. Kurt Diede, Adam Trott und Eberhard von Bruch nebst dreihundert Reisigen der Königin Maria geleiteten ihn über Köln, Jülich und Siegen. Hundert hessische Hakenschützen erwarteten ihn an der vaterländischen Gränze. Wie ihn zuerst seine Söhne, Wilhelm von Schachten, Simon Bing und Heinrich Lersner umarmten, bemächtigte sich aller jene große unnennbare Rührung, welche aus dem Gefühl überstandener Leiden entspringt. Am 10. September empfing der Landgraf auf dem Schloß zu Marburg die Mitglieder der Universität, unter denen Nicolaus Roding in einer dichterischen Anrede den Landgrafen als den Märtyrer deutscher Freiheit und Religion und Landgraf Wilhelm als den Befreier seines Vaters begrüßte. Am folgenden

Sonntag langte Philipp zu Kassel an. Als die in den Kirchen versammelten Bürger seine Ankunft vernahmen, strömten sie heraus und folgten ihm in die St. Martinskirche, wo er in dem Chor vor dem Grabmal seiner heldenmüthigen Gemahlin niederkniete und in dieser Stellung bis zum Ende der Predigt und Anbeginn des ambrosianischen Lobgesanges blieb. Am 17. September feierte das ganze Land die Rückkehr des geliebten Fürsten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Begebenheiten während Philipps letzten Lebensjahren.

Der Landgraf Philipp war zwar durch die Gefangenschaft vor der Zeit alt geworden, und sein kriegerischer Geist hatte abgenommen, allein um so mehr wendete er den Rest seines Lebens zur Begründung des Religionsfriedens und evangelischer Freiheit an. Im Passauer Vertrag war bewilligt worden, „daß ein beständiger Frieden bis zur endlichen Vergleichung der spaltigen Religion errichtet werde, dergestalt, daß kaiserl. und königl. Maj., auch Kurfürsten und Stände keinen Stand der Augsburgischen Konfessionsverwandten, oder die sonst keiner andern öffentlich verworfenen und durch die Reichsabschiede verdammten Sekten anhängig, mit der That und gewaltsamer Weise wider dessen Gewissen und Willen von seiner Religion und Glauben dringen, oder mit Befehlen, Ueberzug ꝛc. beschweren, sondern bei

solcher seiner Religion und Glauben ruhig und friedlich bleiben lassen und die streitige Religion nicht anders denn durch friedliche Mittel und Wege zu einhelligem Verstand gebracht werden solle. — Dagegen sollten Jene alle geistliche und weltliche katholische Stände gleichfalls bei ihrer Religion, Kirchengebräuchen, Ordnungen, auch Hab und Gütern, Renten und Zinsen, friedlich bleiben lassen und das Kammergericht danach angewiesen werden, und man wolle den Kaiser bitten, daß der Beschwerden wegen der Präsentation der Beisitzer (wobei seither die Protestanten noch immer ausgeschlossen waren) baldig abgeholfen, und sonst Alles vorgekehrt werde, daß in Religionssachen kein Theil sich des Ueberstimmens vor dem andern oder parteilicher Urtheile zu befahren habe. Von den Mitteln der Vergleichung solle auf einem zu haltenden Reichstage gehandelt und der Beschluß darüber durch einen Ausschuß von einer gleichen Anzahl beider Theile vorbereitet werden. Wenn aber die Vergleichung durch keinen der zu berathenden Wege erfolgen würde, daß alsdann nichts destoweniger besagter Friedstand bei seinen Kräften bestehen und bleiben solle." — Nun hatte aber der streitsüchtige Markgraf Albrecht den Passauer Vertrag nicht angenommen, sondern auf eigne Hand den Krieg fortgesetzt und namentlich gegen die geistlichen Staaten. Von Worms und Speier erzwang er Brandschatzung und Geschütz. Ueberall flohen vor ihm die Geistlichen oder legten weltliche Kleidung an. Der Kurfürst von Mainz flüchtete nach Straßburg, der Bischof von Worms nach Zabern und erkaufte seine Rückkehr mit 12,000 Goldgulden. Zu Mainz verbrannte er den Palast des Kurfürsten, fünf Kirchen, auch alle Schiffe, selbst die mit Getraide und Wein beladenen; plünderte die Kirchen zu Speier und verbrannte auch da die Schiffe,

um dem Kaiser den Uebergang zu erschweren. Der Kaiser nämlich, nachdem er aufgegeben hatte, durch Waffenmacht und Reichsgesetze auf eine Religionsvereinigung hinzuwirken, wollte wenigstens den Landfrieden gegen zügellosen Mißbrauch der Waffengewalt behaupten, theils aber auch Frankreich bekämpfen, und zog deshalb von Villach über Innsbruck und Friedberg nach Augsburg, mit dem Vorsatz, von dort gegen Frankreich aufzubrechen. Auch kam er wirklich am 20. November 1552 vor Metz an und begann am 23. die Stadt mit allem Geschütz zu beschießen. Markgraf Albrecht, welcher im engen Bündniß mit Frankreich gewesen und so nur den Krieg hatte fortführen können, zerfiel jedoch mit dem König der Besoldung wegen und wandte sich wieder an den Kaiser. Es kam auch wirklich eine Kapitulation zu Stande, worin der Kaiser ihn wieder zu Gnaden annahm, ihn von jeder Rechtfertigung und Verantwortlichkeit wegen der verlaufenen Kriegssachen gegen Jedermann in und außerhalb Rechtens aus Machtvollkommenheit frei sprach; dagegen solle der Markgraf schwören, dem Kaiser wider alle Feinde, und mit allen Truppen, die der Kaiser besolden wolle, nach dessen Willen zu dienen. So stieß denn der Markgraf mit seinen Truppen unverzüglich zum kaiserlichen Heere. Bei Neuschloß in Lothringen kam der Herzog von Aumale mit stattlichen Edelleuten und etwa 400 Pferden zu ihm, in der Meinung, daß er es noch mit Frankreich halte. Albrecht aber griff den Herzog an, schlug ihn und nahm Aumale selbst gefangen. Doch blieben die Anstrengungen vor Metz erfolglos und im Anfange des Jahres 1553 mußte der Kaiser unverrichteter Sache abziehen. Nun wendete sich Albrecht wieder gegen Deutschland, verheerte viele Orte in Franken und beging arge Greuel gegen die

wehrlosen Einwohner ungestraft, und gleichsam mit des Kaisers Bewilligung, in dessen Sold er noch stand. So daß sich das Gerücht verstärkte, als wolle Karl sich des Markgrafen bedienen, um Moriz für sein Unternehmen des vergangenen Jahres bei erster Gelegenheit zu bestrafen und Johann Friedrich in die Kurwürde wieder einzusetzen. Ferdinand seiner Seits suchte den Frieden Deutschlands auf den Grund des Passauer Vertrags auf jede Weise zu erhalten und wandte sich an die rheinischen Kurfürsten, Hessen und das Kammergericht, um dem Vaterlande gegen Markgraf Albrecht, der alle gütliche Vermittlung vereitle, zu Hülfe zu kommen. Auch Kurfürst Moriz wollte gern, nachdem der Zweck, den er beim Angriff des Kaisers in's Auge gefaßt, erreicht war, für Behauptung des äußeren Friedens Alles anwenden und seinen eignen Ruhm, der durch sein wechselndes Betragen auf der einen, wie auf der andern Seite gelitten, durch Bekämpfung der Ruhestörer herstellen und seine Verbindung mit Ferdinand war gewiß aufrichtig, die demnach zu Eger geschlossen wurde. Landgraf Philipp, gleichfalls zu den Verhandlungen nach Eger aufgefordert, entschuldigte sich des Beitritts wegen mit der Kürze der Zeit und weil die Landstände zuvor davon benachrichtigt werden müßten. Mittlerweile zog Markgraf Albrecht durch die Lande des Kurfürsten, wo er zwar nur wenige Gewaltthaten verübte, aber dann die gleichfalls in Schutzverwandtschaft Morizens stehenden Stifter Magdeburg und Halberstadt brandschatzte und Mühlhausen und Nordhausen bedrohte; darauf griff er die Länder des Herzogs Heinrich von Braunschweig mit Feuer und Schwert an. Durch alles dieses bewogen, stellte sich Kurfürst Moriz demselben persönlich entgegen und erließ, zugleich mit Heinrich von Plauen, Namens des Königs Ferdinand,

einen Absage- und Verwahrungsbrief an Albrecht aus dem Feldlager zu Osterode vom 1. Juli 1553. Hierin erklärten sie: „daß sie gewiß wüßten, ungeachtet jener sich um mehreres Scheines willen in Bestellung seines Kriegsvolks, des kaiserlichen Namens mißbrauche, daß der Kaiser an seinem thätlichen Vornehmen kein Gefallen trage, — wie derselbe sich genügsam erklärt habe, und wie Jener ohne Zweifel in kurzem noch mehr erfahren würde." Bei Sievershausen kam es zu einem harten und heftigen Treffen, in welchem außer dreihundert Edelleuten auch die beiden Söhne des Herzogs Heinrich und ein Herzog Friedrich von Lüneburg todt blieben. Siebenhundert Hessen unter Daniel von Hatzfeld halfen zwar dem Kurfürsten den Sieg erringen, fielen aber auch fast sämmtlich nebst ihrem Anführer auf der Wahlstatt. Ehrich Philipp von Malsburg sandte mitten im Todeskampfe seinen Eltern 300 Goldgulden für die Armen zu Breuna, Ober- und Niederelsungen; seine gerührten Eltern gaben eben so viel hinzu und errichteten daraus eine Almosenstiftung von 4000 Thalern, von deren Zinsen noch heute mancher Arme erquickt wird. Der andere hessische Anführer Wilhelm von Schachten ward durch die Hand geschossen und starb nachher in Kassel, als besonderer Held und als Preis seines Vaterlandes betrauert. Auch den Markgrafen traf ein Schuß in den Arm, der ihn indeß nicht schwer verwundete. Aber sein Heerhaufen wurde zerstreut, viele gefangen, andere entflohen; er selbst entrann mit wenigen Pferden. Vom Fußvolk des Markgrafen wurden an 7000 Gefangene gemacht. Man begrub 4000 Todte. Aber dennoch war dieser Sieg zu theuer erkauft; denn auch Kurfürst Moriz starb am dritten Tage nach der Schlacht, nachdem er seinem Hofprediger gebeichtet und das Abend-

mahl nach lutherischer Weise empfangen hatte, erst 32 Jahre alt.

War Markgraf Albrecht auch bei Sievershausen geschlagen, so wußte er doch auf mancherlei Weise den Krieg fortzusetzen und dem Reiche Schaden zuzufügen. Bis er endlich in der Mitte des folgenden Jahres bei Kloster Schwarzach in der Nähe von Schweinfurt zu einem letzten Treffen gezwungen wurde und nur mit etwa 20 Pferden entkam. Er flüchtete nach Frankreich und ward vom Kaiser in die Acht erklärt. Nachdem auf dem nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag für das Jahr 1554 von den Reichsständen fast Niemand erschienen war, so wurde vom Kaiser ein neuer auf das folgende Jahr angeordnet. In der Proposition hob Ferdinand am 5. Februar 1555 die wichtigeren Berathungspunkte in folgender Art hervor: „Soviel den höchsten und vornehmsten Punkt, nämlich unsern Glauben betreffe, was bisher vor Angst, Noth und Jammer aus der langwierigen Spaltung in der Religion erfolgt; ja auch, daß aller Unrath, Uebel und Verderben an Leib und Seele bei unzähligen Menschen daher komme und entstanden, so sei solches alles leider sogar offenbar und am Tage, daß es keiner weitläufigen Ausführung mehr bedürfe. Denn wie beschwerlich und kläglich, daß die so einer Taufe, Namens und Glaubens, ja einer Zunge und Nation, eines Reichs und Gehorsams seien, sich Einigkeit desselben Glaubens, so sie von ihren Eltern von so vielen hundert Jahren hergebracht, sogar jämmerlich von einander absondern und scheiden sollten, das habe ein jeder fromme gutherzige Christ bei sich selbst ohne allen Zweifel schmerzlich zu bedenken. Noch viel beschwerlicher sei es, daß die Sachen in solche Irrungen und Unrichtigkeiten (wie leider je länger je mehr vor Augen) er-

wachsen, daß es bei einer oder zweien Theilung nicht geblieben, sondern sich allerhand Sekten und Spaltungen an manchen Orten hin und wieder ergeben, die ein jeder mit seinem Kopfe bestreiten, vertheidigen und verfechten will; dadurch Gott und sein heiliges Wort zum höchsten verunehrt, das Band christlicher Liebe zerrissen, und das gemeine arme unverständige Volk dermaßen in seinem Gewissen ängstlich und irre gemacht, daß gar oft unter demselben Niemand wissen könne, was er glauben und halten solle. — Das allerärgste aber folge aus demselben; nämlich, daß zu besorgen sei: es möchten viele in diesem merklichen Irrsal aufwachsen und vielleicht von hohen und niedern Personen bereits welche vorhanden sein, die gar nichts glauben, sondern also in einem rohen und gottlosen Leben ihre Zeit verzehren, daß sie weder auf Ehre noch Gewissen gar keine Acht haben. Welches dann insonderheit der aufgezogenen unschuldigen Jugend halber zum höchsten gefährlich und schmerzlich. Und wäre zum Erbarmen, wenn diese löbliche Nation, so vor undenklichen Jahren den Preis christlicher Zucht und Gottesfurcht vor vielen andern und daraus also dazumal alles Glück und Heil gehabt, jetzt in eine solche viehische Art gerathen sollte, daß es auch vor Zeiten bei den Heiden sogar besser gewesen und noch heutiges Tages bei den Türken und andern Ungläubigen nicht ärger sein könnte.“ Als man sich darüber stritt, welche Punkte zuerst vorgenommen werden sollten, und einige geistliche Fürsten vorschlugen, man solle mit dem Landfrieden anfangen, dann würde das andere daraus folgen; so schrieben der Kurfürst August von Sachsen, Kurfürst Joachim und der alte Landgraf Philipp, wie auch die Söhne Johann Friedrichs, welche nach Naumburg gekommen waren, um die alte Erbeinigung der Häuser Sachsen,

Brandenburg und Hessen zu erneuern, gemeinschaftlich am 11. März 1555 an König Ferdinand mit dringender Bitte: „nach dem väterlichen Willen, womit Ferdinand dem Herzen des heiligen Reichs, der löblichen deutschen Nation geneigt sei, daß im Sinne der Passauer Verhandlungen ein bleibender Religionsfriede, auch wenn durch keinen der vorgeschlagenen Wege eine Vergleichung in der Religion erlangt würde, errichtet werden und Ferdinand davon sich durch Ermahnungen anderer Nationen nicht möge abbringen lassen." Demzufolge arbeitete ein Ausschuß aus dem fürstlichen sowohl, als aus dem kurfürstlichen Rathe an einem Entwurfe, wie Ruhe und Friede im Reiche auch bei aller Verschiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könne, und zwar jeder für sich, über den man sich auch bald verständigte. Es sollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsstand wegen seiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, sondern bei seinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelassen werden; Religionsstreitigkeiten sollten nur durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geistliche Gerichtsbarkeit sollte über den Glauben der Protestanten und ihren Gottesdienst keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande in das andere, der Religion wegen, gestattet sein, und endlich sollte dieser Friedstand stet, fest und unverbrüchlich gehalten werden, auch wenn durch kein Mittel ein Religionswesen zu Stande kommen sollte. — Nur zwei Punkte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit bis zum 24. September erzeugten. Die Protestanten verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen frei stehen solle, zur Augsburgischen Konfession zu treten,

die Katholiken hingegen erklärten, daß diese in so weit ausgenommen würden, daß jeder Geistliche, der zur protestantischen Lehre überträte, seines Amts und Standes für entsetzt erklärt würde. Diesen Punkt, weil ihn die Katholiken sich als Vorrecht vorbehielten, nannte man den geistlichen Vorbehalt. In dem Reichsabschiede wurde bemerkt, daß sich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können; daher erklärte Ferdinand im Namen des Kaisers, wie es in solchen Fällen gehalten werden solle. Jeder Erzbischof nämlich, Bischof, Prälat oder Geistliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, solle auch sogleich sein Amt abtreten und auf alle Einkünfte desselben verzichten, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre und Würde. Der zweite Punkt betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Gemeinden und Unterthanen, so der Augsburgischen Konfession verwandt und unter katholischen Fürsten und Ständen gesessen, die Religionsfreiheit genießen sollten. Ferdinand entschied: daß sie von ihrem Glauben und Gottesdienst nicht gedrungen, sondern bis zur christlichen Vergleichung der streitigen Religion in Ruhe gelassen werden sollten. Mit diesen Bestimmungen des römischen Königs über diese beiden streitigen Punkte ward am 26. September 1555 der völlig geschlossene Friede mit dem Reichsabschiede bekannt gemacht und so der Passauer Vertrag förmlich zum Reichsgesetz erhoben.

Landgraf Philipp schrieb um diese Zeit unter andern an Melanchthon: „daß ihr so gute Sorge habt für die Kurfürsten und Fürsten dieser Lande, daß sie in Einigkeit mögen erhalten werden, deß Herzens und Gemüthes sind wir auch, hoffen zu Gott sie sollen in guter Einigkeit bleiben. Was wir dazu thun können und das verhindern, das dem zuwider, sind wir gänzlich bereit.

Soviel antrifft Johann Stiegel, haben wir schon Herzog Johann Friedrich, unsern freundlich lieben Sohn, geschrieben, und was wir gutes dazu thun können, soll an uns nicht mangeln; da es auch den beiden Herzogen zu Sachsen nicht zu entgegen wäre, und sie es zuließen, so möchten wir ihn wohl in unserer Universität zu Marburg haben. Weiter, lieber Philipp Melanchthon, sind wohl Leute, die euern Namen gern wollten verleumden, wir achten's aber nicht, wissen, daß ihr wohl wisset, was jeder Zeit zu thun, das vor Gott verantwortlich und der christlichen Gemeinde nutz ist, wie wir dann davon, wenn wir zu euch kommen, mit euch reden wollen; wo wir euch und den Euern Gutes thun können, so sollt ihr uns willig finden. Viele Dinge werden von den Gottseligen und Weisen gethan, die durch die Welt und grobe Gemüther, die stracks auf ihrer Meinung ohne Vernunft bestehen wollen, verachtet werden. Aber Gott erkennt die Herzen. So verstehen auch die Verständigen wohl, wie man sich muß halten in Sachen nach Gelegenheit (doch nicht wider Gott). Befehlen euch unserm Gott, der euch wohl noch lange gesund erhalten wolle, der Gemeinde und seiner Kirche zum Besten." —

Auf dem Reichstag zu Augsburg hatte man sich zu einem Frieden vereinigt, auf dem zu Regensburg, und zwar vom 9. bis 19. December 1556, suchte man die Wege zu bestimmen, wie die Religionsvergleichung vorzunehmen sei. In den Berathungen führte Pfalz eifrig aus, „daß die vom Pabste seither angestellten Concilien von den Protestanten verweigert wären, weil sie den Pabst als denjenigen, der wider die vier Hauptconcilien und Anstifter alles Uebels sei, nicht als Richter und Betheiligten zulassen wollten. Es möge daher ein Ge-

spräch gehalten und in demselben, nach dem Worte Gottes, den vier Hauptconcilien und den Kirchenvätern, welche der heiligen Schrift gemäß, die Sache verhandelt werden. Die Colloquien seien früher nicht ohne Frucht abgegangen, denn das Wort Gottes sei dadurch erweitert worden." Hessen bemerkte: „Es habe gehört, daß man früher in Colloquien nicht weit von einander gewesen, um so mehr sei es nochmals anzustellen und zu versuchen. Das Colloquium aber sei zu besetzen mit rechtschaffenen Leuten, so nicht anmaßend, hartnäckig oder eigennützig." Der endliche Beschluß ging dahin, daß, da ein Generalconcil der Zeit nicht zu hoffen, die Verhandlung der Sache diesmal auf ein Gespräch gestellt werden möge. König Ferdinand genehmigte denselben, jedoch mit folgender Erklärung: „da die Erfahrung gelehrt, daß mit den vorherigen Religionsgesprächen wenig Nutzen oder Frucht geschafft worden, sondern nur die Zeit verloren und mehr Erbitterung und Gehässigkeit entstanden, so solle dasselbe nicht so wie früher angestellt, sondern allein in Maaß und Gestalt einer christlichen, freundlichen Berathung, daß nämlich die Stände des Ausschusses eigner Person oder durch ihre tauglichen, in heiliger Schrift erfahrene, friedliche Räthe und Gesandten von den streitigen Artikeln rathweise, sanftmüthig und vertraulich und mit gutherzigem Eifer berathschlagen und sich vergleichen und dann ihr Gutachten mit Ausführung der Ursachen, worin sie sich verglichen und worin nicht, an die Reichsversammlung bringen mögen; welche dann mit eignen Rathschlägen über das, was zur endlichen Vereinigung geschehen könnte, die Sache an den König zu bringen habe. Im folgenden Sommer hielten die protestantischen Stände mit Beiziehung vieler Theologen eine Zusammenkunft zu Frankfurt zur Berathung ihrer

Religionsverhältnisse in Beziehung auf das Religionsgespräch, welches dann im September zu Worms wirklich zu Stande kam, aber gleichsam nur, um die Schwierigkeiten der öffentlichen Verständigung auf's neue in ein desto helleres Licht zu setzen. Melanchthon gab gleich in der ersten Sitzung folgendes Bekenntniß: „Damit man nicht meine, daß wir mit Meinungen Spiel treiben, so bezeugen wir auch jetzt ausdrücklich, daß wir mit frommer und fester Uebereinstimmung die prophetischen und apostolischen Schriften annehmen und zwar in demselben Sinne, worin sie das apostolische, das Nizänische und das Athanasische Glaubensbekenntniß verstehen, und von dieser Lehre behaupten wir, daß sie enthalten sei in der dem Kaiser Karl V. zu Augsburg übergebenen Konfession. Diese bekennen wir alle mit frommer Uebereinstimmung anzunehmen, und sind von ihr nicht abgewichen, noch werden wir davon abweichen. Wir verwerfen auch alle Irrthümer und Sekten, welche mit jener Konfession streiten, sowohl alte als neue, und namentlich die von der Trienter Kirchenversammlung gefaßten gottlosen Beschlüsse und das Buch, Interim genannt, und andere mit unserer Konfession streitende Vorgänge. Wir glauben auch als gewiß, daß der Sohn Gottes eine ewige Kirche sich durch die Stimme des Evangeliums sammelt, und daß die wahre Kirche Gottes nicht jene seien, welche wissentlich der Wahrheit widerstreben, sondern jene Vereinigung, welche die unverderbte Stimme des Evangeliums verkündigt, und obwohl sie ihre Schwächen hat, doch das Fundament festhält, wie Paulus es nennt, und nicht wissentlich Götzen vertheidigt. In dieser wahren Kirche wissen wir, giebt es viele Auserwählte, welche gewiß Erben des Lebens und ewigen Heiles sind. — Daß uns aber vorgeworfen wird, daß wir von der Kirche

uns getrennt und Urheber der Spaltungen seien, so antworten wir, daß wir gezwungen worden durch die strengsten Gebote Gottes, der erkannten Wahrheit zuzustimmen, nach jenem Ausspruch, wer wider den heiligen Geist lästert, dem wird es nicht vergeben werden. Da wir also wissen, daß diese Lehre die wahre sei, die unsere Kirchen lehren, so war es nothwendig, daß wir uns schieden von jenen, welche der Wahrheit widerstreben. Wir sind also nicht von der Kirche ausgeschieden, oder Urheber und Entzünder der Zwietracht, sondern die Schuld liegt an denen, welche der Wahrheit widerstreben, und Irrthümer entweder aussäen oder mit Grausamkeit vertheidigen.“ Dieses Erkenntniß an die Spitze gestellt, konnte natürlich den Versuch, sich zu einem ruhigen Verständniß ernstlich einzulassen, nicht fördern.

Daher trennten sich denn die zu Worms Versammelten, ohne etwas ausgerichtet zu haben und ohne dem Wunsch des zum Kaiser gewählten Ferdinand Gehör zu geben, daß das Gespräch fortgesetzt werden möge. Kaiser Karl V. hatte nämlich nach dem Religionsfrieden zu Augsburg, der den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken gab, alle Plane des Kaisers vernichtete und die Zahl seiner Feinde mehrte, den Entschluß gefaßt, seine Erbstaaten auf seinen Sohn Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländischen Stände zu Löwen 1555 versammelt hatte, legte er denselben die Gründe seines Entschlusses dar, sagte, daß er sich aufgeopfert habe für das Beste der Religion und seiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Rest seiner Tage Gott widmen wollte. Dann wandte er sich gegen Philipp, der sich auf die Knie geworfen und die Hand seines Vaters küßte, erinnerte ihn an seine Pflichten und be-

schwor ihn, unablässig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Im folgenden Jahre übertrug er ihm auf gleiche Weise die spanische Krone und behielt sich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. In Folge dessen wurde am 24. Mai 1558 Ferdinand zu Frankfurt als Kaiser ausgerufen und die Kurfürsten erneuerten bei dieser Gelegenheit ihren das letztemal 1521 geschlossenen Verein und setzten darin als Hauptartikel fest, „daß keiner von ihnen den andern beiderseits Religion und Ceremonien halber auf künftigen Wahl- und Krönungstagen oder sonst ausschließen und unfähig achten, oder sonst einigen Unwillen gegen einander hegen, sondern vielmehr sich alles freundlichen Guten gegen einander befleißen und keiner den andern deswegen gefährden wolle.“ — Auf diesem Tage zu Frankfurt war es auch das angelegentlichste Geschäft Ferdinands gewesen zur Herstellung besserer Kirchenzucht und zu einer wahren inneren Reform und Reinigung von solchen Mißbräuchen, über welche auch in der katholischen Kirche kein Streit war, daß es Mißbräuche seien, zu ermahnen. Merkwürdig und zugleich einen Uebergangspunkt bezeichnend, ist in dieser Beziehung ein Bedenken eines katholischen Theologen, welches er für einen Convent der Bischöfe überreichte. Es lautet: „Völlig unwidersprechlich ist es, daß die Verschwörung der lutherischen Partei weder durch Nachsicht besänftigt, noch durch Urtheilssprüche des Kammergerichts erreicht, weder durch Schärfe des Tadels gebessert, noch durch Flehen gebeugt, weder durch Ermahnung gemildert, noch durch Drohung gebändigt, daß sie nicht durch Reichstage geheilt, noch durch Concilien überführt, nicht durch Herausgabe von Büchern zum nüchternen Urtheile zurückgebracht, noch durch die Autorität der obersten Gewalten geschreckt, noch auch durch

ihre eigne Mißgeschicke belehrt, nc̈ch durch die Heftigkeit der Entzweiungen unter ihnen selbst zurecht gebracht, noch durch die Ungleichheit ihrer Lehre hergestellt, noch durch Schlechtigkeit der Ihrigen zur Besinnung aufgeschreckt, noch auch durch die Strenge gerechter Waffen unterdrückt werden könne. — Da nun dieses sich also verhält, so soll man, achte ich, Jene lassen und für unser eignes, gemeines Beste fürsorgen, und zu irgend anderem Rath die Zuflucht nehmen. — Höchster Unverstand aber wäre es, fortan aus irgend einer Art Religionsgespräche das Heil des Ganzen erwarten zu wollen. Das beweiset über genug, außer anderen das Wormser Gespräch, welches uns, die zu Einigenden, mehr getrennt als verbunden und beide Theile mehr erbittert, als gesühnet hat. Es ist, wie wir sehen, nicht glücklicher gehandelt worden, als ein Gespräch versucht würde, um zwischen Juden und Muhamedanern eine Vergleichung zu stiften. — Und mit welchem Theile der Gegner sollte sie gesucht werden, mit den Jenensern oder Wittenbergensern? wenn man die einen erwählt, wird den andern Anlaß zum Tumultuiren gegeben. — Es muß also nach dem Urtheile der Einsichtsvolleren ein anderer Weg eingeschlagen werden, daß nämlich versucht werde, ob durch ernstliche Besserung der Katholischen die Abtrünnigen gebeugt und besiegt werden können. Wenn mit diesem letzten Mittel nichts ausgerichtet wird, so möge man sagen, daß der Zorn Gottes unauslöschlich auf ihnen gleich wie auf uns laste. Denn die Völker, welche durch verlockende Rede parteisüchtiger Lehrer der Ketzerei zur Beute werden, werden nie zu den früheren Kirchen zurückkehren, wenn diese nicht heilsam gebessert sind. Dem Leibe nach mögen sie gezwungen werden können, Hasser wird der Geist bleiben. — Wenn aber diese Heilart ge-

fällt (und allen, die Gott fürchten in der Kirche, muß sie nothwendig gefallen), so möge alsbald durch gemeinsamen Wunsch der Stände begehrt werden, daß eine Versammlung von Bischöfen zur erst thunlichen Zeit, ja noch in diesem selben Jahre (1559), nach dem nachdrucksvollen Ermahnen kaiserl. Maj. (Ferdinands) und nach dem einstimmigen Gutfinden der katholischen Stände zusammenberufen, und dort von dem ganzen Geschäft der Herstellung der Kirchenzucht auf das sorgfältigste gehandelt werden. — Dort mögen die Bischöfe einigermaßen auch mit Befreiung von dem, in irgend einer Weise dem Pabst geleisteten Eide, jedoch ohne alle Geringachtung des Pabstes, darnach allein mit ungetheiltem Streben trachten, daß die Kirchen in Deutschland zu ihrer alten Reinheit, soweit das möglich, hergestellt werden; nicht so sehr beachtend, was draußen gesündigt werde, sondern im Innern des eignen Hauses ernstlich durchschauend, was recht oder übel gethan wird, und darauf alle Rathschläge richtend, daß sie, reinigend das Haus des Herrn auf jegliche Weise, entweder das von den Irriglehrenden verleitete Volk zurückführen, oder das noch nicht verleitete zurückhalten mögen. — Die Art ist so an die Wurzel des Baumes der Kirche gesetzt, daß wenn sie näher gesetzt würde, alles verloren wäre. Wenn dann nach Bewirkung einer solchen Zusammenkunft etwa gezweifelt würde, was zunächst zu verhandeln sei, so möchte ich rathen, daß man es sich nicht verdrießen lassen wolle, die angreifenden Schriften der Gegner hier und da zu durchlesen, in welchen dieselben nicht eher als mit dem Leben aufhören werden, die gefahrvollsten Krankheiten der Kirche vor aller Augen, wie boshaft immer, aufzudecken, vorzurücken, zu übertreiben, und endlos zu wiederholen. Dieser Uebel, soviel ihrer wirklich existiren,

mögen wir auf jede Weise Rücksicht tragen, wenn wir die Besänftigung des göttlichen Zornes und die Ruhe des Reichs begehren. — Jene Vorwürfe aber der Gegenpartei, seien sie auch noch mit so feindlicher Feder vorgebracht, sollen, achte ich, aufrichtig unterschieden werden. Denn entweder ist das Vorgeworfene von der Art, daß es durch heilige Schrift und älteste Lehren der Väter entschuldigt und vertheidigt werden kann, wider alle Angriffe aller Sekten; — oder es gehört zu jener Klasse von Dingen, welche kaum jemals vor Gott und offener Versammlung der Rechtgläubigen gebührend erwiesen und behauptet werden können. Welcher Weg also wäre zur gründlichen und dieser Zeit nöthigen Wiedererbauung des Christenthums besser, als jenes zu behaupten, dieses zu verbessern? Woraus hervorgeht, daß der Hauptpunkt dieses bischöflichen Geschäftes in zwei Dingen besteht, nämlich, daß sie das Bewährte behalten, und das Unentschuldbare zu Grunde gehen lassen. Und kurz: Unsere Hirten haben das Gesetz und die Propheten, die Evangelisten und Apostel, die kirchliche Ueberlieferung und die alten Beschlüsse; die sollen sie hören, und der Gott des Friedens wird mit uns sein."

Anstatt daß hierdurch der beabsichtigte Zweck wäre erreicht worden, entstand eine immer größere Uneinigkeit unter den Protestanten selbst, und Philipp der Großmüthige sah mit argem Verdruß, daß die Lehre vom Abendmahl die Zwinglianer und Lutheraner immer weiter trennen werde. Daher schrieb er in diesem Jahre an Herzog Johann Friedrich den Mittleren zu Sachsen: „Bitten wir Gott, daß die Wege möchten vorgenommen werden, daß wir alle, die dieser evangelischen Religion anhangen, zu einhelligem Verstande kommen mögen. Welches wahrlich hoch vonnöthen sein wird; denn in

wenigen Jahren ein Concilium wird ausgeschrieben werden, da dann die großen Häupter, als die Könige von Spanien, Frankreich und andere ohne Zweifel die Ihrigen, ein großes Aufsehen auf solches Concilium haben werden. So dann wir, die da evangelisch sein wollen, und der Augsburgischen Konfession anhängig, also zertrennt und vielerlei Meinung vortragen werden, wird es gar ein scheußlich Ansehen haben, und möchte es dahin gelangen, daß wahrlich allen diesen Religionsverwandten zu unwiederbringlichem Nachtheil kommen würde." Desgleichen bemühte er sich noch am Ende seines Lebens eine Generalversammlung zu Stande zu bringen, und schrieb an Melanchthon durch seinen Voigt Krafft Spieß von Hasungen: „Erstlich soll er ihm (nämlich Melanchthon) unsern gnädigen Willen sagen, und da es ihm und den Seinen wohl ginge, daß wir solches gern hörten, und weiter ihm melden, er wüßte sich ohne Zweifel zu erinnern, daß er uns unter andern in einem Briefe vom 29. März geschrieben hätte, wenn Pfalz, Würtemberg und wir eine Versammlung halten, und dazu gottesfürchtige gelehrte Männer erfordern würden, wollte er auch erscheinen; nebst dem Anhang, daß wir mit Pfalz und Würtemberg bedenken wollten, was vorzunehmen ꝛc. Demnach hätten wir dem Herzog zu Würtemberg, auch andern deshalb geschrieben, in der Hoffnung, solche Versammlung dadurch zu befördern; darauf uns gemeldeter Herzog nach langem Bedenken geantwortet hätte, wie er, Spieß, dem Philipp solches lesen lassen sollte. Da wir nun sehen, daß der Kurfürst von Sachsen keine Lust oder Gefallen zu einer persönlichen Zusammenkunft der Augsburgischen Konfessionsverwandten Fürsten, nach der Zusammenkunft der Gelehrten, trägt, auch der Herzog zu Würtemberg der Meinung ist, wie

solches S. L. Schreiben ausweiset, so müssen wir's auch dabei bleiben und bewenden lassen, wiewohl wir's gern gesehen hätten; da es zwischen den Gelehrten steht, daß zwischen ihnen eine Vergleichung getroffen; ob in zukünftigen Zeiten das unseres Besorgens schwerlich anders abgehen wird, wenn die Papisten, es wäre mit einem Concilium oder sonst etwas vornehmen würden, daß diese Religionsverwandten vor einen Mann zusammentreten, und gefaßt wären, solche unsere Religion und Konfession mittelst göttlicher gnädiger Verleihung zu vertheidigen." Am 19. April 1560 starb Melanchthon, und sein Freund Camerarius widmete bald darauf dessen Lebensbeschreibung dem Landgrafen, den er nun überhaupt als die einzige Stütze der Kirche betrachtete, und von dem er erwartete, daß er auch Melanchthons Andenken gegen elende Verkleinerer und neidische Eiferer schützen werde, da er nie die Verunglimpfung eines großen Mannes und wahren Gottesgelehrten geduldet. Melanchthon starb ohne den größten Wunsch seines Lebens, die Einigkeit der Kirche, erfüllt zu sehen. Unterdessen erforderte die Erneuerung des päbstlichen Conciliums zu Trident und die Handhabung des inneren Friedens bei den Verwandten der sächsischen Konfession eine neue Bekräftigung des vor 31 Jahren zu Augsburg übergebenen Bekenntnisses. Am 1. Februar 1561 wurde ein Fürstentag zu Naumburg gehalten, wo Philipp, nebst dem edlen Wolfgang von Anhalt, um jede Trennung zu verhüten, die erste Ausgabe des Bekenntnisses unterschrieb, obgleich er mit dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz der milderen Ansicht vom Abendmahl huldigte. Zu Erfurt, wo die weiteren Verhandlungen wegen des Conciliums, unter Mitwirkung seiner Gottesgelehrten Hyperius, Pincier's und Tholde's, fortgesetzt wurden,

rieth er, um das Concilium nicht unbedingt zu verwerfen und um Zeit zu weiterer Ausbreitung der Glaubensreform bei andern Nationen zu gewinnen, vorerst im Einverständniß mit England, Dänemark und Schweden eine neue Untersuchung und Entscheidung der Artikel zu verlangen, welche hinter dem Rücken der Evangelischen abgeschlossen waren. Doch ehe noch die Verhandlungen zu Stande kamen, welche auch Herzog Christoph von Würtemberg, damals der weiseste Fürst seiner Zeit, betrieb, endigte das Concilium zu Trident, wo am Schluß der letzten Sitzung bekanntlich der Kardinal von Lothringen schrie: „verflucht seien alle Ketzer!" und die Prälaten einstimmten: „verflucht, verflucht!" so daß der Dom von ihren Verwünschungen wiederhallte.

Eine der letzten Handlungen des Landgrafen Philipp war der Beistand, welchen er den bedrängten Hugenotten in Frankreich leistete. Zuerst gab er mit Würtemberg, Pfalz und Baden eine gemeinsame Geldhülfe von hunderttausend Gulden, und sandte sodann seinen tapfern Marschall Friedrich von Rollshausen mit einigen tausend meistens in Hessen geworbenen Reitern und Knechten. Sie wohnten der blutigen, zweifelhaften Schlacht bei Dreux an der Blaise im December 1562 bei, wo Coligny, unter welchem Otto von Malsburg mit seinem Reiterfähnlein dreimal angriff, wenigstens das Heer rettete und vielleicht die Sache noch glücklicher ausgefallen wäre, wenn Condé seine überlegene Reiterei früher gegen die feindliche geführt hätte.

So konnte Philipp beim Rückblick auf sein Leben sich das Zeugniß geben, daß er für das Evangelium unablässig gewirkt habe und eine Schilderung der Reformation selbst war bei der Erzählung seines Lebens um so nothwendiger, als sie oft fast ganz allein durch ihn,

seine Weisheit und Ausdauer, das geworden ist, wessen wir uns jetzt noch freudig rühmen, und weil er, der so früh schon den reinen Glauben und die reine Lehre mit Liebe umfaßt hatte, auch der letzte war, der vom Schauplatze abtrat. Keiner der Reformatoren war mehr am Leben, alle Fürsten und auch Kaiser Ferdinand hatten das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; und wie hatte er für das neue Licht gehandelt und geduldet. Nie war er von einseitigen Ansichten befangen gewesen, nie hatte er an Kleinigkeiten und am Aeußerlichen eigensinnig festgehalten, nie über Formeln und Worten das Wesen vergessen. Sein hoher Geist machte sich frei von Vielem, was selbst den Besten und Weisesten seiner Zeit noch anklebte, und dabei wußte er das Göttliche so klar und schön den Bedürfnissen der Menschheit anzupassen, die erkannte Wahrheit in das Leben einzuführen und segensreich für die Welt zu machen, so daß seine Einrichtungen auch im Laufe von drei Jahrhunderten wenig verändert zu werden brauchten und sich stets als die zweckmäßigsten erwiesen haben. Darum galt denn sein Rath bei Fürsten, Ständen und Theologen und ward von allen gesucht, und sein Ansehen war so groß, daß die Feinde den gefürchtetsten Gegner, die Freunde ihre größte und sicherste Stütze in ihm sahen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod Philipps des Großmüthigen.

Philipps ruhmwürdige Gemahlin, Christine, die Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, hatte ihm in

einer sechsundzwanzigjährigen Ehe vier Söhne und fünf Töchter hinterlassen, welche alle von evangelischen Geistlichen getauft, unter strenger Anleitung der Mutter erzogen, an Geist und Körper stark und gesund emporwuchsen. Nach Philipps Anordnung theilten sich die ersteren in das Land, so daß Wilhelm der IV., oder Weise genannt, geboren am 24. Juni 1532, die Hälfte mit Kassel, Ludwig Testator (von seinem den lutherischen Lehrbegriff bezweckenden Testamente also genannt), geboren am 27. Mai 1537, ein Viertel mit Marburg, Philipp II., geboren am 22. April 1541, ein Achtel mit Rheinfels, und Georg I., der Fromme, geboren am 10. September 1547, gleichfalls ein Achtel mit Darmstadt erhielt. Hiervon starben jedoch Ludwig Testator und Philipp II., ohne Kinder zu hinterlassen, und nur der älteste und jüngste wurden die Stammväter der noch jetzt blühenden Linien von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, wovon Georg I., der Fromme, bei der Geburt seines Sohnes Ludwigs des Getreuen eine Eichel aus seiner Jagdtasche in die Erde steckte, aus der als Sinnbild seines Hauses die heutige Eiche im Darmstädter Schloßgarten entstanden ist. Ein fünfter Sohn Philipps mit Christine war schon im zweiten Lebensjahre verstorben. Von den Töchtern vermählte sich die älteste, Agnes, zuerst mit dem Kurfürsten Moriz, der in der Schlacht von Sievershausen den Tod fand, und deren einzige Tochter die Gattin Wilhelms von Oranien ward, sodann heirathete sie den Herzog von Sachsen, Johann Friedrich II., und starb in der Gefangenschaft. Anna wurde die Gemahlin Wolfgangs, des Pfalzgrafen von Zweibrücken, und starb bald nach ihrem Vater. Barbara vermählte sich zweimal, zuerst mit Herzog Georg von Würtemberg und dann mit dem Grafen Daniel von

Waldeck. Elisabeth wurde die Gattin des Kurfürsten Ludwig VI. von der Pfalz und Christina heirathete den Herzog Adolph von Holstein.

Philipp sorgte väterlich für ihre Erziehung und pflegte oft den Unterrichtsstunden seiner Söhne beizuwohnen, besonders wenn Justin und andere Geschichtsschreiber erklärt wurden. Unter den Lehrern waren Theologen wie Justus Winter, Wigand Orth, Nicolaus Roding, der Rechtsgelehrte Nicolaus Vigelius und Johannes Buch. Als Adolph von Dörnberg, Wilhelms des Erstgebornen Hofmeister, diesem einen mit Wahrsagerei und andern vorwitzigen Künsten vertrauten Buben zuführte, erhielt er ein ernstes drohendes Abmahnungsschreiben. „Denn, schrieb Philipp dem Herzog Christoph, wir wissen, daß es die größte Sünde ist, die da sein mag, da man in der ersten Tafel gegen Gott sündigt.“ Auch Christina gab einst Philipp Riedesel, dem Hofmeister der jüngeren Prinzen, harte Vorwürfe, weil er ihnen Spielkarten vorgelegt hatte. In der Kleidung verbot er die neuen Moden und Zierrathen; Röcke und Beinkleider der jüngern Prinzen waren von schwarzem flämischen Leder mit Sammet verbrämt. Als er einst sein jüngstes, mit einem französischen Grafen, Dampierre, erzogenes Söhnlein Georg, der sich vor allen seinen Brüdern durch Schönheit und Munterkeit auszeichnete, aus der Schule zur Fuchsjagd rufen ließ, und Georg frohlockend mit neuen engen glatten Stiefeln und einem feinen hohen Filzhütchen erschien, schnitt ihm der Vater die Stiefeln selbst von den Füßen ab und sandte ihn, mit einem Paar seiner eignen großen Stiefeln und einem breiten rauhen Hut angethan, zu seinem Lehrmeister zurück, nebst der Weisung, ihn so für den ganzen Winter kleiden zu lassen. Ein andermal, als ihn Philipp zu sich zum Essen forderte

und Georg in seinen aufgeschlitzten Beinkleidern nach Art der Braunschweiger allerlei Zierrathen trug, so bemerkte dies der Vater, wiewohl Georg sie eingezogen hatte und zu verbergen suchte, forderte von seinem Kammerdiener Jeremias Schröder eine Scheere und schnitt rings herum die Zipfel der aufgeschlitzten Beinkleider ab; darauf schickte er sie nebst dem jungen Herrn an den Lehrer mit einem Verweise zurück. Wilhelm der älteste ergötzte sich besonders an Mathematik und Sprachen und war seines Vaters Rechnungsführer, Bauaufseher und Dolmetscher. Der treue fromme, aber etwas störrige Ludwig war sein Liebling und Begleiter auf der Jagd. Früher bewohnten alle Söhne nebst dem ganzen Hofgesinde das Schloß zu Kassel, und nur erst, als sie mehr heranwuchsen, beschloß er, seine beiden älteren einem deutschen, streng sittlichen Fürsten anzuvertrauen, der zugleich ein treuer, uneigennütziger Freund seines Hauses wäre. Hierzu wählte er den Herzog Christoph von Würtemberg, für dessen Vater er so viel gethan und dessen eigne Erziehung ihm so sehr am Herzen gelegen hatte, daß Christoph öfters gestand, er verdanke dem Landgrafen Philipp mehr, wie seinem eignen Vater. Ludwig ward deshalb zuerst nach Stuttgardt gesandt mit einer sorgfältig ausgearbeiteten Anweisung, worin Philipp ihn erstens zur Furcht Gottes ermahnt, von dem er Seele, Leib und Alles habe, und der mit ihm machen könne, wie es sein göttlicher Wille sei; ihn warnt vor der verdammlichen Sünde der Völlerei, wodurch er sich nicht allein Krankheit, Zänkereien, sondern auch Gefahr des Lebens und den Zustand der Unvernunft zuziehe; ihn vom leichtsinnigen Fluchen und Schwören, vor Ausschweifungen, Schulden machen abzuhalten sucht. Ferner verbietet er ihm, ohne seine Erlaubniß, ohne Erfordern des Herzogs

und ohne Gefahr des Vaterlandes in einen Krieg zu ziehen; denn unnöthige Kriege und der Lust wegen anzufangen, sagt er, sei wider Gott, auch sei Kriegen jetzt gefährlich wegen der bösen Mordgewehre mit den kurzen Büchsen, da wohl ein loser Knecht oder ein Stalljunge einen Fürsten oder redlichen Mann im Gedränge tödten könne, wie denn in Scharmützeln mehr von den Freunden durch Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit, als von den Feinden erschossen würden. Auch wird ihm Vorsicht beim Reiten und auf der Jagd empfohlen: „wo er auch würde an Bären oder große hauende Schweine kommen, daß er zum wenigsten einen oder zwei Helfer nähme, besonders wo er einen Bär zu Fuß fangen wolle, denn die wilden ungeheuern Thiere seien nicht zu verachten.“ Armen Leuten, wie weit sich sein Vermögen erstrecke, solle er mittheilen. Außerdem solle er Sanftmuth und Gehorsam gegen den Herzog zeigen, auf feine Zucht gegen das Frauenzimmer am Hof und andern Orten sehen, denn „das wird ihm rühmlich sein, wenn jedermann sage, welch ein feiner gezogener Herr ist das,“ mit dem Zusatz: „und wäre uns gar ein angenehmer Gefallen, daß so bald als möglich er Herzog Christophs Töchter eine, welche ihm gefiele, so sie alt genug wäre, zur Ehe nähme.“ Dieser Wunsch des Landgrafen ging auch wirklich in Erfüllung, denn nach zwei Jahren vermählte sich Ludwig mit Hedwig, der ältesten Tochter des biederen Herzogs, im März 1565. Und ein Jahr nachher folgte Wilhelm und erhielt Sabina, die dritte Tochter Herzog Christophs. Die Hochzeit wurde zu Marburg 1566 mit großer Pracht im Beisein vieler Fürsten, von der Pfalz und Brandenburg und des Herzogs von Würtemberg gefeiert, der hier zum letztenmale seinen väterlichen Freund umarmte. Auch Georg heirathete nach

dreiundzwanzig Jahren in zweiter Ehe die siebente Tochter des Herzogs von Würtemberg, Eleonore.

So wie Philipp an seinen Kindern Einfachheit liebte, so kleidete er sich selbst ebenfalls so, daß man daran seinen hohen Stand nicht erkannte und Luther seine Verwunderung darüber aussprach; der welsche Luxus, hohe Federn zum Schmuck der Pferde, seidene und sammtene Kleider für die Frauenzimmer und Edelknaben des Hofes waren ihm noch fremd. Auch in seinem Hauswesen war er sparsam. Alle Ausgaben und Einkäufe besorgte ein Kammermeister mit einem Sekretarius und einem Schreiber. Zu seiner Bedienung genügte ihm ein Kammerknecht und drei adeliche Buben, unter denen Johann von Scheurenschloß sein Liebling war, dem er auch noch zuletzt tausend Goldgulden vermachte. An festlichen Tagen scheute er sich nicht, den Beamten selbst vorzuschreiben, wie viel Forellen, Hasen oder wilde Vögel sie einsenden sollten, dabei pflegte er selbst vorzulegen und sah es gern, daß die Gäste in reichem Maße aßen. Ein Huhn in seiner Brühe mit etlichen Weckeschnitten, oder auf's höchste mit etlichen Schnitten eingemachter Limonen, galt schon für ein Hauptgericht, und als Philipp einst einen Pfalzgrafen bewirthen wollte, bemühte er sich, um einen welschen Hahn zu bekommen. Dagegen erhielten kranke Hofdiener die geordnete wöchentliche Unterhaltung auch fort. Aber schon des Landgrafen Sohn Philipp, welcher zu Rheinfels seinen Sitz hatte, vergaß die weise und von den Umständen gebotene Sparsamkeit, und sein Bruder, L. Wilhelm, tadelt ihn wegen der großen Scharrhanse am Hofe mit den goldnen Ketten, welchen Tag und Nacht Küche und Keller offen stehen müßte, „so daß schier zu jedem Berg ein eigner Jäger, zu jedem Topf ein eigner Koch, zu jedem Faß ein eigner

Schenke sein müsse." — Ein Kinderlehrer erhielt damals 50 Gulden, 3 Malter Korn, Hofkleider und Hofkost; in welchem Preise die Früchte standen, das sieht man bei Gelegenheit einer Theurung, wo Philipp in Frankenberg ein Fruchtmagazin anlegen ließ und das Mött Korn (ungefähr so viel als ein Malter) 16 Albus, der Hafer aber nur die Hälfte kostete. Statt einer Kapelle hatte der Landgraf nur einen einzigen Trompeter, dessen Tod selbst Dichter betrauerten, und statt des Stallmeisters nur einen Sattelknecht, aus dem alten Geschlechte der Diede von Fürstenstein. Ein bemerkenswerther Zug in dem Charakter des Landgrafen Philipp war seine Dankbarkeit gegen treue und redliche Diener, und sein Testament enthält ein vollständiges Verzeichniß derselben. Als im Jahre 1563 der Sohn Johann Konrad Aitingers, der 1547, vom Kaiser verfolgt, an den Folgen einer nächtlichen Flucht starb, dem Landgrafen vorgestellt wurde, sprach dieser mit großer Rührung: Dieses Jünglings Vater hat Leib und Leben für mich gelassen, wollte Gott, wir hätten der Diener viel! und stellte ihn als Kanzleischreiber an. Die Jagd war Philipps Hauptvergnügen, und dazu bot auch Hessen mit seinen herrlichen Waldungen die schönste Gelegenheit. So schrieb er im Jahre 1559 an Herzog Christoph: „In diesem Schweinehatz haben wir mit unsern jungen Hunden, die hübsch und wir selbst gezogen, gute Lust gehabt und über 1120 Säue gefangen, wie denn E. L. aus beiverwahrtem Verzeichniß sehen können." In einer Nachschrift sagt er: „Auch mögen wir E. L. mit Wahrheit und wollen wenig sagen, daß wir noch 60 Jagden, so wir gewollt, zu thun gehabt hätten. Weil wir aber befunden, daß die Säue mager gewesen, haben wir nicht fleißiger jagen wollen. Doch sind die Säue dieses Jahr am Reinhardswald, um

Spangenberg und um Melsungen her feist gewesen.“ In seinem Testament sagte Philipp: „Die Wildfuhr ist gut, daß sie unsre Söhne hegen, denn hätte Gott kein Wildpret wollen haben, so hätte es seine Allmacht nicht in die Arche Noah nehmen lassen. So ist's auch gut, daß sich die Herrn zu Zeiten verlustiren, die sonst mit schweren Geschäften beladen sind. Die Herrn vernehmen auch viel, wenn sie auf der Jagd und Jagdhäusern sind, als wenn sie stets am Hoflager wären; können auch dadurch ihre Gränzen selbst wissen, was ihrer ist; kann auch sonst mancher arme Mann vorkommen, der sonst nicht zugelassen wird. Daneben sollen sie den Leuten vergönnen, daß sie ohne Schaden des Wildprets ihre Früchte einzäumen, auch zu etlichen Zeiten mit Hunden abhetzen, und besonders die wilden Säue, die den meisten Schaden thun. Wo auch das Wildpret dem Armen so großen Schaden thut, sollen sie dagegen Erstattung thun, oder ihnen etwas an Renten, Zehnten und Zinsen nachlassen.“ 1562 wurde aber ein Wilddieb ohne weiteres bei Bettenhausen an einen Eichbaum gehängt, und seinem Gesellen, welcher die Häute dreier bei Helsa geschossener Hirsche abgezogen und zum Verkaufe gebracht hatte, die Strafe des Wippens zuerkannt, d. h. er wurde mit Stricken hinterwärts gebunden und neunmal in die Höhe und wieder herunter gezogen. Dieselbe Strafe mußte ein Landsknecht erleiden, der 1562 in Niederhessen allenthalben Gevattergeschenke für seines angeblichen Kindes Taufe auspreßte und auch einen Besuch bei dem Obristen Reimann in Waldkappel abstattete. Bei jedem Zuge mit dem Stricke rief der Henker: ich allein habe die Ehre, dich als Gevatter zu heben. Zugleich wurde er auch des rechten Ohres beraubt, so er doch gern das linke dafür gegeben, weil er schon am linken Auge blind

war und gern beides zusammen verbergen wollte. Diese Landsknechte zeichneten sich durch lange Hosen, weite Aermel, hohe spitzige Federhüte aus, und zogen gewöhnlich in Gesellschaft einer Weibsperson umher. Einem derselben, der auf dem Hof zu Hanstein schon Reisegeld empfangen, aber noch mehrere Hühner mitgenommen hatte, zog Martin von Hanstein selbst so viele Zähne mit einer Zange aus, als er Hühner überhin genommen, und ließ ihn noch durchprügeln.

Seinem Sprüchworte gemäß: „man erkenne den Fürsten an guten und sichern Landstraßen, am Gehalt seiner Münze und seines Wortes," verordnete Philipp im Testamente: „Wir wollen unsre Söhne väterlich ermahnt haben, daß sie wollten ihre Straße rein halten, und das Placken und Nehmen auf den Straßen von Keinem leiden, auch diejenigen, so diese Plünderer hausen und herbergen, nach Inhalt des Landfriedens strafen. Wo auch auf den Straßen Jemand angegriffen würde, oder sonst Todtschläge oder andere Händel geschehen, dieselben verurtheilen lassen und am Leben strafen, wie ihnen das Recht zusteht und gute Gerechtigkeit halten; auch nicht leiden, was man an andern Orten geraubt hat, in ihr Land zu führen." Sonach wurde ein Hirte von Niederzwehren, der 1558 einen vom Kasselschen Martinimarkte zurückkehrenden Kölner Eisenhändler unweit Nordshausen mit seinem Spieß angefallen und demselben einen verbotenen Goldgulden abgenommen hatte, durch dieses Goldstück entdeckt und als Straßenräuber mit dem Schwerte hingerichtet. Auf gleiche Weise wurden die Räuber bestraft, welche einen Reffträger seines Geldes beraubt hatten, womit er zu Almerode hatte Glas kaufen wollen. Der Reffträger hatte zugleich geloben müssen, seine Geschichte keinem Menschen zu ent-

decken, darum erzählte er sie im nächsten Wirthshause dem Ofen, um wenigstens sein Gelübde nicht zu brechen.

Bis an sein Lebensende durchreisete Philipp sein Land, um die Gebrechen desselben allenthalben mit eignen Augen zu sehen und mit Rath und That zu helfen; hier ließ er die alten Erbregister und Salbücher besichtigen, und nach eidlichem Bericht der Beamten, Bürgermeister und Dorfvorsteher ergänzen und erneuern; hier suchte er seinen Unterthanen neue Hülfsquellen zu eröffnen, jede Unordnung zu verhindern; hier konnte jedermann etwaige Klagen gegen gewissenlose habsüchtige Beamten persönlich vorbringen, und er stand so auch dem Niedrigsten unter dem Volke nahe, als ein väterlicher Freund, aber auch als ein Rächer jedes Unrechts. Unerbittlich streng war er namentlich gegen jede Entweihung des Sonntags und gegen grobe Verletzung der Zucht. Zwar stellte er nicht nur die zerstörten Festungen und das Geschütz von Kassel, Gießen und Rüsselsheim wieder her, sondern er verstärkte auch noch die Wälle von Kassel, wo unter Aufsicht seines Sohnes Wilhelm das Schloß an der Fulda neu aufgerichtet wurde. Doch warnte er seine Söhne gegen jeden leichtsinnigen Krieg, und sagte deshalb in seinem Testamente: „Und sollen unsre Söhne, von Frau Christinen geboren, das Geschütz zu nirgends anderem gebrauchen, als zur Vertheidigung und damit Land und Leute zu beschützen; aber in keinem Fall ein Bruder wider den andern, oder um damit den Krieg anzufangen. — Es ist unser treuer Rath, väterliches Bedenken und Verordnen, daß sie sich in allen Fällen vor Krieg wollen hüten und keinen Krieg anfangen; denn es ist nicht mehr zu kriegen, wie vor Zeiten; das Kriegsvolk ist zu theuer, man kann's nicht mehr erhalten. Es muß auch ein Herr schier alle sein Hofgesinde besolden, das zuvor nicht ge-

wesen. Der Ausgaben sind zu viele. Darum wollen sie sich hüten vor Kriegen, so viel immer möglich ist, und sich das Sprüchwort merken: Der Krieg scheint nur dem süß, der ihn nicht kennt. Sie müßten's denn thun, so sie von einem Feinde überzogen würden." — Wegen der Erhaltung der ihm so theuern Waldungen verordnete er: „Es ist hoch von Nöthen, daß sie über ihre Wälder halten, daß sie gehegt und nicht verwüstet oder verrodet werden; denn sollte ein Brand oder Krieg in's Land kommen, und ein unbarmherziger Tyrann nähme solchen Krieg vor, verbrannte Dörfer und Städte, so würde ein großer Mangel Holzes halber sein. Zudem wenn die Leute die Rottländer etwas gebraucht haben, so lassen sie sie alsdann wieder liegen und hat man keinen Nutzen davon, das Holz und die Wildfuhre ist weg, und sie bleiben wüste liegen. Desgleichen, daß junges Holz zum Bauen und Brennen gezogen werde und wieder aufwachse. Ob die Holzordnung, wie wir doch nicht hoffen wollen, den gar Armen zu beschwerlich wäre, können sie es auf mildere Wege richten. Die aber reich sind, Handwerke treiben, kaufen und verkaufen, auch die Brauer, wissen sich in die Ordnung wohl zu schicken. Gibt man ihnen das Holz theuer, so geben sie auch ihre Waare desto theurer und haben deshalb keinen Verlust." — Auch vergaß er seiner milden Stiftungen und namentlich der Universität Marburg in seinem letzten Willen nicht: „die Universitäten, sagte er, sollen unsre Söhne bei den Gütern, die sie inne haben, bleiben lassen, und soll Landgraf Wilhelm neben Landgraf Ludwig die zu bestellen haben. Auch darauf ein gut Aufsehens haben, daß sie rechte und gelehrte Professoren erhalten, kein eigner Nutzen noch Freundschaft darin angesehen und gesucht, auch mit den Stipendiaten

und deren Unterstützungen gute Ordnung gehalten und denen gegeben werden, welche gute Anlagen haben. Auch sonderlich mit Fleiß dazu thun, daß in der Theologie viele Studenten auferzogen und rechtschaffen unterwiesen und erhalten werden; auf daß man künftig daraus rechtschaffene Prediger, Lehrer und Kirchendiener haben könne. — Die sechs Hospitäler, als Kaufungen, Wetter, Haina, Merrhausen, Grünau und Hofheim, desgleichen die Siechenhäuser, so wir bereits aufgerichtet haben und noch aufrichten werden, wollen unsre Söhne mit Fleiß beaufsichtigen lassen, daß treulich damit umgegangen und darüber keine eigennützigen Leute verordnet, auch alle Jahr Rechnung abgehört und die Armen treulich erhalten werden. Sie sollen sich auch die andern gemeinen Hospitäler und Kasten befohlen sein lassen, und darauf sehen, daß damit rechtschaffen umgegangen werde, und jährlich die Rechnungen von den Superintendenten und andern, so dazu verordnet, abgehört werden. — Wir wollen auch unsre Söhne väterlich ermahnt haben, daß sie wollen gottesfürchtig sein, Gott vor Augen haben und alle ihre Hoffnung und Vertrauen allein auf ihn setzen; und fest an den Herrn Jesum Christum, unsern einigen Mittler, glauben und Gott den heiligen Geist bitten, daß er sie darin stärke und erhalte, und sich stets hüten vor Aberglauben, Zauberei, Wahrsagern, Kristallsehern, Schwarzkünstlern und mit solchen Dingen gar nicht umgehen, denn es die höchste und vornehmste Sünde ist wider Gott. — Wir wollen unsre Söhne väterlich ermahnet, auch ihnen eingebunden haben, daß sie den armen Leuten wollten gnädig sein, ihnen Billigkeit und Gerechtigkeit thun, dem Armen sowohl als dem Reichen, und dem Reichen wie dem Armen. Auch Bittschriften annehmen, diese selbst lesen oder sich darüber berichten

lassen. Zudem den Räthen und ihren Schreibern in ihren Eid und Pflicht binden, kein Geschenk zu nehmen, sondern dem Armen wie dem Reichen, und dem Reichen wie dem Armen zu thun; auch den Freunden oder Feinden Recht und Billigkeit widerfahren zu lassen; das, was unsre Söhne befehlen, nicht zu hinterhalten, auch den Parteien und Armen treulich mitzutheilen und sie damit fördern, und nichts davon oder dazu zu thun, sondern dem treulich zu folgen. Auch auf die Kanzlei zu gehen und selbst mit darauf sehen, daß dem nachgegangen werde. Und da die Nassauische Streitsache vertragen, so sollen unsre vier Söhne mit Zuziehung des Doctors Oldendorf und anderer, wo wir es selbst nicht noch thun, eine Ordnung machen, daß am Hofgericht und sonst schleunig den armen Leuten und Parteien ihre anhängigen Rechtssachen abgeholfen und nicht zu lange aufgehalten werden, auch ihnen Billigkeit und Recht widerfahre. Wir wollen auch unsre Söhne fleißig ermahnt haben, daß sie den Armen gern um Gottes willen geben, und Niemand Mangel oder Noth leiden lassen. — Es ist auch unser treuer Rath und Verordnung, daß sie wollen wohl haushalten, und nicht zu prächtig sein, es sei mit Bauen, Spielen, Kleidern, großen Gastmählern, großem Gnadengeld oder anderem, denn sie sehen wohl, daß andere Herren darüber in große Schulden kommen, daß sie ihre Lande der Landschaft übergeben oder sonst haben verkaufen müssen. Es ist auch unsere väterliche Verordnung und treuer Rath, daß sie keine Städte, Schlösser und Dörfer wollen erblich weggeben noch verkaufen; denn wo sie das thäten, würde das Land dadurch geschmälert. Denn wo man aus einem Garten Aepfel oder Birnen weggibt, das wächst wieder, so man aber die Bäume weggibt, so hat man dann hernach nichts

mehr, das man benutzen oder weggeben könnte." — Vor allen Dingen lag aber dem Landgrafen daran, daß das mit so vieler Mühe und Arbeit erlangte Evangelium in Hessen erhalten würde, und darum heißt es ferner im Testamente: „Wir wollen unsere Söhne ermahnt haben, daß sie bei der wahren Religion des heiligen Evangeliums, alten und neuen Testamentes, und der Augsburgischen Konfession bleiben wollen und sich davon in keiner Weise wollen abwendig machen lassen. Auch die Prediger in gnädiger Fürsorge haben, ihnen keine Ueberlast thun, Beschwerungen oder etwas, das ihnen nachtheilig oder verdrießlich sein möchte, zufügen lassen; daneben aber auch ein gutes Aufsehen, daß rechtschaffene Superintendenten erhalten werden, die die Prediger, sowie die Schulmeister in guter Ordnung erhalten, daß sie dem Inhalt der Augsburgischen Konfession, dem Evangelium und dem neuen Testamente gemäß lehren, auch daß sie ein gutes christliches Leben führen und dem Volke kein Aergerniß geben. — Ob unser Herr Gnade gäbe, daß sich die Papisten würden unserer Religion nähern, und da es zu einer Vergleichung kommen möchte, die nicht wider Gott und sein heiliges Wort, was, wie wir besorgen, doch schwerlich geschehen wird, so wollen wir treulich gerathen haben, daß unsere Söhne mit Rath unserer gelehrten und ungelehrten, frommen und nicht eigennützigen Räthen (die mehr bedenken, daß sie ihre Kinder zu großen Aemtern bringen, als darauf sehen, daß sie rathen, was mit Gott zu thun oder nicht) solche Vergleichung befördern helfen und nicht ausschlagen."

Fünf Jahre vor seinem Tode, am 6. April 1562, hatte Philipp der Großmüthige mit lauter Stimme und heiterem Geist den berufenen Zeugen und Notarien diesen seinen letzten Willen, aus dem Einiges mitgetheilt

worden ist, übergeben und sich noch dadurch ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Geistesgröße gesetzt. Endlich schlug denn auch für ihn die letzte Stunde seines dreiundsechszigjährigen thatenvollen Lebens, nachdem er neunundvierzig Jahre regiert hatte. Steinschmerzen, Fußgicht und ein offenes Bein, welches Burkhard Mithobius, der Leibarzt des Herzogs Erich, ihm gegen den Rath seines Wundarztes zuheilen ließ, und welche körperlichen Leiden wahrscheinlich die Folgen seines langen Gefängnisses waren, äußerten jedoch so wenig Einfluß auf die Heiterkeit und Ruhe seines Wesens, daß Niemand außer ihm sein nahes Ende voraussah. Nachdem er wohl vorbereitet Donnerstag vor Ostern mit seinen Söhnen und seiner Schwiegertochter Sabina im Schloß zu Kassel das heilige Abendmahl genossen und an dem folgenden Tage seine Kleinodien, Kleider und Wehren vertheilt hatte, wobei Landgraf Wilhelm zwei Schwerter erhielt, legte er sich am Ostersonntage mit dem Ausrufe: er fühle eine außerordentliche himmlische Freude, ermattet zu Bette. Am folgenden Abend zwischen vier und fünf Uhr, in Gegenwart seiner Söhne, des Dechants der St. Martinskirche und seiner vornehmsten Räthe, ging Philipp der Großmüthige mit den Worten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! sanften und schmerzlosen Todes in die ewige Ruhe. Es war der 31. März 1567.

Das Einbalsamiren seines Körpers und die herkömmlichen Ceremonien der Bestattung hatte er untersagt. Aber vier Redner der von ihm gestifteten hohen Schule verkündeten der Welt den Tod eines Helden, von dem einst Zwingli sagte: im Himmel und auf Erde werde man von ihm rühmen, er sei der einzige Fürst gewesen, ähnlich jenem Ackermann, der die Hand an den Pflug legte und nicht zurück sah. In der St. Martinskirche,

wo seine Gebeine ruhen und wo er zuerst ein Erbbegräbniß für sich und seine Familie gründete, errichtete Wilhelm, sein Erstgeborner, über seinem geharnischten Standbild ein bis an das Gewölbe des Doms emporsteigendes Denkmal von Marmor, welches Elias Godefroy aus Cambray begonnen und Adam Beaumont 1570 vollendete. Wie tief das Land den Verlust seines geliebten Fürsten fühlte, beweisen folgende Verse aus der gleichzeitigen hessischen Reimchronik: „Im Land ein großer Riß geschah, Ein treuen Vater hat's verloren, Wie man seithero hat erfahren. Der arme Mann fühlt es mit Noth, Und klagt des frommen Fürsten Tod, Mit Nägeln sollt ausgraben gern, Wenn's möglich wär, den alten Herrn rc.“

Was das Aeußere Philipps des Großmüthigen betraf, so drückten die Züge seines Gesichts zugleich Milde und Ernst aus, seine Stirn war hoch, seine Augen strahlten von einem außerordentlichen Feuer, dabei waren seine Wangen lebhaft geröthet und in früheren Jahren durch einen freien Bartwuchs gehoben. Luther sagte von ihm: also ist der Landgraf ein Kriegsmann, von Person zwar klein, aber in Rath und Verstand mächtig und glückselig.



